Geschichte

der

christlichen

igion und Kirche

für das Volk.

Bearbeitet

von

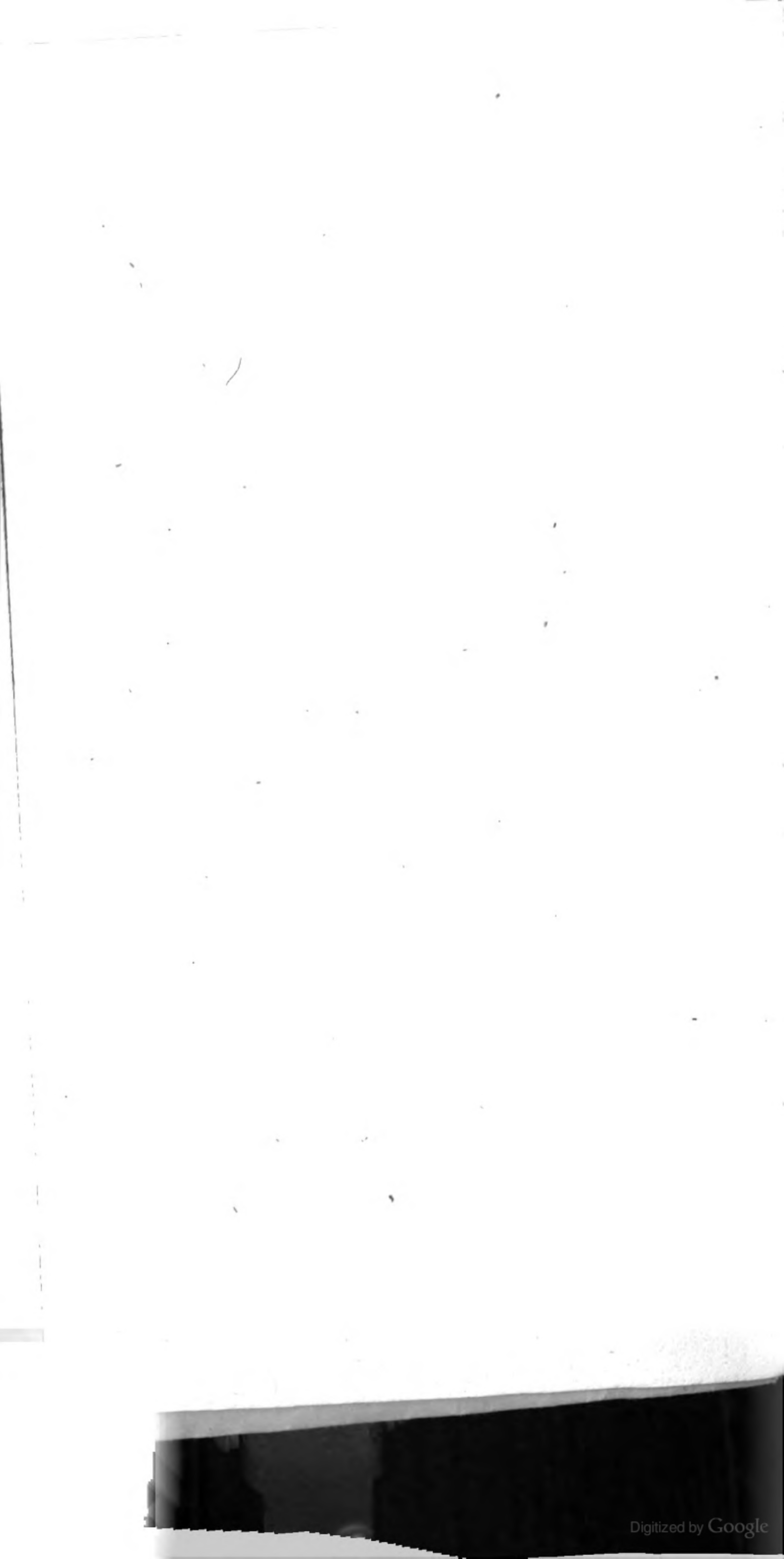
Ottmar Lautenschlager.

Zweiter Band.

(Gregor VII. bis zur Spaltung durch Luther.)

München, 1848.

Verlag des katholischen Büchervereins.



Geschichte der Kirche Jesu.

Fünfter Zeitraum.

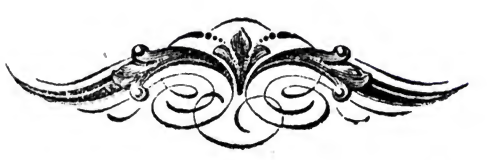
Von Gregor VII. bis zum Tode Bonifacius VII.
(vom Jahre 1073 bis 1303.)

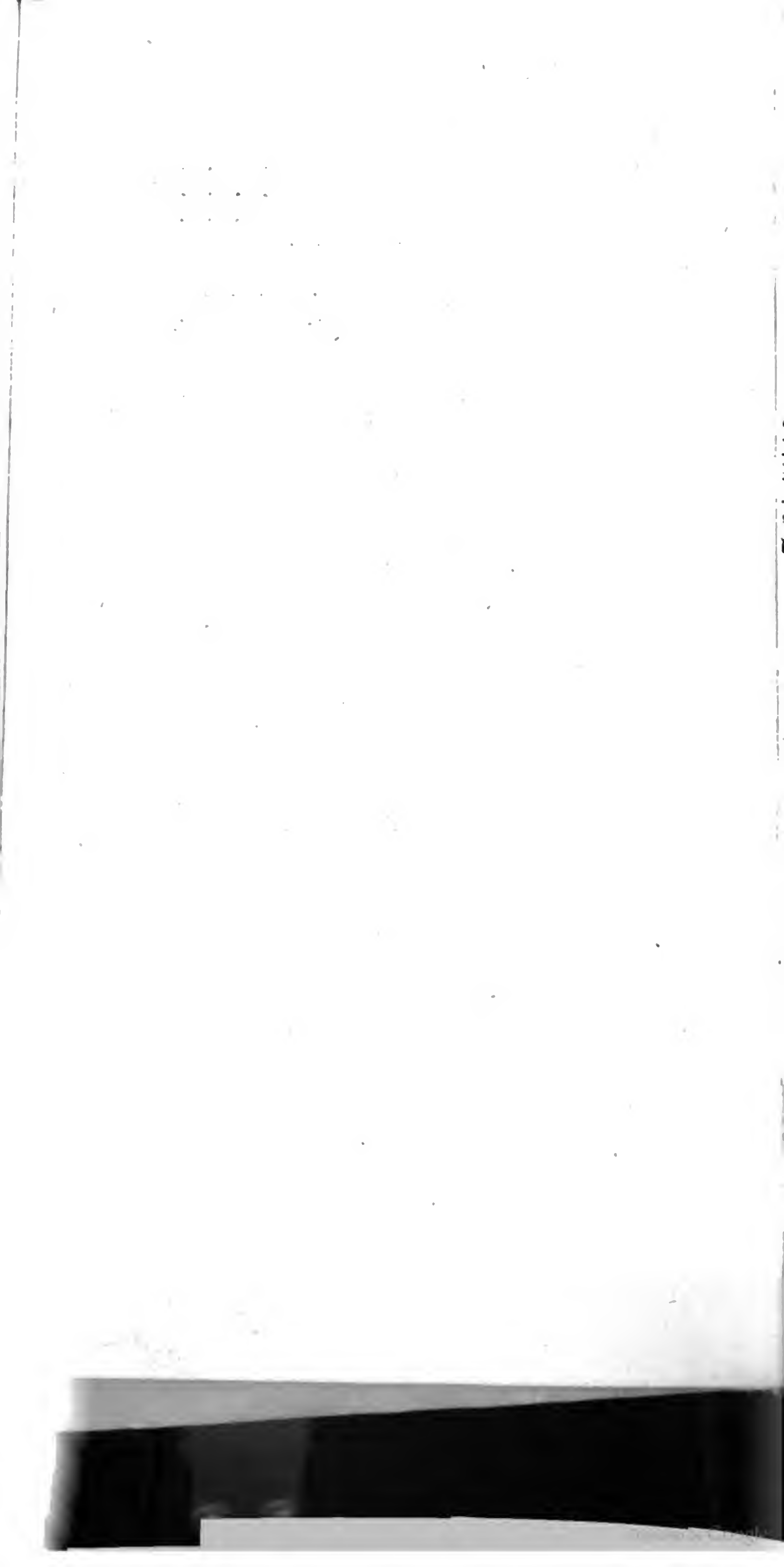
Sechster Zeitraum.

Von Bonifacius VII. Tode bis zur großen Kirchenspaltung. (Vom Jahre 1303 bis 1517.)

Die Klöster und Orden der Kirche während dieses Zeitraums gestiftet:

Von den Heiligen dieser Zeit.





Fünfter Zeitraum.

Von Gregor VII. bis zum Tode Bonifacius VIII.
(Vom Jahre 1073 bis 1303.)

Gregor VII. wider Heinrich IV. und die Laster seiner Zeit. — Der Investiturstreit. — Die Kreuzzüge und das Ritterthum. — Die Bekehrungen — Der heilige Bernhard. — Hadrian IV. und Alexander III. den Hohenstaufen gegenüber. — Innocenz III. — Thomas Beket. — Franciscus und Dominicus. — Friedrich II. und der Untergang der Hohenstaufen. — Ludwig IX. — Die Vereinigung mit den Griechen — Bonifacius VIII. —

I. Kapitel.

Der Gottesfrieden — Leo IX. — Gregor VII.

(1073 — 1085.)

Nach dem Tode Heinrich II., des letzten Sprossen aus dem Hause Sachsen, versammelten sich 1024 die teutschen Stämme an den Ufern des Rheins zwischen Mainz und Oppenheim und wählten Conrad, den Herzog der Franken, zu ihrem Könige. Eine gute Wahl! denn Conrad liebte Gerechtigkeit und handhabte mit Kraft die Ordnung. Während seiner Regierung stiftete die Kirche ein herrliches Werk des Friedens. Die Fehden der weltlichen Herrn wider einander waren damals eine so gewöhnliche Sache geworden, daß jeder Tag in der Woche mit Blut geröthet ward, und nicht die Heiligkeit des Ortes und der Zeit die Erbitterten vom Morde abhielt. Die Unsicherheit war allgemein, Straßenraub und die wilde Rohheit des Faustrechtes eine wahre Geißel für das Volk geworden. Da machten die Bischöfe von Burgund und in den Niederlanden ein Gesetz, daß kein Ritter den andern bekriegen und überhaupt kein Waffenlärm seyn sollte, außer an drei Tagen der Woche, Montag, Dienstag und Mittwoch; an den andern Tagen sollte Ruhe und Frieden herrschen bei Strafe des Bannes, und dieser Friede dem Schutze Gottes übergeben

seyn, daher Gottes Friede. Mit Freuden bestätigte Conrad dieß heilsame Gesetz; allmählich verbreitete sich der Gottesfriede auch über andere Länder und hat, obgleich vielfach verletzt, dennoch die Ruhe mehr bewahrt, als bewaffnete Heere.

Zweimal zog Conrad nach Italien; zu Rom empfing er die Kaiserkrone und mit redlichem Eifer war er für das Beste der Kirche besorgt. Heimkehrend von seinem zweiten Zuge aus Italien, begann er zu kränkeln und starb zu Utrecht. Zu Speyer, in dem von ihm gegründeten Dome, liegt der wackere Kaiser begraben. Gisela, seine edle Gemahlin, verschmähte den Trost der Welt und beweinte ihren Herrn in dem Kloster Kaufungen bei Cassel bis zu ihrem Ende.

Heinrich **III.** (1039—56) fuhr fort, wo der Vater geendet hatte; mit einer Kraft, die an Carl den Großen erinnert, steuerte er der Unordnung und Verwirrung in Staat und Kirche; die Herzoge hielt er im strengsten Gehorsame, die Böhmen und Ungarn demüthigte er. Auch in der Kirche, wo dazumal drei Päpste um den Stuhl des heiligen Petrus stritten, stellte er die Ruhe wieder her, und gab in Suidger, dem Bischofe von Bamberg, (Clemens **II.**), der Kirche ein würdiges Haupt. Nach Clemens **II.** und Damasus (eines Bayern) frühem Tode berief er den Bischof von Toul, den frommen Bruno, auf den päpstlichen Stuhl. Als Bruno von Toul nach Rom reiste, nahm er den Weg über Clugny, das berühmte Kloster der Benedictiner. Hier fand er in dem Prior Hildebrand einen Mann voll Festigkeit und Scharfblick, und faßte großes Zutrauen zu ihm. Aber nur mit Mühe konnte er den Prior bewegen, ihn nach Rom zu begleiten. Hildebrand fühlte sich glücklich in der Stille seines Klosters, und trug um so mehr Bedenken, da Bruno in seinen Augen nicht nach den Satzungen der Kirche gewählt war. Doch Bruno ließ nicht nach; von Hildebrand begleitet zog er im Pilgergewande nach Rom und ward dort vom Clerus und Volke auf dessen Betreiben nun auch kirchlich zum Papste gewählt; er nannte sich Leo **IX.** (1048—54), und von nun an ward Hildebrand sein treuer Freund und vertrauter Rath.

Unter Leo **IX.** fing es an lichter zu werden. „Er war es, (um mit den Worten der Schrift zu reden) der nach einer

langen und finstern Zeit der Abtrünnigkeit den Namen des Herrn wieder anzurufen begann," so urtheilt Victor **III.** in seinen Gesprächen von ihm. Derselbe Papst nennt ihn einen ächten von Gott gesandten Apostel, eben so fromm als gelehrt, dem er oft am Altare gedient habe. Die Kirche ehrt in Leo einen Heiligen.

Mit großem Ernste eiferte Leo gegen die Sittenlosigkeit und Simonie; das Volk ermunterte er zum ausdauernden Kampfe gegen die Saracenen; wider die Normannen, die von Unter-Italien aus das Gebiet des heiligen Stuhles bedrohten, führte er selbst ein Heer. Als dieß geschlagen ward, fielen die Sieger dem Papste zu Füßen, baten um Buße und Segen, und nahmen von ihm die Eroberungen in Unter-Italien und Sicilien zu Lehen; so wurden die Päpste die Lehnsherren von Neapel und Sicilien.

Zu frühe starb Leo **IX.**; binnen neun Jahren stiegen fünf Päpste auf den Stuhl des heiligen Petrus. Nicolaus **II.** (1058—61) erließ das berühmte Decret, daß von nun an der Papst allein von den Cardinälen, mit Ausschluß der übrigen Geistlichkeit, des Volkes und des Kaisers, erwählt werden sollte. Hildebrand war es gewesen, der zur Sicherung der Wahlfreiheit und zur Unabhängigkeit des Papstthums dem Papste dazu gerathen hatte. Hildebrand übte jetzt überhaupt vorherrschenden Einfluß in Rom; er und sein milder herrlicher Freund Peter Damiani leiteten die Geschäfte der Kirche. Nach Alexanders **II.** Tode (1073) rief der römische Clerus und das Volk: „Der heilige Petrus wählt H i l d e b r a n d zu seinem Nachfolger!" und die Cardinäle stimmten zu.

Der Geburtsort dieses wahrhaft großen Mannes ist Savone in Toscana; sein Vater Bonizo war ein einfacher Zimmermann. Herrliche, ungewöhnlich frühe sich entwickelnde Geistesgaben zeigten die künftige Größe des Knaben an; der Abt des Klosters der heiligen Jungfrau auf dem Berge Aventin, der Erzpriester Johann Gratian, nahm sich seiner liebreich an, und ließ ihn auch dann nicht von sich, als er (Gregor **VI.**) mit der dreifachen Krone geschmückt ward. Dieser Gregor ward der Welt müde, und zog sich, aller Würde sich entkleidend, nach dem Kloster Clugny zurück, um dort seine Tage in dem Herrn

zu beschließen. Hildebrand folgte seinem Wohlthäter auch nach Clugny; hier unter Anleitung des herrlichen Abtes Odilo widmete sich der aufblühende Jüngling den Wissenschaften und der Uebung aller Tugenden mit solchem Eifer und Erfolge, daß sein Lehrer oft ausrief: „Dieser Knabe wird einst groß werden vor dem Herrn!“ Auch Kaiser Heinrich **III.** gewann den jungen gottbegeisterten Ordensmann lieb, und scheint mit ihm Großes im Sinne gehabt zu haben. Von diesem Kaiser hatte er nach Leo's Tode Gebhard, den Bischof von Eichstädt, zum Papste erbeten. Das neue Oberhaupt der Kirche sandte Hildebrand nach Frankreich, um die Beschlüsse der Synode von Rheims wider die Simonie in Vollzug zu bringen; dort in Gegenwart vieler Bischöfe forderte er einen Erzbischof, welcher, der Simonie verdächtig, beharrlich seine Schuld läugnete, auf, zu sagen: „Ehre sei Gott dem Vater und dem Sohne und dem heiligen Geiste!“ Bei den Worten „und dem heiligen Geiste“ stockt die Stimme des Erzbischofs; trotz wiederholter Versuche vermag er die Worte nicht auszusprechen, und zerknirscht sinkt er seine Schuld bekennend zu Hildebrands Füßen. Die Kunde davon durchdrang erschütternd das Land; nicht weniger als fünfundvierzig Bischöfe und siebenundzwanzig Prälaten legten reuig ihre Stellen nieder. Darauf brachte Hildebrand zu Tours den Berengarius zum Widerrufe seiner Irrlehre über das heiligste Altarsakrament. So ward er für die Kirche ein schützender Engel, der mit leuchtendem Schwerte ihr Heiligthum vertheidigte, und die Käufer und Verkäufer hinaustrieb — ein Schrecken der Bösen, die Hoffnung aller Guten.

Umsonst bat Hildebrand unter Thränen seiner Schwäche zu schonen und einen Würdigeren zu erwählen. Dem Könige der Teutschen, Heinrich IV., dem Sohne des zu früh gestorbenen Heinrich **III.**, zeigte er die Wahl an, und ersuchte ihn, selbe nicht zu bestätigen; er könnte als Papst, warnte er, dessen Laster und Verbrechen nicht ungestraft lassen. Der König aber trotz des Abredens höfischer Bischöfe ertheilte seine Bestätigung, da seine Gesandten zu Rom Alles in Ordnung fanden. Dieß war die letzte weltliche Bestätigung einer Papstwahl.

Jetzt ging Hildebrand (als Papst G r e g o r **VII.**) mit Gebet und strengem Ernste an sein großes Werk. Die Kirche

aus der Knechtschaft der Weltlichen zu retten, die Sittenreinheit der ersten Jahrhunderte in ihr herzustellen, sie auf Erden zu dem heiligen Reiche Gottes zu machen — dieß war sein Plan, und er arbeitete sein Lebenlang an dessen Ausführung mit aller Kraft, und dafür brachte er mit Freuden sich selbst zum Opfer.

Zuerst erneuerte Gregor die alten Gesetze der Ehelosigkeit der Priester; der früheren heiligen Regeln vergessend, hatten viele Geistliche Frauen genommen; von ihnen verlangte er Entlassung der Weiber oder Aufgebung der Pfründen. Um die Simonie auszurotten, befahl er: „Wer ein Bisthum, eine Abtei, oder ein anderes Kirchenamt aus der Hand eines Laien annehme, sollte abgesetzt, und die Fürsten, welche die Investitur solcher Stellen ertheilten, mit dem Banne belegt werden."

Als die Könige und Fürsten des Abendlands den christlichen Glauben angenommen, hatten sie in heiliger Liebe zu Gott viele Bisthümer, Abteien, Kirchen und Stifte gegründet, sie mit Geld, mit großen Ländereien (Lehen) und staatlichen Gerechtsamen begabt. Hiefür mußten ihnen die Bischöfe und Prälaten, wie die weltlichen Herren, die herkömmlichen Vasalldienste und die Heerfolge leisten; daher die Erscheinung, daß Bischöfe und Aebte (nicht als solche, sondern als Vasallen) mit dem Kaiser und dem Lehnsherrn in den Krieg zu ziehen verpflichtet waren.

Nun behielten sich die Stifter die Besetzung der von ihnen gegründeten Bisthümer und Beneficien vor; auch ihre Nachfolger sprachen dieselbe als ein Recht an, und belehnten die Prälaten in feierlicher Weise mit dem Abzeichen der geistlichen Gewalt, mit Ring und Stab, und sprachen dabei nicht: „Nimm hin die Ländereien der Kirche!" sondern: „Empfange die Kirche!" — als wäre die Kirche ein Geschenk des Staates! Dieser Act hieß die Investitur. Nach den Satzungen der Kirche durften diese Stellen nur durch freie Wahl besetzt werden. So lange die Könige und Fürsten nur Würdige auf die Stellen ernannten, konnte die Kirche Nachsicht üben; allein bald ward diese Nachsicht heillos mißbraucht: die Bisthümer und Abteien wurden förmlich verhandelt, von Unwürdigen erschlichen, oft durch die schlechtesten Mittel gewonnen. Die Fürsten dieser Zeit betrachteten die Kirchenstellen als ein bequemes Mittel

ihre Kassen zu füllen und ihre Günstlinge zu versorgen. Simonie herrschte überall, hiermit aber auch der Verfall des geistlichen Standes, der Religion und der guten Sitten. Diese Vergebung der geistlichen Stellen durch Weltliche hätte die Kirche ganz in die Gewalt der Weltlichen gebracht, und sie, die freie Braut Jesu Christi, wäre dann die Magd der Könige und Fürsten geworden: daher der Widerstand der Kirche und der Päpste gegen diesen heillosen Mißbrauch.

Gregor's Erlasse enthielten also nichts Neues; sie stellten nur die alte Ordnung in der Kirche wieder her, aber dennoch trafen sie die Schuldigen wie ein Donnerschlag, der den nahen Sturm verkündiget. Eine furchtbare Partei erhob sich wider Gregor; seine Gesandten, welche in den Ländern der Christenheit die Ausführung dieser Beschlüsse betrieben, fanden den heftigsten Widerstand, und geriethen öfter in Lebensgefahr. Der Papst selber ward am Weihnachtsabende in der Kirche von seinen Feinden überfallen, verwundet und gefangen, aber vom Volke wiederum befreit. Nur um so fester beharrte Gregor; die Weibersüchtigen und Simonisten aber schrieen um Hilfe zum Könige Heinrich, — er war ihres Gleichen.

Dieser Heinrich (1056—1106) ist ein trauriges Beispiel, wie eine schlechte Erziehung auch die besten Anlagen verdirbt. Bei dem Tode seines großen Vaters zählte Heinrich erst fünf Jahre; Agnes, seine Mutter, war zu schwach, ihn allein zu erziehen; denen, die hierin ihr beistehen sollten, war es mehr um Befriedigung der eigenen Herrschsucht, als um Heinrichs Erziehung zum Könige zu thun; sie verwahrlosten ihn gänzlich. In Gesellschaft von lüderlichen Weibern und schamlosen Jünglinge verlebte Heinrich seine Jugendjahre; hochmüthig, leichtsinnig und wortbrüchig, wie er ward, herrschte er als ein willkürlicher Tyrann: nicht die Bitten seiner Mutter Agnes, nicht die Tugenden seiner edlen Gemahlin Bertha, nicht die Mahnungen heiliger Bischöfe konnten den Wüstling zu Besinnung bringen. Voll Gram verließ Agnes den ungerathenen Sohn und schloß sich zu Rom in ein Kloster ein; bald ward ihm auch seine Gemahlin Bertha zum Ekel; um einen Vorwand zur Scheidung zu haben, suchte er sie sogar zum Ehebruch zu verleiten, und bot dem Erzbischofe Siegfried von



Mainz die Stadt Erfurt mit ihrem Gebiete an, falls er die Scheidung zu Stande brächte. Was von Heinrichs Wollust erzählt wird, ist widernatürlich und wahrhaft empörend. Um den Preis der Unzucht verkaufte er Abteien! Alle Schlechten und Lasterhaften, die Feinde des Papstes, fanden Aufnahme und Unterstützung bei ihm. Mit kalter Grausamkeit bedrückte er die Sachsen und suchte sie durch Zwingburgen niederzuhalten. Allein sie empörten sich, brachen seine Burgen; die Mißvergnügten schlossen sich zahlreich an sie an; schon dachte man daran, einen neuen König zu wählen. Da raffte sich Heinrich auf, und bewog durch flehentliches Bitten und glänzende Versprechungen die Fürsten des Reiches zum neuen Zuge wider die Sachsen. Mit ihrer Hilfe überwand er sie an der Unstrutt; nun trat er die Ueberwundenen mit Füßen. „Er brach alle menschlichen, geschweige christlichen, Verbindlichkeiten, stürzte sich immer mehr und mehr in alle Laster, die sein Gemüth ihm eingab. Alle Fürsten waren in Schrecken gesetzt; es fand sich Keiner, der es gewagt hätte, den Sünder, der Göttliches und Menschliches mit Füßen trat, auch nur mit einem leisen Worte zu tadeln." So urtheilt von ihm ein Zeitgenosse, Lambert von Aschaffenburg.

In ihrer Noth wandten sich die Sachsen um Hilfe an den Papst; dieser versprach in eigener Person nach Teutschland zu kommen, und Frieden zu stiften. Mit väterlicher Liebe hatte Gregor Alles aufgeboten, den wilden Heinrich zur Besinnung zu bringen. Der Verblendete aber, trunken von seinem Siege über die Sachsen und durch seine schlechten Rathgeber aufgereizt, wies trotzig alle Bitten und Warnungen von sich zurück. Da zeigte der Papst strafenden Ernst; zuerst bannte er die schamlosen Freunde und Räthe des Königs und forderte ihn dann selber nach Rom. Grimmig erwiderte Heinrich die Ladung des Papstes durch dessen Absetzung, die seine feilen und knechtischen Bischöfe auf ihrer Versammlung zu Worms aussprachen (1076). Lächerliche und schändliche Verbrechen wurden dem Papste angedichtet, und Roland, ein schlechter Priester aus Rheims, übernahm es, das Absetzungsdecret nach Rom zu bringen, welches also lautete: „Heinrich, nicht durch Gewalt, sondern nach Gottes Anordnung, König, an Hildebrand, nicht

den Papst, sondern den falschen Mönch!“ Mit Hohn und Frechheit überreichte Roland das Schreiben, schmähte den Papst, und hieß ihn einen Wolf. Das erbitterte Volk wollte ihn tödten; Gregor aber schützte ihn und sprach vor hundert und zehn Bischöfen den Bann über Heinrich aus.

Dem Könige ward es bei der Nachricht, er sei gebannt, nicht wohl zu Muthe; umsonst suchten seine Gesellen ihm die Angst hinwegzuscherzen; der Himmel selber schien Gregors Acht vollstrecken zu wollen. Wilhelm, Bischof von Utrecht, hielt am Osterfeste die Predigt und lästerte den Papst auf die schändlichste Weise, seines Bannes spottend. Bald nach der Feier ward der Lästerer plötzlich von furchtbaren Qualen gepeinigt und von Höllenangst gemartert. „Berichtet dem Könige, rief er, daß ich und er und alle, die seine Verkehrtheit begünstigen, auf ewig verdammt sind“, — und bald darauf starb er in Verzweiflung. Gähen Todes, wie er, starben auch mehrere Freunde Heinrichs, unter Andern die Bischöfe von Zeiz, Meißen und Speyer, sämmtlich im Banne. Ganz Teutschland erschrack und meinte, der Blitz des Bannstrahles hätte sie getödtet. Mit frischem Muthe erhoben sich die Sachsen, und von nun an ward ihr Feldgeschrei: „Heiliger Petrus!“ Heinrichs Anhänger, bisher ihm so knechtisch ergeben, verließen ihn; bald stand er allein. Zu Oppenheim versammelten sich die Fürsten des Reiches und erklärten ihn des Reiches für verlustig, falls er nicht binnen Jahresfrist die Lösung vom Banne erwirkte.

In dieser Bedrängniß ward für Heinrich nur in der Aussöhnung mit dem Papste das Heil. Mitten im Winter, nur von seiner Gemahlin, seinem Söhnlein und einem Treuen begleitet, trat er die Reise nach Italien an. Seine Feinde hatten alle Pässe besetzt; fast bettelnd schlich er sich mit Lebensgefahr über die mit Schnee und Eis bedeckten Gebirge; die Königin (wen rührt nicht die muthvolle Treue dieser schmachvoll behandelten Frau?) mußte sich, in Ochsenhäute gewickelt, über die steilen Eisfelder herabschleifen lassen. Mit Verwunderung hörte Gregor des Königs Ankunft; zu seiner größern Sicherheit begab er sich nach Canossa. Canossa war ein festes Schloß, das Eigenthum Mathildens von Toscana, der Wittwe des Herzogs von Niederlothringen, einer der edelsten Frauen ihrer



Zeit, die mit unbegränzter Hingebung in Gregor den heiligen Streiter für die Ehre Gottes und der Kiche ehrte, mit der Liebe einer Tochter an ihm hing und mit ihrer ganzen bedeutenden Macht ihn unterstützte. Nach Canossa eilte nun Heinrich, und bat Mathilde (sie war seine Base) um ihr Fürwort bei dem Papste. Dieser nahm ihn mit gerechtem Mißtrauen auf; erst nachdem Heinrich drei Tage und Nächte im Januar 1077 mit bloßen Füßen im Bußgewande um Vergebung gebeten, gewährte sie ihm Gregor, und zwar unter der Bedingniß, daß er auf einer Synode unter des Papstes Vorsitz sich gegen die vorgebrachten Anschuldigungen vertheidigen und je nach dem Befinden der Sachen das Reich behalten oder verlieren solle. Hierauf löste Gregor den Bann, feierte das heilige Meßopfer, und reichte ihm zur Bekräftigung seiner Aufnahme in die Kirche den Leib des Herrn.

Mit einem Stachel im Herzen verließ Heinrich Canossa; Gregors Feinde in der Lombardei sahen nur mit Zorn die Aussöhnung, reizten den König noch mehr, und verhießen ihm zum Kampfe ihren mächtigen Beistand. Da vergaß dieser seines Eides und trotzte dem Papste kühner als je. Während er den Winter in Italien bei seinen Freunden zubrachte, wählten seine Feinde in Teutschland den Herzog Rudolph von Schwaben zum Könige und Siegfried, Erzbischof von Mainz, salbte ihn. Gregor aber erkannte weder ihn noch Heinrich als König an, und versprach selber nach Teutschland zu kommen. Drei Jahre stritt Heinrich wider Rudolph; für ihn fochten Gottfried von Bouillon, der nachherige König von Jerusalem, und Friedrich von Hohenstaufen, der Stammvater des hochberühmten Geschlechtes, welchen er dafür mit der Hand seiner Tochter Agnes und dem Herzogthume Schwaben belohnte. Heiß entbrannte der Kampf; in drei großen Schlachten blieb Rudolph Sieger; bis er in dem letzten Kampfe an der Elster (1080) durch Gottfried von Bouillon die Todeswunde empfing und drei Tage darnach zu Merseburg starb. Mit steigendem Grimme wüthete nun Heinrich gegen seine Feinde, vertrieb die treuen Bischöfe und besetzte ihre Stellen mit seinen Creaturen. Zum andern Male sprach Gregor den Bann über Heinrich aus; dieser ließ jetzt durch seine Partei ihn absetzen und

den Erzbischof Guido von Ravenna, unter dem Namen Clemens III. (1084) zum Gegenpapste wählen. Es brach Heinrich selbst in Italien ein. Mathildens Heer ward geschlagen; sie aber wankte nicht, auch dann nicht, als Florenz nach trotziger Gegenwehr mit Sturm genommen und Padua und Cremona gefallen waren; unerschütterlich behauptete sie sich in Canossa. Bis an die Mauern Roms wälzten sich Heinrichs Schaaren; aber mit einer Tapferkeit, würdig ihrer Ahnen, schlugen die Römer alle Angriffe zurück; furchtlos blieb Gregor in der belagerten Stadt, hielt ruhig eine Synode und sorgte mitten unter dem Kriegslärmen für die Aufrechthaltung der Kirchenzucht. Zwei Jahre nach einander kam Heinrich und bedrängte Rom; erst im dritten Jahre vermochte er sich in einem Theile der Stadt festzusetzen. Jetzt baten die Römer den Papst, mit dem Könige Frieden zu machen. „Wohl, sprach der große Papst, dessen Sinn fester war, als die Mauern seiner Engelsburg; Heinrich thue Buße, und er wird Frieden haben!“ Und nicht ward sein Muth gebeugt, als Heinrich neben dem Stahle auch Gold gebrauchte, und der Stadt in so weit Meister ward, daß er seinen Afterpapst in die Peterskirche einführen und aus seinen Händen die Kaiserkrone empfangen konnte. Aber ein kurzer Triumph! Nach wenigen Tagen führte Robert Guiscard, der Herzog der Normannen, des Papstes treuer Vasall, ein Heer von sechsunddreißigtausend Mann nach Rom; ohne Kampf floh König Heinrich mit seinem Clemens. Schade nur, daß Roberts Truppen den Sieg mißbrauchten, und mit Mord und Brand und Raub in der Stadt wütheten. Zürnend erhob sich das Volk von Rom gegen die Plünderer, und nach dreitägigem blutigen Kampfe hielt es Herzog Robert für besser, die Stadt zu verlassen.

Während Heinrich gedemüthigt über die Alpen flüchtete, erhob sich Gregor mit neuer Kraft; zum dritten Male bannte er auf einer Synode den Heinrich und schärfte wiederholt die früheren Verordnungen hinsichtlich der Kirchenzucht ein. Gregor's ganzes Leben war Ein Kampf. Denn nicht allein wider Heinrich hatte der große Papst zu streiten; in Frankreich trieb König Philipp I. das Laster der Simonie ärger, als je ein anderer Fürst, und war Ehebrecher, wie Heinrich; auch

ihn strafte der heilige Papst mit dem Banne, so sehr er auch Ursache haben mochte, ihn bei seinem Zwiste mit dem Könige der Teutschen zu schonen, und ließ nicht nach, bis auch er Buße that, und seine Verbesserungsplane in seinem Reiche beförderte. Mit gleicher Kraft züchtigte er auch Boleslaus, den König der Polen, den Mörder des heiligen Stanislaus, schirmte wider Wilhelm, den Eroberer Englands, die Rechte des besiegten Volkes und begeisterte die Christen Spaniens zum ausharrenden Kampfe wider die Saracenen, welche auch im Osten herandrangen. Gegen sie gedachte er die Völker des Abendlandes zu führen, wann er Ruhe und Freiheit für die Kirche und Staat errungen hätte.

Solch' endlose Mühsale und Kämpfe erschütterten zuletzt seine körperliche Kraft; die aber seines Geistes blieb frisch und ungebrochen bis an sein Ende. Der nöthigen Ruhe wegen begab sich der heilige Papst nach dem Kloster Monte-Cassino, von da nach Salerno. Von hier aus setzte er seine Sorge für das Wohl der Kirche fort; sein Trost war Gebet, die Betrachtung der heiligen Schrift und der Geschichte der Kirche. Seine Schwäche nahm zu, und bald erkannte er die Nähe des Todes. Als die sein Lager umstehenden Freunde seine Thaten und Leiden preisend aufzählten, sprach er: „Ich will keine meiner Thaten sehr rühmen; aber ich vertraue, daß ich stets das Rechte geliebt und die Gottlosigkeit gehaßt habe.“ Er wies die Seinigen hin auf Gott, Dem er sie unter flehentlichem Bitten übergeben hatte. Alle Reuigen befreite er vom Banne; nur Heinrich und Clemens sollten erst dann Verzeihung erhalten, wenn sie sich unbedingt dem apostolischen Stuhle übergeben hätten. Am 25. Mai 1085 hauchte Gregor seine große Seele aus.

II. Kapitel.

Das Ende des Investitur-Streites. — Calixtus II. — Der heilige Anselm.

König Heinrich hoffte nach dem Tode seines großen Gegners auf Sieg; aber wie bitter ward seine Hoffnung ge-

täuscht! Zwar unterwarf sich ihm der neue Gegenkönig, Herrmann von Luremburg, und selbst seine erbittertsten Feinde, die Sachsen, verglichen sich mit ihm. Allein in Italien widerstand ihm Mathilde mit einer Kraft, die an die Ausdauer des großen Gregor, ihres geistlichen Vaters, erinnert, ja, sie, die treue Tochter des heiliges Stuhles Petri, vermachte Diesem, trotz ihrer Verehlichung mit Welf V., ihr reiches Gut, und gab ihm dadurch eine neue Wehr gegen seine Feinde. Ihre Heere trieben Heinrich aus Italien; Gregors Nachfolger, Urban II. und Pascal II., erneuerten den Bann wider ihn; selbst sein eigener Sohn Conrad erhob sich freventlich gegen den bedrängten Vater. Zwar verblich Conrad eines baldigen Todes; aber auch Heinrich, der liebste seiner Söhne, den er bereits zu seinem Nachfolger hatte ernennen lassen, zückte das Schwert wider ihn, nahm ihn tückisch gefangen und zwang ihn zur Entsagung. Heinrich entkam und floh nach Cöln, und von da nach Lüttich zu seinem Freunde dem Bischofe Ottbert; sogleich zogen ihm die Feinde nach, und belagerten ihn. Da starb der unglückliche Fürst (1106) im äußersten Elende, im Tode noch verfolgt, da die Reichsfürsten ihn als einen im Kirchenbanne Gestorbenen ausgraben ließen! Auf einer kleinen Insel in der Maas lag die Leiche im Sarge unbeerdigt, und für die abgeleibte Seele sang hier täglich ein Einsiedler aus Jerusalem die Bußpsalmen. Heinrich V. ließ des Vaters Leib nach Speyer bringen; fünf Jahre stand sie noch in einer ungeweihten Kapelle, bis der Papst den Bann von ihm nahm; dann ward sie auf das feierlichste beigesetzt.

Des Vaters Unglück schien Heinrich V. (1106—1125) nicht belehrt zu haben; mit gleich starrem Trotze, aber mit noch größerer Verschlagenheit und Heuchelei beharrte auch er wider die erneuten Warnungen des Papstes Paschalis auf der Investitur. Drohend zog er mit einem mächtigen Heere gegen Rom. Der apostolischgesinnte Papst erbot sich Namens der Kirche, alle Güter, weltlichen Rechte und Einkünfte derselben zurück zu geben, und blos von den freiwilligen Gaben der Gläubigen zu leben, falls der König auf die Investitur verzichte. Der König nahm diesen Vorschlag nicht an; er schien ihm und auch den Meisten der Prälaten nicht ausführbar.

Da verweigerte ihm Paschalis die Krönung; erzürnt ließ Heinrich den Papst und die Cardinäle gefangen nehmen, erzwang einen den Rechten der Kirche nachtheiligen Vergleich und die Krönung. Kaum aber hatte er Rom verlassen, als Paschalis auf Andringen der Cardinäle und der Geistlichkeit den erzwungenen Vergleich widerrief und auf ein Neues unter schwerer Bedrohung die Investitur verwarf; dasselbe that die Synode von Vienne in Frankreich, die sogar die Investitur als Ketzerei bezeichnete und den Kaiser bannte. Heftiger als je entbrannte der Streit; Paschalis Tod stiftete keinen Frieden; wider seinen Nachfolger Gelasius II. stellte Heinrich einen Afterpapst in Gregor VIII. auf. Gelasius floh nach Frankreich, wo er auf einer zweiten Synode zu Vienne abermals die Investitur verdammte und den Kaiser in den Bann that, aber schon 1119 starb. Jetzt ward Guido, Erzbischof von Vienne, — Calixtus II. — auf den Stuhl des heiligen Petrus gesetzt.

Unter ihm ward der lange verderbliche Streit endlich beigelegt; Heinrich fürchtete das Loos seines Vaters; schon drohten die Sachsen. Der neue Papst machte billige Vorschläge, und so kam das Concordat in Worms zu Stande (23. Sept. 1122); Calixtus aber berief aus eigenem Antriebe ein Jahr darauf das neunte allgemeine Concil, das Erste im Lateran und im Abendlande.

Dieses Concil bestätigte das Wormser Concordat, und es ward festgesetzt: „Der Kaiser übergibt Gott, dem heiligen Peter und Paul und der katholischen Kirche alle Investitur mit Ring und Stab, und gestattet, daß in allen Kirchen des Reiches die Wahl und Weihe frei nach den Kirchengesetzen geschehe; dagegen genehmigt der Papst, daß die Wahl der teutschen Prälaten in Gegenwart des Kaisers oder seiner Abgeordneten ohne Gewalt und Simonie vollzogen werde, die Gewählten in Teutschland vor, in Italien und Burgund nach ihrer Weihe belehnt werden, hinsichtlich der Reichslehen nicht durch Ring oder Stab, sondern durch das kaiserliche Scepter, und sodann das Schuldige leisten."

So ward der Kirche gegeben, was der Kirche, dem Staate, was des Staates ist. Die Freude darüber war in der ganzen Christenheit allgemein. Außerdem wurden auf dieser

allgemeinen Kirchenversammlung mehrere heilsame Gesetze, betreffend die Kirchenzucht, erlassen, und der Beschluß gefaßt, den bedrängten Christen im gelobten Lande und in der heiligen Stadt Jerusalem nachdrucksamen Beistand zu leisten.

Der heilige Anselm.
(1033—1109.)

Nicht besser als die teutschen und französischen Könige gingen die englischen mit Kirchengut und Kirchenrecht um. So durfte ohne Erlaubniß des Königs Wilhelm des Eroberers (1066—87), Keiner in England mit dem Banne belegt werden; kein Beschluß auf einer Synode galt ohne seine Bestätigung; ja als der Papst eine Kirchenversammlung nach Rom ausschrieb, ließ er keinen Prälaten des Reiches dahin. Und dennoch gehörte Wilhelm nicht zu den Aergsten; es lobte ihn sogar Gregor VII., „weil er den Cölibat der Geistlichen aufrecht erhalte, und nicht, wie die andern Könige, Bisthümer und Abteien zum Verkauf ausbiete!" Ueber alle Maßen habsüchtig und schamlos zeigte sich aber sein Sohn und Nachfolger, Wilhelm der Rothe. Seine Verschwendung hatte den Schatz geleert; die Kirche mußte ihn füllen; die kostbaren Einfassungen riß er von den Reliquien, die silbernen Einbände von den Meßbüchern; von allen erledigten Pfründen nahm er die Einkünfte für sich und zögerte Jahre lang mit ihrer Besetzung. Nach dem Tode des frommen und gelehrten Lanfranc, des Erzbischofs von Canterbury, schwur er, das Erzbisthum nicht mehr zu besetzen; allein eine todtgefährliche Krankheit änderte seinen Sinn.

Gerade zu dieser Zeit war der heilige Anselm, geboren (1033) zu Aosta in Piemont und Abt von Bec in der Normandie, aus Zufall in England. Der König ließ ihn rufen, und ward von seinen ernsten Worten also gerührt, daß er Besserung und eine redliche Verwaltung versprach. Die Bischöfe des Reiches ergriffen diesen Augenblick und baten ihn, das Erzbisthum Canterbury wieder zu besetzen, und er ernannte dazu den heiligen Anselm. Voll Betrübniß und Furcht weigerte sich der Heilige; allein man schleppte ihn zum Bette des Königs, zwang ihm einen Krummstab, das Sinnbild der er

bischöflichen Würde, in die Hand, und stimmte das Te Deum an. Anselm aber vergoß dabei Thränen, und hatte schlimme Ahnungen; er stellte Bedingungen, wie sie seine Würde, die Lage der Kirche in England, und der Sinn des Königs erheischten, konnte aber von Wilhelm nur ausweichende allgemeine Versprechungen erhalten. Was Anselm befürchtet hatte, traf ein; der König genas, aber seines Gelübdes gedachte er nimmer. Die Einkünfte der Kirche von Canterbury hielt er unter nichtswürdigen Vorwänden zurück, verlangte aber deßungeachtet von Anselm ein Geschenk für seine Erhebung, wie er denn von jeher jedem Prälaten für die Verleihung seiner Pfründe nach Gutdünken eine Geldsumme auferlegt hatte. Anselm war so arm, daß der Abt von St. Alban die Kosten seines Haushaltes zu bestreiten hatte; mit vieler Mühe brachte er fünfhundert Pfund zusammen, und bot sie dem Könige an. „Mein Gebieter, bat er, verschmäht nicht mein Anerbieten! wiewohl das erste Geschenk eures Erzbischofes wird es doch nicht das letzte seyn; behandelt mich als freien Mann, und ich weihe mich mit Allem, was ich habe, zu euerm Dienste; behandelt ihr mich aber als euern Knecht, so sollt ihr weder mich, noch das Meinige haben!" „Geh', rief der König mit Wuth, ich brauche weder Dich noch das Deinige!" Anselm ging, und vertheilte die Summe unter die Armen; er bot Alles auf, den König wieder zu versöhnen — als Preis der Aussöhnung verlangte dieser fünfhundert Pfund, und weitere fünfhundert Pfund zu einer gewissen Zeit; aber der Heilige hatte kein Geld. Da schwur der König, ihn zu hassen und nimmer als Erzbischof anzuerkennen. Auf einer Versammlung der Großen und der Bischöfe zu Rockingham wollte er ihn absetzen lassen, und plagte, als viele Bischöfe widersprachen, den Heiligen also, daß dieser nach Rom zu wallen und sich und die Kirche Englands dem Schutze des Papstes Urban II. zu übergeben beschloß. Allein Anselm, ein Mann der Liebe, wie er war, wollte nicht im Zorne von dem Könige scheiden; er trat zu ihm, und sprach: „Herr! ich gehe; da dieß aber wahrscheinlich das Letztemal ist, daß wir uns begegnen, so komme ich, als Euer Vater und Erzbischof, Euch meinen Segen anzubieten." Der König neigte sein Haupt, der

Heilige machte das Kreuz über ihn, und begab sich eiligst hinweg. Anselms Gegenwart hatte den König wenigstens einigermaßen zurückgehalten; nach seiner Entfernung sank er immer mehr in Raub und Wollust. Er und Anselm sahen sich nimmer; eines Tages fand man den König von einem Pfeile getödtet im neuen Forste. Bei seinem Tode hatte er ein Erzbisthum, vier Bisthümer, und eilf Abteien in Besitz, welche alle verpachtet waren. Heinrich, sein jüngerer Bruder, stieg jetzt auf den Thron Englands.

Der heilige Anselm, ein Licht der Kirche an Liebe und Wissenschaft, der Augustinus seiner Zeit, hatte zu Rom bei Urban II. die ehrenvollste Aufnahme gefunden und auf der Synode zu Bari siegreich wider die Griechen die Lehre der Kirche über den Ausgang des heiligen Geistes dargethan. Jetzt ward er von dem Könige Heinrich zurückberufen; in einer Zusammenkunft erklärte ihm der Heilige fest und freimüthig, er würde sich nach dem Beschlusse der Kirche der Investitur, wie sie bisher die Könige Englands geübt, widersetzen; Heinrich aber wollte die Investitur nicht aufgeben. Neuerdings mußte Anselm seinen erzbischöflichen Stuhl verlassen; drei Jahre lebte er theils zu Rom theils zu Lyon dem Gebete und den Wissenschaften; die Kirche von England trug er immer in seinem Herzen. Heinrich bot Alles auf, Urban II. zu erschüttern; ja er drohte selbst, von Rom sich zu trennen. Allein des Papstes Standhaftigkeit gewann den Sieg über den Trotz des Königs; Heinrich entsagte der Investitur und allen Ansprüchen auf die Einkünfte der erledigten Pfründen, und forderte nur den Lehnseid von den Prälaten des Reiches; den heiligen Anselm rief er zurück. Des Königs Nachgiebigkeit und Anselms Rückkehr verbreiteten Jubel in ganz England; eine Synode zu London schlichtete die andern Uebelstände, und ohne Störung konnte der Heilige bis zu seinem Tode sich der Pflege seiner Heerde weihen.

III. Kapitel.

Der erste Kreuzzug.

(1096—1100.)

Gregor VII. war mit dem Gedanken zu Grabe gegangen, die drohende Macht der Sarcenen in ihrem Lande selber anzugreifen und zu brechen, die heilige Stadt Jerusalem zu befreien und triumphirend auf ihren Bergen das Siegeszeichen des heiligen Kreuzes aufzupflanzen. Allein sein großer Plan lebte auch nach seinem Tode fort, und ward unter Urban II. verwirklicht.

Von jeher war und mußte ja jedem Christenherzen die Stätte heilig seyn, wo der Sohn des Allerhöchsten zur Erlösung der Menschheit gelitten und gestorben. Schon in der allerersten Zeit der Christenheit wallten die Bekenner Jesu zahlreich nach der heiligen Stadt, und ihre Zahl wuchs, als Helene, Kaisers Constantins Mutter, das heilige Kreuz gefunden hatte. Für die Aufnahme der Pilger in Jerusalem sorgten treffliche Anstalten, und die Päpste und Kaiser der Griechen hielten wachsame Aufsicht. Groß war deßhalb der Schrecken der ganzen Christenheit, als das heilige Land in die Gewalt der Muhamedaner fiel und der Kalife Omar Herr der heiligen Stadt wurde. Doch mit Mäßigung und Gefühl bedienten sich die Araber ihres Sieges, ließen den Glauben und die Heiligthümer unangetastet, die Wallfahrt frei.

Das ward nun anders, als die Seldschuckischen Türken die Araber aus der heiligen Stadt trieben, und die Christen auf das roheste mißhandelten (1073). Da ward die Kirche des heiligen Grabes in eine Moschee, die Kirche der Auferstehung gar in einen Stall verwandelt; mit hoher Schatzung nur konnten die Pilger den Eintritt in Jerusalem erkaufen, Viele mußten vor den Thoren bleiben und starben ohne Labung im Angesichte der heiligen Stadt. Von Tag zu Tag ward die Noth der Christen größer, bald unerträglich; sie waren unvermögend, aus eigenen Kräften das bittere Joch abzuschütteln, und die nächsten Helfer, die Griechen, hatten weder ernstlichen Willen, noch hinreichende Kraft. Da beschloß ein frommer

Einsiedler, Peter von Amiens, bei den Christen des Abendlandes Hilfe zu suchen.

Peter eilte nach Rom zum Vater der Christenheit, Urban II., dann ging er über die Alpen, zu allen Fürsten und Prälaten, zu allem Volke, und erschütterte Aller Herzen; darauf die Versammlungen zu Piacenza, und zu Clermont (1095), wo die Edelsten der Fürsten und Prälaten erschienen, und Vater Urban selber kam. Zuerst schilderte Peter die Noth der Christen und die Entehrung der Heiligthümer; dann klagte auch der Papst weinend: „Wo die Morgenröthe in dunkler Nacht menschlicher Verirrung angebrochen, die Sonne der Wahrheit zur Erleuchtung des Menschengeschlechtes aufgegangen, wo der Sohn Gottes in menschlicher Gestalt und als Mensch unter Menschen zu wandeln sich gewürdigt, wo der Herr gelehrt, gelitten, gestorben, von den Todten auferstanden, und das Heil des Menschengeschlechtes gewirkt und erworben hat, in dieses Heiligthum sind die Heiden eingebrochen und haben den heiligen Tempel Gottes befleckt; die Leiber der Heiligen liegen den Vögeln und Thieren zur Speise; ausgegossen wie Wasser ist in und um Jerusalem das Blut der Heiligen, und Keiner kömmt, sie zu begraben!“ Gegen diese Feinde Christi rief der Papst alle zum Kampfe auf; denen, die da gegen sie aus wahrer Andacht ziehen, verhieß er die Nachlassung aller kichlichen Strafen; denen, die im Kampfe fielen, den Eingang in das Himmelreich. Da rief das Volk: „Gott will es! Gott will es!“. Alle drängten sich, Bischöfe wie Barone, geistliche wie weltliche Herren, das Kreuz, das Zeichen der Kraft und Demuth, zu nehmen; sie hefteten es an die rechte Schulter, an diesem Zeichen ward Jeder der Kreuzfahrer erkannt. Eine allgemeine Begeisterung durchströmte jetzt die Völker; der Mann verließ sein Weib, der Vater sein Kind, der Hirt die Heerde, der Mönch und die Nonne die Zelle, Alle entglüht, die Stadt des Heiles mit dem Schwerte in der Hand zu befreien. Zahlreiche Schaaren sammelten sich auf allen Seiten; nur die Spanier durften an dem Zuge keinen Theil nehmen; sie hatten den Feind Christi im eigenen Lande zu bekämpfen. Auf Mariä Himmelfahrt (1096) ward der Zug angesetzt.

Herrliche Fürsten, wie Hugo von Vermandois, Bruder



des Königs von Frankreich, wie Raimund, der reiche Graf von Toulouse, Robert, der Herzog der Normandie, Stephan von Blois, traten an die Spitze erlesener Schaaren; Boemund, Fürst von Tarent, und Tancred, sein edler Neffe, brachten aus Italien die Blüthe der normännischen Ritterschaft; Gottfried, Herzog von Lothringen, führte ihnen mit Balduin und Eustach, seinen Brüdern, die besten Krieger Lothringens und Belgiens zu. Gekrönte Häupter nahmen an diesem Zuge keinen Antheil; auch einen gemeinsamen Feldherrn findet man nicht; doch über Alle ragte an Feldherrnruhm, Tapferkeit und Heldensinn Gottfried von Bouillon, Herzog von Lothringen. Bald erkannten Alle seine Ueberlegenheit, und ohne Verabredung, stillschweigend gehorchten sie ihm, als dem Frömmsten und Erfahrensten.

Den Zug eröffneten Walter von Habenichts und Peter von Amiens; aber ihre zuchtlosen Haufen, die da unterwegs plünderten, brannten und mordeten, wurden zum größern Theil von den Ungarn und Bulgaren erschlagen; den Rest vernichteten die Seldschucken, so daß Peter mit kaum dreitausend Mann nach Constantinopel sich flüchten konnte. Nicht besser erging es andern Haufen, am Rheine gesammelt; sie machten den Anfang mit Ermordung der Juden, die nur dem kräftigen Schutze der Bischöfe ihre Rettung verdankten; auch sie fanden in Ungarn ein schmachvolles, wiewohl nicht unverdientes Ende. So waren schon an zweimalhunderttausend Kreuzfahrer um das Leben gekommen; ein schlimmer Anfang! Allein er konnte Heldenherzen, wie Gottfried von Bouillon und seine Genossen, nicht abschrecken. Sie brachen mit einem Heere von achtzigtausend Streitern, worunter zehntausend glänzend geharnischte Ritter, den 15. August 1096 auf; der Erzbischof Adhemar von Puy, ein Johannes an Liebe, an Weisheit und Kraft ein Paulus, begleitete sie als Gesandter des Papstes; auch sie zogen durch Ungarn und die Bulgarei gegen Constantinopel.

Der leichtern Verpflegung halber theilte sich das Kreuzheer; Gottfried von Bouillon schlug die Strasse nach Teutschland und Ungarn ein; Graf Raimund von Toulouse und Adhemar gingen durch Oberitalien und Dalmatien; Hugo von Vermandois und die Uebrigen zogen nach Apulien, um von da nach Griechenland zu schiffen. Zum gemeinsamen Sammel-

platze aller Schaaren war Constantinopel bestimmt, und von hier aus wollten sie auf dem gewöhnlichen Wege nach Syrien und Palästina vorrücken.

Wohlgemuth, in trefflicher Ordnung und Zucht hatten Gottfrieds Schaaren Ungarn erreicht. Coloman, der König der Ungarn, kam an der Grenze mit Gottfried zusammen, und rechtfertigte sein Verfahren gegen die früheren Kreuzfahrer durch deren zügellose Wildheit und ihre seinen Unterthanen zugefügten Greuelthaten. Gottfried gelobte eidlich, mit den Seinigen die beste Mannszucht zu halten, und stellte als Bürgen seinen Bruder Balduin, worauf Coloman sie mit Lebensmitteln und allem Nöthigen zu versorgen versprach. Beide hielten ihr Wort; an der Grenze Ungarns schied dankend Coloman von Gottfried, gab ihm reiche Geschenke, und lobte die Zucht und die kriegerische Haltung der Kreuzfahrer. Als sie Belgrad erreicht hatten, kamen ihnen Gesandte des griechischen Kaisers entgegen, und verhießen ihnen freundliche Aufnahme und gute Verpflegung. Von Belgrad zog das Heer über Nizza und Sternitz nach Phinopolis. Da schlug Gottfried ein Lager; befremdende Nachrichten aus Constantinopel geboten ihm, hier eine Zeit lang stille zu halten.

Hugo von Vermandois hatte, nachdem er zu Lucca den Segen des Papstes und als der Vornehmste der Kreuzbrüder die Fahne des heiligen Petrus empfangen, sich mit seinen Franzosen in Bari nach Dyrachium eingeschifft. Da zerstreute ein furchtbarer Sturm die Flotte, und der größte Theil des Heeres fand in den Wellen sein Grab. Nur mit Mühe konnte Hugo sich nach Dyrrachium retten, wo er prachtvoll empfangen ward, und auf eine Einladung des Kaisers nach Constantinopel ging. Kaiser Alexius kam durch die Ankunft der Kreuzfahrer in große Verlegenheit; er sah unter ihnen seine furchtbarsten Feinde, die Normannen. Gewalt konnte gegen so zahlreiche und geübte Schaaren nichts ausrichten; deßhalb beschloß er, durch große Geschenke und glänzende Verheißungen die Kreuzfahrer zu bewegen, alle Eroberungen in Asien ihm abzutreten, oder selbe wenigstens als Lehen aus seiner Hand zu nehmen, da ja alle diese Länder ehedem Provinzen des griechischen Reiches gewesen wären. Wirklich ließ sich Hugo durch die kostbaren Geschenke

und schmeichelhaften Reden des Kaisers gewinnen, und leistete den Lehenseid; aber deßungeachtet ließ ihn der mißtrauische Alexius nicht von sich, sondern hielt ihn unter allerlei Vorwänden und dem Scheine der größten Ehre zurück. Diese Nachricht hatte Gottfried erhalten; drohend verlangte er die Freiheit Hugo's, der aber erst dann entlassen ward, als die Kreuzfahrer mit Plünderung und Verwüstung des Landes die Falschheit der Griechen züchtigten.

Zwei Tage vor Weihnachten schlug Gottfried mit seinem Heere vor Constantinopel ein Lager; nun erschienen Gesandte des Kaisers, und forderten, es möchten die Kreuzbrüder so schnell als möglich über die Meerenge setzen; auch luden sie Gottfried und die übrigen Führer ein, am Hofe ihres Gebieters zu erscheinen; allein Gottfried traute den Griechen nicht. Wolle Alexius, äußerte er, ihn durchaus kennen lernen, so möge er sich nur selber bemühen, und zu ihm in das Lager kommen. Der beleidigte Kaiser entzog den Wallbrüdern die Lebensmittel; aber gerne ließ er sie ihnen wieder reichen, als diese durch Gewalt und Plünderung nahmen, was sie zu ihrem Unterhalte bedurften. Jetzt brach der Winter an, und das Lager schützte die Wallbrüder nicht mehr gegen den zunehmenden Frost und die anhaltenden Regengüsse. Da bot ihnen Alexius die Vorstadt Pera zum Aufenthalte an. Hier schienen sie in seiner Gewalt zu seyn, da sie zwischen dem Meerbusen und dem Flusse Bathyssus eingeschlossen waren. Kaum hatte Gottfried mit dem Heere Pera bezogen, so ward er auf's Neue eingeladen, den Kaiser zu besuchen; selbst Hugo erschien, und drang in ihn, sich dem Willen des Kaisers zu fügen. Auch jetzt noch weigerte sich Gottfried, worauf der Kaiser dem Kreuzheere auf's Neue die Lebensmittel entzog; nun kam es zwischen den Kreuzbrüdern und den Griechen in der Stadt selber zum Kampfe; aber es sah Alexius wohl, daß er mit Waffen gegen sie nichts vermöge. Darum sandte er seinen eigenen Sohn als Geißel in das Lager der Christen, und verhieß ihnen alle Hilfe und aufrichtige Freundschaft. Nun ging auch Gottfried mit den Vornehmsten des Heeres zu dem Kaiser Alexius. Dieser empfing sie, auf seinem Throne sitzend, mit kaiserlicher Herrlichkeit, eben so ehrenvoll als freundlich. Sie beugten die Kniee vor ihm,

und küßten seine Hände, er aber umarmte sie, und erwies Gottfried die größte Ehre, die ein oströmischer Kaiser nur erzeigen konnte, er drückte ihn an seine Brust, hieß ihn Cäsar und seinen Sohn. Gerührt legten nun Gottfried und seine Begleiter den Lehenseid in die Hände des Kaisers ab, und gelobten, alle Burgen, Städte und Länder, die früher dem Reiche der Griechen zugehört, falls sie selbe den Türken entreissen würden, dem Kaiser zurückzugeben, oder von ihm zu Lehen zu nehmen. Gottfried leistete den Eid aufrichtig; in seinem frommen Herzen regte sich kein Herrschergelüste; das Gelingen des Kreuzzuges ging ihm über Alles, und solches Gelingen schien nur durch die Freundschaft und Hilfe des griechischen Kaisers möglich. Von nun an herrschte zwischen Gottfried und dem Kaiser das beste Vernehmen, im Lager der Kreuzbrüder Ueberfluß an Geld und Lebensmitteln, und frohe Hoffnung.

So verging der Winter; im Frühlinge stießen die Normannen unter Boemund und Tancred zu dem Kreuzheere, das nach dem Verlangen des Kaisers über den Bosporus auf die asiatische Seite gegangen war, um ihnen Platz zu machen. Es waren die Normannen von Bari nach Dyrrachium gesegelt, und dann durch Macedonien auf schlechten Wegen weiter gezogen. Auch sie hatten die Tücke und die üble Gesinnung der Griechen erfahren. Bei Castoria und am Fluße Wardari war es zwischen ihnen zum harten Kampfe gekommen, der mit der Niederlage der Griechen endigte. So hatten sie die Stadt Rusa erreicht; sie verweigerte ihnen die Aufnahme. Schon wollten die Kreuzbrüder Rusa erstürmen; da kam zu rechter Zeit Gottfried zu ihnen, besänftigte sie, und bewog Boemund, mit ihm nach Constantinopel zu gehen, und, wie die übrigen Feldherrn, sich in den Willen des Kaisers zu fügen. Boemund willigte ein. Er, der gefürchtete Feind der Griechen, ward von Alexius mit noch größerer Auszeichnung empfangen, als selbst der Herzog von Lothringen. Ohne Weigerung leistete der Normannenfürst den Lehenseid, und erhielt für solche Fügsamkeit die kostbarsten Geschenke. Nach langem Widerstreben schwur auch sein Neffe Tancred diesen Eid. Bald darauf kamen auch Robert von der Normandie, der Sohn und Bruder eines Königs, ferner Robert von Flandern, der mächtige Graf Stephan von Chartres und



Blois mit ihren Schaaren, und vereinigten sich mit den Heeren Gottfrieds und Boemunds. Auch sie gewann der Kaiser, auch sie leisteten ihm den Lehenseid. Nur Raimund, der reiche Graf von Toulouse, der mit Adhemar von Puy und seinen Kriegern unter den härtesten Entbehrungen und endlosen Kämpfen durch Dalmatien und Bulgarien gezogen war, verweigerte ihn mit Festigkeit, so daß Alexius sich mit dem eidlichen Versprechen des Grafen begnügen mußte, es wolle derselbe nichts gegen seine Person und seine Interessen unternehmen.

Die Schaaren der Kreuzbrüder hatten sich nun bei Chalcedon vereinigt; sie zählten mit Einschluß der Kinder, Frauen und Priester an sechshunderttausend Seelen; die streitbare Mannschaft mochte sich auf etwa dreihunderttausend Fußvolk und hunderttausend geharnischte Ritter belaufen. Kaiser Alexius ließ zweitausend Mann unter dem Befehle des Tatilius, eines der Wege und Länder kundigen Kriegers, zu ihnen stossen. Die Feldherrn der Kreuzbrüder hatten in einem zu Nicomedien versammelten Rathe beschlossen, vorerst Nicäa, die Hauptstadt des seldschuckischen Sultans von Rum oder Iconium zu erobern. Am Himmelfahrtstage des Jahres 1097 wagten die Christen den ersten Sturm auf die starkbefestigte Stadt, zu deren Schutze der Sultan Kilidsch Arslan auf den nahen Höhen mit hunderttausend Mann eine feste Stellung genommen hatte. Der Sturm ward zwar von den Türken tapfer abgeschlagen; aber wenige Tage darauf trieben die Kreuzbrüder das Heer des Sultans in wilde Flucht. Dennoch widerstanden die Türken in Nicäa mit ungebeugtem Muthe. Da sandte Kaiser Alexius den Butumites mit einem Haufen auserlesener Matrosen; dieser griff mit wenigen Schiffen Nicäa von der Seite des See's, dem Hauptschutze der Stadt, an, während Gottfried und die Seinigen mit verdoppelter Kraft die Mauern und den Hauptthurm bestürmten, und diesen zuletzt umwarfen. Da sank den Türken der Muth; die Gemahlin des Sultans suchte ihre Kinder und ihre Schätze über den See zu retten, fiel aber in die Hände der Kreuzfahrer. Schon glaubten diese, Herrn der Stadt und ihrer Reichthümer zu sein; da bewog schlauer Weise Butumites die Bewohner Nicäa's, sich dem Kaiser zu übergeben. Zürnend sahen es die Kreuzbrüder, wie im Augenblicke des Sturmes

die Fahne der Griechen auf Nicäa's Mauern wehte. Doch die Klugheit gebot Unterdrückung des Grolles; Gottfrieds Worte und Alexius reiche Geschenke besänftigten die Gemüther. Neun Tage nach der Uebergabe Nicäa's brachen die Kreuzfahrer in zwei großen Abtheilungen auf, die Eine von Gottfried und die Andere von Boemund geführt. Solche Trennung benützte Kilidsch Arslan, der alle Emire und Bundesgenossen aufgeboten, und ein zahlloses Heer — zweihunderttausend Reiter ohne das Fußvolk — versammelt hatte. In dem Thale Gorgoni, unweit Doryläum, überfiel er Boemund; dieser kämpfte muthvoll, wäre aber der Uebermacht erlegen, hätte ihn nicht im Augenblicke der höchsten Noth Gottfried errettet. Mit unwiderstehlichem Heldenmuthe Alles vor sich niederwerfend, drang Gottfried in die Schaaren der Türken, während Graf Raimund und der edle Adhemar die Feinde umgingen, und im Rücken angriffen. Da warfen die Türken erschrocken die Waffen weg, und suchten ihr Heil in wilder Flucht. Ihr Lager mit reichen Schätzen und einem Ueberflusse an Lebensmitteln, an Kameelen und Dromedaren ward die Beute der Sieger. Verzweifelnd gab Kilidisch Arslan den Kampf auf, und floh zu dem Sultan von Persien, um diesen zum Streite wider die Christen zu entflammen. Erstaunt bekannten die Türken, sie hätten solche Streiter wie die Franken, noch nirgends gefunden, sie und die Franken wären eines Blutes und gleicher Tapferkeit, an Kraft allen Andern überlegen.

Dieser Sieg verschaffte den Kreuzbrüdern einige Ruhe; darauf zogen sie nach Phrygien, ein Zug, der mühevoller und peinlicher war, als zehn Schlachten. Die Hitze trocknete alle Quellen und Bäche aus, und so groß war die Noth, daß man für einen Trunk aus einer Pfütze Gold und Silber bot; schaarenweise stürzten die Kreuzbrüder zusammen, an einem Tage fünfzehnhundert. Pferde und Lastthiere sanken todt dahin; manch' reicher Ritter war froh, auf einem Esel oder Ochsen reiten zu können. Dennoch mit unerschütterlichem Muthe hielten die Wallbrüder aus, und all' ihr Leid war vergessen, als sie Antiochien in Phrygien erreichten, und Ueberfluß an Wasser, Wein und Lebensmitteln aller Art sie erquickte. Hier lagerten sich die Todesmüden, und genossen der Ruhe, deren sie so sehr

irftig waren. Hier hätte das Heer bald seinen edlen Führer
tfried verloren. Auf der Jagd nämlich war der Herzog von
em Gefolge abgekommen, und einem Pilger zu Hilfe geeilt,
von einem großen Bären verfolgt ward. Gottfried ver-
dete den Bären, aber zugleich sein eigenes Bein, so daß
iit dem Unthiere zu Boden stürzte, und mit ihm um sein
n rang, bis das Geschrei des Pilgers den Ritter Husequin
eirief, der alsobald den Bären tödtete. — Halbtodt ward
fried in das Lager zurückgebracht, und es vergingen Wochen,
er wieder genas.

Kühne thatenlustige Helden, wie Balduin und Tancred,
en an längerer Ruhe kein Gefallen, und brachen mit
jen Haufen Kreuzfahrer auf, um das Land auszukund-
ten und Beute und Eroberung zu machen; Tarsus, Mamistra
Kleinalexandrien fielen in ihre Hände. Auf einem neuen
e nahm Balduin die festen Burgen Tollbascher und Ra-
an, und der Ruhm seiner Thaten bewog den Fürsten und
Bürger von Edessa, ihn zu ihrer Befreiung vom Joche der
en zu rufen. Balduin kam; jubelnd empfingen ihn die
sten von Edessa; sie übertrugen ihm die Herrschaft über
Stadt. Balduin zeigte sich ihres Zutrauens vollkommen
dig; dem türkischen Emir Balduk nahm er die Stadt Sa-
ta ab, zwang Sarubsch zur Unterwerfung, und gründete
in nicht unbedeutendes Fürstenthum, den ersten von Kreuz-
ern gebildeten Staat.

Während sich also Balduin ein Fürstenthum und hohen
m erwarb, war das Hauptheer der Kreuzbrüder aus seinem
r bei Phrygisch-Antiochien in der Mitte des Septembers
ebrochen, und über einen Theil des furchtbaren taurischen
rges unter unsäglichen Beschwerden gezogen. Die Türken,
eckt durch ihre Niederlage bei Doryläum, flohen hinter
Mauern ihrer Burgen und Städte, und ohne Widerstand
bten die Wallbrüder in Antiochien einziehen zu können.
vier Meilen von Antiochia bei Artasia erhielten sie die
e Meldung, daß die Türken Antiochia auf das Aeußerste
eidigen würden. Die Stadt liegt zwei Meilen vom Meere,
inem von zwei Reihen hoher Gebirge umgebenen schönen
le; eine doppelte Mauer, sechzig Fuß hoch, und so dick,

daß bequem ein vierspänniger Wagen auf ihr fahren konnte, umgab sie; vierhundertfünfzig Thürme schützten sie; auf der einen Seite machte der Orontes, auf der andern ein Sumpf den Angriff höchst schwierig. Das Hauptbollwerk Antiochia's war aber die Burg, auf einem Felsen gelegen, zu der nur ein sehr enger und gefährlicher Fußsteig führte. Nur durch Hunger schien sie bezwingbar. Baji Sejan, ein seldschuckischer Emir, befehligte die Stadt, und hatte mit Muth und Einsicht alle Anstalten zu einem kräftigen Widerstande getroffen. Von den zweimalhunderttausend Bewohnern Antiochia's folgte die Hälfte dem Gesetze Muhameds, und unterstützte mit Kraft die Macht des Emirs, der an dreißigtausend erlesene Streiter zum Kampfe versammelt hatte.

Noch zählten die Kreuzbrüder an dreimalhunderttausend Mann, und doch konnten sie mit dieser so bedeutenden Macht nur etwa zur Hälfte die unermeßliche Stadt einschließen, und von den fünf zur Ebene führenden Thoren nur drei versperren. Verwundert schauten die Türken von den Mauern herab auf die Abendländer, und betrachteten neugierig ihre Waffenrüstung, ihr Lager, ihre Sitten; an drei Wochen hielten sie sich stille. Da wurden die Kreuzfahrer sorglos, der Ueberfluß der reichen Gegend verleitete sie zur Schwelgerei und zu schändlichen Ausschweifungen, welche Gottfried und Adhemar tief betrübten. Es war ein Glück, daß die Türken nun selber zum Angriffe übergingen, und die Christen durch Ueberfälle Tag und Nacht beunruhigten. Die unsinnige Verschwendung, mit der sie den Ueberfluß vergeudet, rächte sich jetzt; der bitterste Mangel trat ein, auf den Ueberfluß nur um so schmerzlicher. Kaum die Reichen konnten sich Brod kaufen, die Aermern aßen Gras und Baumrinden. Des Winters Kälte, Regen und Stürme mehrten die Noth schauderhaft; zu Tausenden starben die Menschen; von siebzigtausend Pferden blieben nur zweitausend. Dazu kam noch die niederschlagende Nachricht, daß Sueno, der Sohn des Königs von Dännemark, der mit fünfzehnhundert Rittern zu den Kreuzfahrern stossen wollte, von den Türken mit Uebermacht überfallen, und sammt seiner Braut Florine, einer Tochter des Herzogs von Burgund, erschlagen worden. Vielen, sonst tapfern Männern, entsank der Muth, und sie flohen feige; das-

selbe that sogar Peter von Amiens, der aber von Tancred zurückgebracht, und mit scharfen Verweisen gezüchtiget ward. Die drückende Noth benützten jetzt Gottfried und Adhemar, um die Kreuzfahrer wieder zu einem sittlich besseren Wandel zurückzuführen. Adhemar ordnete Gebet und Fasten an, entfernte die feilen Dirnen und selbst die rechtmäßigen Ehefrauen aus dem Lager, und hob mit eiserner Strenge wieder die Zucht unter den Ausgelassenen. Auf die Unzucht ward die Todesstrafe gesetzt, andere Ausschweifungen mit schwerer körperlicher Züchtigung geahndet, so daß das Lager der Kreuzfahrer bald wieder das Ansehen einer christlichen Gemeinde gewann.

So verfloß der Winter mit seiner Noth, das Frühjahr brachte bessere Hoffnung; Zufuhren kamen von allen Seiten an, und der Mangel wich. Große Verwunderung und Freude erregte im Lager die Ankunft einer Gesandtschaft des Chalifen von Egypten, der den Kreuzfahrern ein Bündniß wider den gemeinsamen Feind, die Türken, anbieten ließ. Sein Antrag fand Gehör, und die Fürsten der Christen sandten auch ihrerseits Botschafter nach Egypten zum Abschlusse des Bündnisses. Mehrere siegreiche Thaten erhöhten den Muth der Wallbrüder. Die Emire von Haleb, Edessa und Hama hatten fünfundzwanzigtausend Reiter zum Entsatze von Antiochia bei der Burg Harem gesammelt. Wider sie zogen siebenhundert Ritter, zum Tode bereit, und eingeweiht durch die heilige Communion, und griffen sie so gewaltig an, daß sie den Haufen der Türken zersprengten, mit Gefangenen und reicher Beute in das Lager zurückkehrten. Herrliche Thaten der kühnsten Tapferkeit und Stärke wurden vollbracht. So hatte in einem Gefechte vor Antiochia Gottfried schon mehrere Feinde erlegt. Da sprengt ein türkischer Reiter von ungewöhnlicher Größe und Stärke auf ihn los; Gottfried fängt seinen Streich mit dem Schilde auf, und spaltet dann mit einem gewaltigen Hiebe den Türken von der Schulter bis zur Hälfte, so daß die eine Hälfte desselben auf die Erde fiel, während das Pferd mit der andern zum Entsetzen der Antiochianer in die Stadt zurückrannte. Gleiche Stärke bewies Robert von der Normandie. Schon hatte ein starker wüthender Türke mehrere Pilger getödtet; da drang Robert auf ihn ein; mit den Worten: „Ich weihe deinen Kopf

den höllischen Geistern!" schlug er sein Schwert ihm durch Haupt und Brust.

Diese tapfern Thaten entschieden jedoch in der Hauptsache nichts; die Stadt war zu fest, und die Belagerungskunst war zu jener Zeit fast noch in der Kindheit. Erst jetzt dachten die Kreuzfahrer daran, auch die übrigen Thore durch Castelle zu schließen. Aber alle diese Anstrengungen schienen zu spät, schienen für die Eroberung Antiochia's vergebens. Wie ein Donnerschlag traf die Kreuzfahrer die Nachricht, es sei Corboga, der Fürst von Mosul und Feldherr des Sultans von Persien, zum Entsatze mit einem zahllosen Heere im Anzuge So groß war die Muthlosigkeit, welche plötzlich die Christen befiel, daß Stephan von Chartres, sonst keineswegs den Feigen beigezählt, mit viertausend Mann unter dem Vorwande einer Unpäßlichkeit seine Brüder verließ. Zum Glücke hielt Edessa's Widerstand Corboga auf; drei kostbare Wochen verlor der Türke, und als er endlich, ohne die Stadt gewonnen zu haben, wider die Christen aufbrach, hatten sich diese bereits von ihrem Schrecken erholt, ja sie waren zur Zeit der größten Noth sogar in den Besitz Antiochia's gekommen.

Dieses Glück war der List Boemunds zu danken; er hatte einen Griechen von Antiochia, Namens Pyrrhus, der den Islam angenommen, und reuig nach dem Glücke des alten Glaubens sich sehnte, gewonnen, und ihn bewogen, drei seiner Obhut anvertraute Thürme ihm zu übergeben. Auf Strickleitern stiegen die Kreuzfahrer die Mauern hinauf, öffneten rasch die Thore, und bei schmetterndem Trompetenschalle drang das Heer der Christen gleich einem reissenden Strome in die Stadt. Umsonst war die Gegenwehr; bei zwölftausend Muselmänner bluteten an diesem Tage unter dem Schwerte der Christen. Bagi Sejan entrann in die benachbarten Gebirge; aber armenische Taglöhner erkannten ihn, tödteten ihn, und brachten sein Haupt nach Antiochia.

Es galt aber jetzt, die eroberte Stadt zu behaupten; schon am vierten Tage lagerte sich Corboga mit seinen Schaaren vor den Mauern, und bestürmte sie mit rastloser Wuth. Noch war die Burg in den Händen der Türken. Corboga verstärkte



die Besatzung, und schnitt der Stadt alle Verbindung mit der Landseite ab. So geängstigt von Außen durch die übermächtigen Türken, hatten die Christen im Innern der Stadt mit dem gefährlichsten aller Feinde, mit Hunger und Krankheit, zu kämpfen. Da ward die Noth furchtbar groß; Hunde und Mäuse galten als Leckerbissen, und gekochte Baumrinde war noch ein gutes Mahl. Da entsank gar Vielen der Muth; vergessend der Pflicht und Ehre, ließen sich solche Feiglinge in der Nacht an Stricken von den Mauern herab, und flohen. Solche Flüchtlinge wurden mit dem Namen Strickläufer gebrandmarkt. Um ihre Schande zu verdecken, verbreiteten sie überall die übertriebensten Gerüchte von der verzweifelten Lage der Christen in Antiochia. Da kehrten Viele um, die den Kreuzfahrern Hilfe bringen wollten, und selbst Kaiser Alexius, der schon bis Philomelium gekommen, trat mit seinen Truppen erschrocken den Heimweg an. In Antiochia stieg der Jammer von Tag zu Tag; selbst die Führer begannen zu zagen; Viele gaben sich trostlos der Verzweiflung hin; nur Gottfried und Adhemar blieben standhaft, trösteten und ermunterten das Volk mit der nahen Hilfe von Oben.

In dieser allgemeinen Noth trat plötzlich Peter, der Caplan des Grafen von Toulouse, zu den Fürsten, und offenbarte ihnen, der heilige Apostel Andreas sei ihm viermal im Traume erschienen, und habe ihm unter scharfen Drohungen aufgetragen, den Fürsten zu verkündigen, daß in der Kirche des heiligen Petrus von Antiochia, am Fuße des Hauptaltares die heilige Lanze, mit welcher die Seite des Erlösers durchstochen worden, verborgen liege; diese müsse man suchen; nach drei Tagen werde man sie finden, und durch diese heilige Waffe einen vollständigen Sieg über die Feinde erlangen. Der Erzbischof Adhemar äußerte Bedenken; in Gegenwart von zwölf Zeugen, theils den Fürsten und theils der Geistlichkeit entnommen, stellte man am Altare die Ausgrabung an. Man grub lange bis zum Abend, und fand keine Spur; mißmuthig wollten schon die Fürsten die Kirche verlassen. Da erschien Petrus, der Caplan, barfüßig und nur im Hemde, um jeden Verdacht des Betruges zu entfernen; betend stieg er in die etwa zwölf Fuß tiefe Oeffnung hinab, und siehe, es begann auf dem Grunde zu glänzen; sogleich griff Petrus darnach — es war die kost-

bare Reliquie — die ersehnte Lanze.*) Da ertönte lauter Jubel in der Stadt, alles Leid war vergessen; die Lanze galt ihnen als das sichere Zeichen des nahen Sieges, und ungestüm verlangten sie den Kampf. Die Pilger beichteten, und empfingen das heilige Abendmahl; darauf zogen sie, eingesegnet von Adhemar, über das Brückenthor, mehr Leichen als Lebendigen gleich, mit nur dreihundert Berittenen dem Feinde entgegen. Mit Staunen gewahrt Corboga die Kühnheit der Christen; aber ehe er sich noch von seiner Verwunderung erholen kann, sind die Reihen seines Heeres durch den unwiderstehlichen Anfall der Wallbrüder durchbrochen und zerstreut. Die ganze Gegend, Gebirg und Ebene, war mit Leichen der Muselmänner bedeckt, ihr Lager mit unermeßlichem Reichthume an Gold und Silber, an Pferden und Kameelen, und großen Vorräthen an Früchten und Lebensmitteln der Christen Beute. Allgemeines Erstaunen erregte zumal Corboga's königliches Zelt, von kostbarster Seide, zweitausend Menschen fassend, und wie eine Stadt mit Ringmauern und Thürmen umgeben. Jetzt ergab sich auch die Burg; der Sieg der Christen schien den Türken so wunderbar, daß Viele derselben in ihm das Werk Gottes erkannten, und nach der Taufe verlangten, was den Jubel nur vermehren konnte. Die Stadt selber kam, nicht ohne harten Zwist, in die Gewalt Boemunds, wie er es sich ausbedungen hatte.

Die Freude über diesen glorreichen Sieg trübte zuerst eine pestartige Krankheit, die Folge des heißen Sommers, der schaarenweise aufgehäuften Leichen ohne Begräbniß, endlich der Unmäßigkeit, mit welcher die Wallbrüder die erbeuteten Vorräthe genossen. Es gab Tage, wo mehrere Hunderte der Seuche unterlagen. Aber Nichts schmerzte die Christen mehr, als der Tod des weisen frommen Adhemar; Alle hatten ihn als Vater geliebt, der jede Gefahr, jedes Opfer mit ihnen theilte; unter allgemeinem Wehklagen ward der edle Entseelte in der St. Peterskirche an dem Orte, wo die heilige Lanze ausgegraben worden,

*) Anmerkung. Es war die Lanze mit dem Kreuze zugleich durch die hl. Helena aufgefunden worden. Sie befand sich, wie der hl. Gregor von Tours und Beda, der Ehrwürdige, versichern, zu ihrer Zeit in Jerusalem. Aus Furcht vor den Saracenen wurde sie nach Antiochia gebracht, und dort heimlich vergraben.

esetzt. Die Wallbrüder hielten Rast bis zum Oktober; Meh-
der Fürsten benützten sie, in die benachbarten Gegenden
eifzüge zu machen, den Türken Schatzungen aufzulegen,
ihre Burgen zu besetzen — zum großen Mißvergnügen
Volkes, das, der Pest zu Antiochia müde, mit Ungestüm
drohend den Aufbruch nach Jerusalem verlangte. Solches
hte Eindruck. Den 24. November führten Graf Raimund
Toulouse und Robert von der Normandie ihre Schaaren
Antiochia, erstürmten Marra, erschlugen an zweimalhundert-
end Muselmänner, und brannten die Stadt nieder. Darauf
en sie Arka an. Hier kam es zu neuem Hader zwischen
cred und Raimund, dessen Habsucht und eigenmächtiges
fahren die Kreuzfahrer so erbitterte, daß Gottfried und die
gen Fürsten alle Gemeinschaft mit ihm aufzuheben drohten,
ihr Lager tausend Schritte von dem seinigen entfernt
gen. Raimund suchte nun die erzürnten Gemüther durch
Worte und reiche Geschenke wieder zu gewinnen; es gelang
zwar, in leidlicher Weise den Frieden wieder herzustellen;
n das Mißtrauen gegen ihn und seine schlauen Proven-
n blieb dennoch. Aber jetzt brach ein neuer Streit aus, der
ganze Lager der Kreuzbrüder auf das Höchste aufregte.
ulf, ein zwar gelehrter, aber auch zanksüchtiger Diacon aus
Normandie, behauptete vor Allen, die heilige Lanze sei
ht, und das Ganze lediglich eine durch Peter Bartholomäus
Lage geförderte Erfindung Raimunds. Peter Bartholomäus
rseits erbot sich, zur Bestätigung der Wahrheit der Er-
nung durch das Feuer zu gehen. Das Gottesgericht fand
; vor den Augen aller Kreuzfahrer ging Petrus durch
vierzehn Fuß hohe, und nur einen Zwischenraum von
f Zoll getrennte lodernde Holzhaufen langsamen Schrittes,
ıd und die heilige Lanze tragend. Als er am andern Ende
Scheiterhaufens wieder hervortrat, ohne daß sein Gewand
auch nur das feine Tuch, welches die heilige Lanze ver-
e, verletzt waren — da brach das Volk in lauten Jubel
warf sich, in dem Glauben, es sei Petrus ein Heiliger,
ihn, suchte sich durch Berührung seines Leibes selber
heiligen, und auch von seinem Gewande sich eines Stück-
s zu bemächtigen. Petrus ward im Gedränge zu Boden

geworfen, und, obgleich unwillkürlich, getreten und also verwundet, daß er am zwölften Tage darauf starb. Hier vor Arka kamen auch die Ritter, welche vorigen Jahres mit den Gesandten des Chalifen nach Egypten zum Abschlusse eines Bündnisses gegangen waren, wieder zu ihren Brüdern. Neue Gesandten des Chalifen begleiteten sie: aber sie wurden mit Hohn und Verachtung zurückgewiesen, als sie im Namen ihres Herrn begehrten, es sollten die Christen ohne Waffen nur in Abtheilungen von Dreihunderten Jerusalem besuchen, und nach verrichteter Andacht sich alsbald entfernen.

Einnahme von Jerusalem.

Nun zogen die Kreuzbrüder zwischen dem Libanon und der Seeküste hinab und brachten die türkischen Emire von Tripoli, Tyrus, Sidon und Acre zur Unterwerfung. In Cäsaräa feierten sie das Pfingstfest; immer brünstiger ward die Begierde die heilige Stadt zu sehen; immer rascher der Zug; Tancred eilt mit Wenigen voraus; er ist der Erste, der in dem Kirchlein zu Bethlehem an des Heiland's Krippe betet und Jerusalems Thürme erblickt. Wie Kinder einer lang entbehrten Mutter, so eilen schnellen Laufes die Christen der heiligen Stadt zu. Nach einem anstrengenden Nachtmarsche erreichen sie die Anhöhen von Emmaus, von denen man Jerusalem gerade gegenüber sieht. Da waren alle Leiden vergessen, Thränen der Freude rollten aus Aller Augen, Lob- und Dankgesänge ertönten aus Aller Munde; sie küßten die heilige Erde, erhoben drohend ihre Schwerter, und so heftig war das Verlangen die heilige Stadt zu betreten, daß sie nur mit Mühe vom augenblicklichen Angriffe konnten abgehalten werden.

Aber welch' ein mühvolles Werk war die Belagerung Jerusalems! Die heilige Stadt ist schon durch ihre Lage fest; vierzigtausend Feinde lagen darin, befehligt von Ifthikar, einem tüchtigen Kriegsmann; er hatte die Mauern erhöhen, die Gräben vertiefen lassen; mit Allem war er reichlich versehen, und der Entsatz von dem nahen Egypten aus, dessen Sultan Jerusalem damals beherrschte, schien eben so leicht als sicher. Dagegen zählte das Heer der Kreuzfahrer, nur zwanzigtausend Mann zu Fuß und eintausend Reiter; aber wären Jerusalems

Mauern von Eisen und durch die ganze Macht des Islams vertheidigt gewesen, es hätten die Christen sie dennoch erstiegen; so herrlich war ihr Muth, und durch Glaube und Sehnsucht bis zur höchsten Begeisterung entzündet.

Schnell umschlossen die Kreuzbrüder die Stadt, und trieben am fünften Tage schon durch den heftigsten Sturm die Feinde aus der ersten äußern Mauer in die zweite höhere, die jedoch mit hartnäckiger Wuth von diesen behauptet ward. Man mußte sie durch Kriegsmaschienen (Thürme) angreifen; aber dazu fehlte es an Holz und dasselbe konnte nur mit größter Mühe und Gefahr aus der Ferne herbeigeschafft werden. Aber mit brennendem Eifer drängten sich die Kreuzfahrer an die Oerter der Gefahr und der Mühsal und brachten das Holz herbei. Doch die größte Bedrängniß brachte über sie der Wassermangel; die nahen Quellen versiegten bei der furchtbaren Hitze, in Schläuchen und auf Lastthieren mußte man das Wasser an sechs Meilen Weges täglich herbeiführen, wobei nur zu oft streifende Araber die Christen anfielen und mit ihrem Blute das Wasser mischten. Pferde und Thiere stürzten erdurstend zu Boden, der Gestank der Leichen verpestete die Luft, und erzeugte neue Krankheiten. Verschmachtend gruben sich die Pilger in feuchte Erde, um sich zu kühlen, und Manchem ward sie auf diese Weise zum Grabe. Zu Antiochia hatten sie gehungert, aber des Hungers Qual war Nichts im Vergleiche mit der Feuerpein des Durstes; sie tranken ihr Blut. Da zeigte Gottfried die ganze Größe seiner Heldenseele; unablässig war er bemüht, die Betrübten zu trösten, die Kranken zu pflegen, Wasser und Lebensmittel herbeizuschaffen; er schien einen Leib von Stahl und ein Herz von Wachs zu haben. Trotz all' dieses Elendes ward der Kampf gegen die Feinde mit Muth fortgesetzt und mit allem Eifer an der Vollendung der Sturmthürme gearbeitet. In dieser Noth erschienen genuesische Schiffe, brachten Wein und Lebensmittel und einige Mannschaft; die Freude darüber ward den Christen bald verbittert; aufgefangene Boten ließen keinen Zweifel, daß ein zahlreiches Heer der Saracenen zum Entsatze der Belagerten heranrücke.

Nun that Eile Noth, und der Sturm ward beschlossen; Tages zuvor zogen die Christen in feierlicher Prozession unter

Gebet und Lobgesängen um die Stadt; die Saracenen höhnten und spotteten; sie ahnten nicht, wie nahe der Sieg des verachteten Kreuzes sei. In der Nacht darauf ließ Gottfried die Sturmmaschinen rechts des Stephansthores an die schwächste Stelle der Mauer aufstellen; des Morgens gab er das Zeichen zum Sturme; die Kreuzfahrer waren entschlossen zu siegen oder zu sterben. Bis zum Abende ward an der Mauer und auf den Thürmen gekämpft; die Saracenen vertheidigten sich auf das wüthendste; sie schleuderten Steine und Balken auf die Stürmenden, schütteten brennenden Schwefel und siedendes Oel auf sie, und schwächten durch vorgehängte Häute und Flechtwerk die Kraft der Mauerbrecher. Trotz aller verzweifelten Gegenwehr behauptete sich Herzog Gottfried in seinem Thurme an der Mauer wider Feuer und Schwert; die Spitze des Thurmes krönte ein Kreuz, den Christen zur Ermunterung, den Saracenen zum Schrecken; diese boten Alles auf, es zu zertrümmern, aber es blieb fest, ein Zeichen des Sieges. Zwei Heren brachten nun die Saracenen; sie sollten mit ihrem Zauber die Kreuzfahrer abtreiben; eben, als sie ihre Sprüche begannen, warf sie ein großer Stein, aus einer Balliste geschleudert, todt von der Mauer. Sieben Stunden ward auf das heftigste gestritten, der Christen Arme beginnen zu ermüden; siehe, da winkt ein Ritter vom Oelberge her mit leuchtendem Schwerte gegen die Stadt. „Seht ihr, rief Gottfried, seht ihr das himmlische Zeichen, gewahrt ihr den Beistand Gottes?" Mit neuer Kraft dringen die Kreuzfahrer vorwärts; selbst Weiber und Kranke ergreifen die Waffen; die Säcke und Hürden, das Stroh und die Balken, mit welchen die Saracenen die Mauer geschützt, werden in Brand gesteckt, und der Wind treibt den Rauch und das Feuer den Feinden in's Gesicht; in diesem Augenblicke wird die Brücke des Thurmes auf die Mauer gelassen; Engelbert und Ludolph, zwei Brüder aus Flandern, sind die Ersten auf der Mauer; ihnen folgt Gottfried mit Eustach, seinem Bruder, und den übrigen Rittern und Streitern im Thurme. Das Stephansthor wird gesprengt, und unter dem Jubelrufe: „Gott will es! Gott hilft!" stürzen die Kreuzbrüder in die Straßen. Erschreckt durch das Siegesgeschrei der Christen und das Geheul ihrer



ıer, verlassen die Türken das andere Thor, welches bisher Raimund von Toulouse vergeblich angegriffen. Jetzt drän- sich auch seine Provençalen in die Stadt; Tancred, der ßen unkundig, kommt zur Kirche des heiligen Grabes. findet er die Christen Jerusalems betend, zwischen Furcht Hoffnung; er schützt sie durch starke Wachen, und dringt in den Tempel, wohin sich an zehntausend Saracenen htet hatten. Ein schauerliches Morden erfolgte; das Blut n den Straßen; von siebzigtausend Saracenen blieben kaum el übrig, als zur Begrabung der Leichen nöthig waren; Mehrzahl der Todten mußte verbrannt werden (15. Juli).

Als Gottfried den Sieg entschieden sah, legte er sein Helden- t ab, that ein wollenes Bußkleid an, und wallte mit ßten Füßen betend um die Stadt, dann auf den Oel- Ihm folgten die Kreuzbrüder; sie reinigten sich vom , legten die Waffen nieder, und zogen betend zur Lei- und Auferstehungskirche; feierlich wurden sie von den chen empfangen, welche ihnen tiefgerührt für ihre Ret- dankten, und hoch ihre Tapferkeit priesen.

So ward das gelobte Land von den Christen gewonnen; önigreich sollte es werden, Jerusalem die Hauptstadt des- Man schritt zur Wahl eines Königs; an Bewerbern es nicht — es galt den Würdigsten zu finden. Als on dem häuslichen Leben und den Sitten der Fürsten erren Erkundigung einzog, kamen bei den Meisten neben Tugenden auch große Schwächen zum Vorschein. Von ed sagten seine Hausgenossen keinen Fehler aus, als zu viel bete, auch durch Fragen und Wißbegierde die ersäume, und auch sie dadurch öfters um ihr Mittags- brächte. Da ward der herrliche Held einmüthig zum von Jerusalem erwählt; aber eine feierliche Salbung rönung lehnte er ab. „Ferne sei es von mir, sprach der liebenswürdigsten Demuth, an dem Orte, wo man önige der Ehren, dem Herrn des Himmels und der Dornen an die Schläfe gewunden, anmaßlich Zeichen itel irdischer Größe anzunehmen!“ Immer nannte er sich erzog Gottfried.

Allein es galt jetzt, die heilige Stadt zu behaupten; erschrocken und erzürnt eilten die Saracenen von allen Seiten zu dem Heere, das der Sultan Egyptens, Mosta, zur Rettung Jerusalems versammelt hatte. Afdal, sein Vezier, führte es wider die Christen, bei Ascalon kam es zur Schlacht; hier stritten zwanzigtausend Kreuzbrüder gegen viermalhunderttausend Saracenen. Aber Gottfried und seine Helden waren längst gewohnt, die Feinde nicht zu zählen, sondern zu schlagen (11. August 1099). Rasch drangen sie an; in die Mitte der Feinde, wo seine besten Krieger, die vom Kopf bis zum Fuß gepanzerten Agalaunen, die Fahne des Propheten vertheidigten, stürzte der Herzog Robert von der Normandie, Alles mit seiner Streitaxt zerschmetternd, und schwingt triumphirend die Fahne, den Preis seiner Tapferkeit. Darauf ward die Flucht der Saracenen allgemein; statt aber die Fliehenden zu verfolgen, plündern die Christen das Lager des Feindes. Da kehren die Flüchtlinge um, und greifen die Plünderer an; diese kamen in Unordnung und Verwirrung, aber Gottfrieds Auge wachte; rasch warf er sich mit seiner kampfbereiten Schaar den vordringenden Saracenen entgegen, und zersprengte ihre Haufen. Alle Christen hatten glorreich gestritten, aber die Ehre des Sieges erkannten sie einmüthig dem tapfern und einsichtsvollen Gottfried zu. Afdals flüchtige Schaaren verbreiteten allenthalben Schrecken im Morgenlande; sie schilderten die Franken als Krieger von übermenschlicher Tapferkeit; da erzitterte Egypten und selbst Bagdad.

Dieser Sieg errettete Jerusalem; aber es war die letzte That des großen Helden. Gottfried, die Hoffnung der Christen, starb, wahrscheinlich durch Saracenentücke vergiftet, den 18. Juli 1100, kaum vierzig Jahre alt. Ueber seinen Tod konnte Papst Urban sich lange nicht trösten, und nicht blos die Völker des Abendlandes, sondern selbst Griechen und Saracenen beklagten sein frühes Hinscheiden. Gottfried war das vollendete Bild eines christlichen Helden. Mit einer herrlichen Gestalt voll Anmuth und Ebenmaaß, und einer Kraft, die übernatürlich schien, verband er die Talente eines großen Feldherrn und die Tugenden eines wahren Christen; an Frömmigkeit, Liebe zu Jesus, und an Demuth kam ihm keiner der Wallbrüder gleich. Als einst arabische Fürsten mit Geschenken zu ihm

kamen, trafen sie ihn auf einem Strohsacke, auf der Erde sitzend. Sie äußerten ihre Verwunderung, den Bezwinger so vieler Völker, vor dessen Arm das Morgenland erzitterte, also zu finden. Er aber erwiederte ihnen: „Warum soll die Erde, welche nach dem Tode die Ruhestätte Aller ist, nicht auch den Lebendigen dazu dienen?“ Da riefen sie erstaunt: „Wahrlich, der Mann ist geboren, daß er die Welt überwinde und alle Völker beherrsche!“ — Gottfrieds Leiche ruht in der Kirche des heiligen Grabes; seine einfache Grabesschrift lautet: „Hier ruht Gottfried von Bouillon, der dieses Land dem Christenthume gewann — seine Seele ruhe in Christo!“

Das Reich Jerusalem ging über auf Balduin, Gottfried's Bruder; es bestand außer der Hauptstadt und Joppe nur noch aus zwanzig kleinen Flecken und Schlössern, ward aber in der Folge erweitert. Das geistliche Oberhaupt des Staates war der Patriarch von Jerusalem; seiner Gerichtsbarkeit waren die Erzbisthümer Tyrus, Cäsarea und Nazareth untergeben; seine Suffragane waren die Bischöfe von Bethlehem, Lyda und Hebron und Krak; ferner standen unter seiner Aufsicht die Aebte vom Berge Sion, von der Latina, vom Tempel, vom Oelberge von Jerusalem und von St. Samuel, der Prior des heiligen Grabes und die drei Aebtissinnen von unser lieben Frau der Großen, von St. Anna und St. Ladrus. Neben dem Könige von Jerusalem herrschten als seine Vasallen Tancred in Tiberias, Raimund in Laodicea und Boemund in Antiochia; das übrige Land war unter tapfere Ritter, welche zu bleiben wünschten, als Lehen vertheilt.

Unter sieben Königen (Balduin **I.** von **1100 — 1118**, Balduin **II. 1118 — 1131**, Fulco, Grafen von Anjou **1131 — 1132**, Balduin **III. 1142 — 1163**, Amalrich **1193 — 1173**, Balduin **IV. (1173 — 1185)** und dessen Bruder und Mitregenten Balduin **V.**) hatte das Reich Jerusalem ein bedrängtes, kümmerliches Dasein, im Innern Streit mit Partheien, von außen Noth mit den Saracenen. Als Balduin, die Brüder, gestorben (**1185**), machte Guido von Lusignan, ein Schwager Balduins **IV.** Anspruch auf den erledigten Thron und bald darauf ging Jerusalem verloren, nach kaum hundertjährigem Besitze.

In diesen Kreuzzügen, wo Religion und Tapferkeit sich auf das Innigste verschwisterten und in dieser Vereinigung die herrlichsten Thaten des Muthes und der Aufopferung erzeugten, gedieh das Ritterthum zur schönsten Blüthe. Zu den Rittern gehörten die Edlen des Volkes, solche vornämlich, die durch eigenen Grundbesitz oder durch Lehen den herkömmlichen Kriegsdienst zu Pferde leisten konnten. Durch das Lehenswesen waren diese Edeln (der Adel) der Haupttheil des Volkes geworden, so daß außerhalb der Städte am Lande nur wenig freie Leute mehr gefunden wurden. Sie bildeten mit ihren Dienern den Kern des Heeres, und die Kriege wurden allein durch sie geführt. Die Ritter, zu Pferde, durch Harnische und Panzer geschützt, trefflich bewaffnet und des Streites wohl kundig, waren dem gemeinen Manne bei weitem überlegen. Um solche Vorzüge behaupten zu können, mußte die Erziehung des Adels ganz kriegerisch seyn; diese einseitige Richtung auf körperliche Stärke und Gewandtheit im Kriege konnte zur Rohheit der Sitten, zur Verwilderung der Gemüther und zur Verachtung der höhern Tugenden führen; dagegen schützte den Ritter das Gefühl für Ehre und Religion, die man in seine Brust zu pflanzen und zu pflegen eifrigst bemüht war. Das Gefühl für Ehre wahrten insonderheit die Tourniere, Kriegsspiele, welche ursprünglich am Hofe der Karolinger entstanden, sich namentlich in Teutschland unter Heinrich dem Vogler mehr und mehr ausbildeten und in Wahrheit als Erziehungsanstalten des Adels wirkten. Nur Ritter von unbescholtenem Rufe hatten zu den Tournieren Zutritt; zwölf Artikel bestimmten die Tournierfähigkeit und forderten Gottesfurcht, Gehorsam gegen den Kaiser und vier Ahnen. Der Jugend ganzes Sinnen und Trachten ging dahin, an diesen Kampfspielen Theil zu nehmen und aus der Hand edler Frauen den Preis des Sieges zu gewinnen.

War der Knabe der Pflege der Mutter entwachsen, so brachte ihn der Vater an den Hof seines Lehensherrn oder reicherer Edelleute zur Erziehung; man glaubte damals, es seien die Väter nicht geeignet, selber ihre Söhne zu erziehen; die Söhne aber der mächtigern und reicheren Herren hatten

eigene Zuchtmeister zur ritterlichen Bildung. Hier ging der Knabe durch die ritterliche Schule zuerst als Page, dann als Edelknecht, Knappe oder Junker. Er begleitete seinen Herrn zu jeder Stunde und zu jedem Geschäfte, auf die Jagd, zum Waffenspiel oder zum Ernste der Schlacht. So lernte er treue Anhänglichkeit an seinen Herrn, den er in der Gefahr nicht verlassen, ja mit Blut und Leben schützen sollte. Angehalten ward der Junker ferners, die Religion und ihre Diener zu ehren, den Frauen mit zarter Achtung zu nahen und gerecht gegen Alle zu seyn. So mußte er sieben Jahre dienen. War er nun untadelig erfunden worden, so erhielt er feierlich den Ritterschlag. Zu dieser glorreichsten Stunde seines Lebens mußte der Jüngling sich durch Gebet und Fasten, Beicht und Communion vorbereiten und die Nacht vorher in einer Kirche oder Kapelle Wache halten. Dahin begaben sich mit Anbruch des Tages Bischöfe, Aebte, Ritter und Frauen im schönsten Schmucke. Hierauf schwur der Junker: „die Wahrheit zu reden, das Recht zu behaupten, die Kirche, ihre Diener und ihre Güter, sowie die Schwachen und Unterdrückten zu schirmen, keinen Schimpf gegen Frauen und Jungfrauen und vor Allem keinen Schimpf gegen das Christenthum zu dulden.“ Nun empfing er aus den Händen der Ritter oder Edelfrauen Sporen, Panzer und Handschuhe. Dann kniete er nieder und ward im Namen des heiligen Erzengels Michael und des heiligen Georg durch drei flache Schwertschläge auf Schultern und Hals, als den letzten Schimpf, den er geduldig ertragen müsse, zum Ritter geschlagen.

Eine Hauptpflicht der Ritter war, wie bereits erwähnt, der Schutz der heiligen Religion und die liebreiche Pflege aller Hilflosen und Verlassenen. Dieser heiligen Pflicht in dem gelobten Lande zu genügen, bildeten sich bald nach Eroberung Jerusalems eigene ritterliche Vereine oder Orden. Der erste dieser Vereine erwuchs aus einem Benedictinerkloster. Neapolitanische Kaufleute aus Amalfi hatten nämlich ein Kloster mit einem Spitale zu Jerusalem in der Nähe des heiligen Grabes gegründet und dasselbe sammt der Kapelle dem heiligen Johannes dem Täufer geweiht. Die Mönche desselben waren verpflichtet, die Pilgrime zu unterstützen und zumal die Armen und Kran-

ken zu verpflegen. Zur Zeit der Eroberung Jerusalems trennte Gerhard, der Vorsteher das Spital vom Kloster, doch so, daß die Spitalbrüder noch immer Mönche blieben. Gerhards Nachfolger, ermuntert durch das glänzende Emporkommen der Tempelherren, verpflichtete seine Mönche auch noch zum Kampfe gegen die Ungläubigen, und theilte sie in drei Klassen: in Capläne, welche den Gottesdienst besorgten, in Ritter, denen der Kampf oblag und in dienende Brüder, die Wärter der Kranken und Armen. Ueber die einfache, schwarze Kleidung trugen sie einen schwarzen Mantel mit einem achteckigen, weißleinenen Kreuze auf der linken Brust. Schnell erhob sich der Orden der Johanniter; bald verbreitete er sich in Europa, daher derselbe in acht Zungen nach den Sprachen eingetheilt wurde. Seine Söhne gehörten zu den tapfersten Streitern Christi; Löwen in der Schlacht waren sie am Krankenbette wahrhaft Söhne des Jüngers der Liebe, Johannes. Nach dem Verluste von Jerusalem ließen sie sich in Cypern nieder und von da zogen sie sich (1310) nach Rhodus, das sie erst nach dem heldenmüthigsten Widerstande den Türken überließen. Carl V. schenkte ihnen hierauf die Insel Malta, (1530) daher ihr Name Malteser; hier behaupteten sie sich mit bewunderungswürdiger Tapferkeit wider die wüthenden Anfälle der Türken, bis Napoleon (1799) durch Ueberfall sich La-Vallete, der Hauptstadt bemächtigte. Die Ritter wandten sich nun nach Sicilien; noch besteht ihr Orden, und strebt unter dem Schutze der Monarchen von Oesterreich und Neapel fortzublühen.

Zum Schutze der Pilger und des heiligen Grabes ward auch der Orden der Templer gegründet. Neun französische Ritter mit Hugo von Payens waren (1125) die Stifter. König Balduin schenkte ihnen seinen Pallast an dem vormaligen Tempel Salomon's; daher ihr Name Templer. Wie die Johanniter legten auch sie die Gelübde ab und standen, keinem Herrn, weder einem geistlichen noch weltlichen unterthan, allein unter dem Papste — ein Umstand, der ihnen viele Feinde zuzog. In allen Schlachten im gelobten Lande floß das Blut der tapfern Tempelritter, Mehrere ihrer Großmeister starben glorreich im Kampfe, Andere wurden gefangen. Sie trugen auf der Brust ein rothes Kreuz, als Zeichen ihres Berufes,



dem Glauben an Jesus ihr Blut zu opfern. Schnell erhob sich der Orden der Templer zu Ansehen und Reichthum, so daß er mächtiger ward, als mancher König des Abendlandes. Allein eben diese Macht und der daraus entspringende Hochmuth ward die Ursache ihres Falles; Papst Clemens V. hob sie auf Andringen des Königs von Frankreich plötzlich auf. (1312).

An Macht, Ruhm und Glanz der Thaten überstrahlten die teutschen Herren bald alle Orden der Christenheit. Bürger aus Bremen und Lübeck stifteten (1128) bei der Belagerung von Accon ein neues Spital; denn die teutschen Pilger waren wirklich vernachläßigt worden, und teutschen Rittern ward der Eintritt in den Johanniter- oder Tempelorden durch Eifersucht der andern Nationen sehr erschwert. Teutsche Johanniter übernahmen die Pflege des neuen Spitales und legten den Grund zu dem mächtigen Orden, der nur Teutsche aufnahm und beide Zwecke, Krankenpflege und Kampf gegen die Ungläubigen, in sich vereinigte. Sein Abzeichen war ein weißer Mantel mit einem schwarzen Kreuze; sein erster Hochmeister war Waldbott von Bassenheim. Bald zählte er an zweitausend Mitglieder. Aber nicht blos Palästina ward der Schauplatz seiner segensreichen Thätigkeit, ein neues herrliches Feld für seine Wirksamkeit ward ihm eröffnet, als er berufen wurde, die Christen Preußens wider die noch größtentheils heidnischen Einwohner zu schützen, — davon aber zu seiner Zeit mehr.

Der Kampf der Christen gegen die Saracenen in Spanien.

Wetteifernd mit ihren Brüdern im Morgenlande, stritten die Christen in Spanien wider den gemeinsamen Feind des Glaubens, die Saracenen. Unerschütterlich hatte sich nach der Niederlage bei Xeres de la Frontera (711) Pelaio, der edle Gothe, in den Schluchten Asturiens behauptet; seine Nachfolger brachen aus den Gebirgen hervor und entrissen den Saracenen Oviedo und Leon; nach zweihundertjährigem Kampfe stellte Ordogno II. das christliche Königthum zu Leon wieder her (914). Glorreich und nie ermüdend drängten nun in langem blutigen Streite die Christen die Saracenen immer weiter zurück. Bald bildeten sich die christlichen Reiche, wie Ca-

stilien, Navarra, Aragonien, auch zu Barcelona herrschten schon christliche Grafen. Auf das Neue erhob sich die Macht der Saracenen unter El Mansur; schon hatte er Castilien überwältigt, Barcelona geplündert und den König Bermudes von Leon zum Tribut gezwungen; da standen die Christen mit vereinter Kraft wider ihn auf und schlugen den übermüthigen El Mansur bei den Quellen des Duero dergestalt auf's Haupt, daß er nur mit Mühe sich rettete und wenige Tage darauf vor Gram starb. Fernando der Große, König von Castilien und Leon († 1063) nahm den Saracenen Viseu und Coimbra, woraus späterhin Portugal entstand; die Saracenischen Könige von Toledo und Saragossa zwang er zum Tribute, den von Sevilla zur Auslieferung der Gebeine des heiligen Jakob. In diesen nie endenden Kämpfen erwarben sich viele Helden durch Tapferkeit und Einsicht herrlichen Ruhm; Keiner aber steht glorreicher und gefeierter da, als Don Rodrigo Diaz de Vivar, von seinen Landsleuten el Campeador (der Kampf-Held ohne Gleichen), von den Saracenen wegen seines Edelmuthes Seid, (Herr), woraus Cid, genannt. Er ist der Held seines Volkes, das seine Thaten in den schönsten Poesien preiset und mit Gottfried von Bouillon wohl der beste Ritter der Christenheit. So tapfer sein Arm, so mild und fromm war sein Herz; das Kreuz küßend pflegte er in die Schlacht zu gehen, und siegte oft mehr durch den Schrecken seines Namens, als durch die Zahl seiner Krieger. Die schönste seiner Thaten ist die Eroberung von Valencia, die er durch eigene Kraft vollbrachte, trotz der mächtigen Hilfe, welche die Morabeten unter ihrem gefürchteten Kalifen Jussuf den Belagerten zurückführten. Inmitten seiner Siege starb der Campeador (1098), und die gesammte Macht von Castilien und Leon konnte das nicht behaupten, was ein einziger Mann errungen hatte. Valencia fiel (1102) wieder in die Gewalt der Saracenen.

Ersatz für solchen Verlust war Toledo; zum Kampfe wider die reiche und starkbefestigte Stadt lud König Alphons die berühmtesten Ritter der Christenheit. Die alte Hauptstadt der Westgothen ward nach herrlicher Vertheidigung durch christliche Tapferkeit genommen. (1080.)

Ein anderes Jahrhundert schwankte der Kampf zwischen



den Christen und Saracenen fort; Siege wechselten ab mit Niederlagen; die Christen erhielten Hilfe von ihren Brüdern aus Frankreich, Italien und selbst Teutschland; teutsche Krieger vom Rheine und der Weser schifften nach Portugal und entrissen nach viermonatlicher Anstrengung den Saracenen Lissabon (1148); die Saracenen zogen immerfort aus dem gold- und menschenreichen Afrika neue Streitkräfte an sich. Gegen Anfang des dreizehnten Jahrhunderts bedrängten sie den König Alphons **IX.** von Castilien auf das Aeußerste. Spanien erschrack vor dem wachsenden Glanze des Halbmondes, und rief um Hilfe nach Rom. Der Vater der Christenheit, der große Innocenz **III.**, ermunterte nicht nur die Ritter Spaniens, sondern auch Frankreich's zum heiligen Kampfe; Bittgänge und Fasten ordnete er an, um den Segen des Himmels für die Waffen der Gläubigen zu erflehen. Den **16.** Julius **1212** griffen die Könige von Castilien, Navarra und Aragonien mit den Kreuzbrüdern die in der Ebene von Tolosa gelagerten Saracenen an. Diesen half nichts ihre große Ueberzahl, nichts die günstige Stellung und der Stolz auf frühere Siege. Sie wurden gänzlich geschlagen und nun war das Uebergewicht der Christen entschieden. Jubelnd warfen sich die Christen auf dem Schlachtfelde nieder und priesen Gott. Darauf wurden Ubeda (1235), Cordova und selbst Valencia erobert. Eine zweite noch furchtbarere Niederlage erlitt Abul Hassan, der Herrscher von Marocco, im Oktober **1340** durch Portugiesen und Castilianer am Salado. Voll Uebermuth war er zum Entsatze Algeziras mit einem Heere gekommen, das **400,000** Mann zu Fuß und **60,000** Reiter zählte. Die Könige der Christen konnten ihm nur **40,000** Fußknechte und **18,000** Reiter entgegenstellen; ihre Kriegskunst und ihr Heldenmuth errangen den Sieg; **200,000** Feinde lagen getödtet auf dem Kampfplatze, während der Verlust der Christen nur gering war. Darauf fiel nach dreijähriger Vertheidigung Algeziras, die große Stadt, und ward zerstört, so daß jetzt der Pflug durch ihre Gassen geht. Gänzlich war durch die Schlacht am Salado die Kraft der Saracenen gebrochen; die Saracenen ergaben sich theils als Vasallen an die christlichen Könige, oder sie wanderten aus. Nur Granada behauptete sich, und hieher drängten sich die letzten Reste saracenischer Macht.

IV. Kapitel.

Die Bekehrungen. — Der hl. Otto. — Der Pommern Bekehrung.

Es kostete große Mühe, die Pommern, einen slavischen Stamm, zu bekehren. Zwar hatte schon Boleslaus Chobri, Herzog von Polen, für Hinter-Pommern zu Colberg 977 ein Bisthum gegründet, und einen teutschen Priester, Namens Reinbert, zum Bischofe eingesetzt; allein dieser ward in Rußland (1015) auf einer Missionsreise erschlagen; das Bisthum erlosch in den unaufhörlichen Kämpfen zwischen den Pommern und Polen. Endlich siegten die Letztern, und eidlich verhießen die Pommern, Christen zu werden. Ein spanischer Priester, Namens Bernhard, predigte ihnen das Evangelium; allein er, ein schlichter armer Mann, konnte auf sie keinen Eindruck machen; höhnisch bemerkten ihm die Heiden, sie könnten nicht begreifen, wie sein Herr, Den er so groß und so mächtig, als den Gebieter des Himmels und der Erde schildere, ihn, einen so bettelhaften Menschen zu ihnen schicken möge. Die Bekehrer der Völker mußten entweder wunderbar, wie die Einsiedler, oder groß, wie die Bischöfe sein. Betrübt ging Bernhard nach Bamberg; seine Erzählung und die Einladung des Herzogs der Polen bewogen den frommen Bischof von Bamberg, Otto, selber zu den Pommern zu gehen. Mit einem zahlreichen Gefolge, vielen Kostbarkeiten und der Pracht eines teutschen Reichsfürsten begab er sich zuvor zu dem Polenherzoge Boleslaus. Dieser nahm ihn höchst ehrenvoll auf, und geleitete ihn an die Gränze Pommerns. Der Herzog der Pommern, Wratislaw, war schon Christ, empfing ihn mit hohen Ehren und Freuden, und lud ihn nach seinem Schlosse Pyriz ein. Otto's eben so mildes, als ehrfurchtgebietendes Auftreten, seine fürstliche Freigebigkeit und Rednergabe gewanneu ihm bald die Herzen. Bei Pyriz hatten sich siebentausend Pommern versammelt, um ein heidnisches Fest zu feiern; zu ihnen trat der Heilige, unterrichtete sie sieben Tage lang, und machte sie durch die Taufe zu Christen. Dann ging er nach Camin, und bekehrte die Einwohner; er nahm die Abgefallenen mit väterlicher Liebe wieder auf, und

machte die List und Nachstellungen der Götzenpriester zu Schanden. Verwundert sahen es die Pommern, wie Otto und seine Gefährten sonder Schaden die Götzenbilder zerschlugen, und ihre Altäre umstürzten. Endlich gelang es seinem Eifer, auch die reichen Städte Julin und Stettin, welche lange hartnäckig geblieben, zum Glauben an den Heiland zu bringen; in zwei Monaten ließen sich zweiundzwanzigtausend Menschen in Julin taufen. Nur der Priester, der das Wahrsagerpferd bisher gewartet hatte, widersetzte sich, drohte und wüthete, fiel aber plötzlich, durch einen Schlagfluß getödtet, nieder. Das galt für Gottes Strafgericht. Ein Caplan des Heiligen, Adalbert, ward der erste Bischof von Julin, und es wurden zwölf andere Kirchen erbaut. Darauf begab sich Otto, Gott dankend, in seine Diözese zurück, welche sehnlichst nach seiner Gegenwart verlangte.

Die Abwesenheit des klugen und milden Otto empfand die neugegründete Kirche von Pommern nur zu bald und nur zu schmerzlich. Die Götzenpriester machten Umtriebe, und brachten, namentlich in den Städten, viele Getaufte wieder zum Abfalle; Andere richteten neben den christlichen Altären auch heidnische auf, in dem Irrwahne, man könne neben Christum auch noch die Götzen verehren. Da machte sich der Heilige betrübt auf den Weg, und ging zu seinen verirrten Kindern nach Pommern. Und wieder hörten sie auf sein Wort. Auf einer Volksversammlung zu Usedom sprach er so eindringlich und erschütternd zu den Herzogen und dem Volke, daß sie, trotz aller Abmahnung der Götzenpriester, dem Heidenthume entsagten, und das Christenthum wieder annahmen. Mit verdoppeltem Eifer arbeitete nun der Heilige; jetzt gewann er auch die Leutizier, welche bisher die Missionäre nur als bettelhafte Betrüger angesehen, für den Glauben. Er kam öfter in Lebensgefahr, aber der Schutz Gottes, seine Milde und Freigebigkeit entwaffneten zuletzt seine Gegner. Otto trat (1128) seine Rückreise an; bis zu seinem Tode aber blieb er für die Kirche Pommerns thätig. Das Bisthum Julin ward (1170) nach Camin verlegt, und durch Nachsendung eifriger teutscher Priester der Segen des Christenthums nicht blos erhalten, sondern noch vermehrt.

Das Christenthum bei den Finnen, Lievländern, Esthen und Kurländern.

Den Finnen brachte Erich, der Heilige, König von Schweden, das Christenthum (1156); allein der rohe Stamm ließ nicht sobald von seinem Götzen Krawe. Heinrich von Upsala, ein Engländer, predigte ihnen das Evangelium, ward aber erschlagen, und erst nach mehr als hundertjährigem Kampfe unterwarfen sich die Finnen den Schweden, und empfingen die Taufe.

Im Jahre 1186 ging Meinhard, ein schon bejahrter Augustinermönch, zu den Lievländern, taufte Mehrere, und errichtete zu Irkul an der Düna ein Kirchlein. Er und sein Gefährte, der Cistercienser Dietrich, erhielten unter den größten Mühsalen und Gefahren das Evangelium wider die Anfälle der Heiden. Dietrich ward sogar von ihnen gefangen; schon sollte er dem Götzen geschlachtet werden, da hob das weissagende Pferd den Lebensfuß, und er war gerettet. Nach zehnjähriger Arbeit (1196) ging Meinhard zu Gott. Sein Nachfolger, der sächsische Cistercienser-Abt Berthold, mußte vor den gewaltthätigen Heiden fliehen, kehrte aber mit einem Kreuzheere zurück, worauf die Heiden, halb im Guten und halb im Schlimmen, die Taufe empfingen, jedoch sogleich nach Abzug des Kreuzheeres über Berthold und seine Priester herfielen, und sie aus dem Lande trieben. Jetzt übernahm es Albrecht von Apeldern, ein Domherr aus Bremen, die hartnäckigen Lieven zu bekehren; er war der rechte Mann. Im Jahre 1200 erschien er mit zweiundzwanzig Schiffen voll Kreuzfahrer, und benahm sich mit solcher Milde und Klugheit, daß die Lieven ohne Kampf sich dem Kreuze unterwarfen, und zum Zeichen ihrer Aufrichtigkeit ihm an den Ufern der Düna einen Platz zur Anlegung einer Stadt anwiesen. Albert legte den Grund dazu, und nannte sie Riga. Um die neue Stadt und Kirche zu sichern, stiftete er einen neuen Orden, die Brüder des Ritterdienstes Christi, oder die Schwertbrüder; sie folgten der Regel der Tempelherren, und trugen als Auszeichnung ein Kreuz und ein Schwert auf einem weißen Mantel. Im Jahre 1237 ward der Orden der Schwert-

brüder mit Bewilligung des Papstes Gregor IX. dem Orden der Teutschherren einverleibt. Mit herrlichem Muthe und ausharrender Tapferkeit erfüllten die Ritter ihren Beruf, das Christenthum wider die Anfälle der Heiden zu schützen, und teutscher Macht und Bildung den Weg zu bahnen. Von Riga aus verbreitete sich der Segen des Evangeliums immer weiter; in Lettland, Semgallen und Esthland ward es verkündigt, und zu Selon und Dorpat erhoben sich Bisthümer.

Bekehrung der Preußen.

Am tiefsten wurzelte das Heidenthum in Preußen; in keinem andern Lande wurden die Priester (Griwen) also geehrt und bereichert, als hier. Das Heiligthum des Volkes und der Sitz des vornehmsten Griwe war Romowe mit seiner heiligen Eiche und den darin stehenden verhüllten Götterbildern. Für die Bekehrung der Preußen opferten sich der heilige Adalbert (997) und der heilige Bruno mit achtzehn Gefährten (1008). Den Haß, welchen die Preußen gegen die christlichen Polen hegten, trugen sie auch auf das Christenthum über und jeder Glaubensbote fand ihre Herzen verhärtet und verschlossen. Im Jahre 1202 gelang es zwei polnischen Mönchen, dem Abte Gottfried von Lukina und seinem Klosterbruder Philipp, zwei Fürsten der Preußen, Phalet und Sodrech, zu bekehren, allein ohne nachhaltigen Erfolg; Philipp ward erschlagen und Abt Gottfried ging wahrscheinlich in sein Kloster zurück.

Jetzt ward der Mönch des Cistercienserklosters von Oliva, Christian, der Apostel der Preußen; mit glühender Begeisterung überwand er alle Hindernisse, bekehrte eine Menge Preußen in Pomesanien und in dem Gebiete von Löbau, ja selbst zwei mächtige Fürsten des Landes gewann er für Christus. Mit ihnen ging er nach Rom und ward von dem Papste zum Bischofe der Preußen geweiht. Bei seiner Heimkehr aber fand er sein schönes Werk vernichtet, die Meisten abgefallen, die Andern wankend, die Heiden selber gerüstet, mit Mord und Brand gegen die Priester und Christen zu wüthen. Zwar kam ihnen ein Kreuzheer zu Hilfe, aber es war zu schwach; die

Preußen brannten Kirchen und Burgen nieder, und schlugen den Herzog von Masurien, daß er den Rückzug um Gold erkaufte. An dreihundert Kirchen und Kapellen lagen in Schutt und Asche. Weder ein zweites Kreuzheer, noch der nach dem Beispiele der Schwertbrüder gestiftete Orden der Ritter Christi vermochte das Volk der Preußen zu überwältigen. In dieser Noth riefen Christian und Herzog Conrad (1226) die Teutschherrn zu Hilfe; sie sollten Preußen erobern, dagegen aber das dem Herzog gehörige Kulmerland und alle Eroberungen mit den Rechten eines Fürsten des römischen Reiches erhalten. Der treffliche Hochmeister, Herrman von Salza, sagte zu und sandte (1228) den tapfern Herrmann von Balk mit hundert Rittern wider die Preußen; erst nach dreiundfünfzigjährigem Kampfe wurden diese unterworfen, die Götzenbilder umgestürzt und das Kreuz aufgerichtet. Die Ritter legten überall Burgen an, unter deren Schutz sich die mit teutschen Colonisten bevölkerten Städte Kulm, Thorn, Marienwerder und Elbing erhoben. Große Verdienste erwarben sich die Ritter um den Anbau des Landes und die völlige Umwandlung des Volkes in Teutsche. Schon 1243 hatte Innocenz IV. Preußen in vier Bisthümer getheilt: Kulm zu Lobau, Pomesanien zu Riesenburg, mit der Domkirche zu Marienwerder, Ermeland, anfänglich zu Braunsberg, dann zu Heilsberg und Samland zu Fischhausen. Seine Gesandten vermittelten einen Vertrag, der für die Preußen sehr günstig war; diese machten sich anheischig, Christen zu werden; dagegen sollten ihre Personen und ihr Eigenthum frei seyn; jeder freie Preuße Priester und Ritter werden können. Der Hochmeister der Teutschherrn, Siegfried von Feuchtwangen, verlegte (1309) seinen Sitz, der bisher in Venedig gewesen, nach Marienberg, der schönsten Burg des Ordens in Preußen. Mehr als zweihundert Jahre behauptete der Orden unter heißen Kämpfen, zumal mit den Polen, seine Herrschaft in Preußen, bis er geschwächt durch die Niederlage bei Tannenberg (1410) zu dem nachtheiligen Frieden von Thorn (1466) genöthigt ward, in Folge dessen sie einen Theil ihrer Länder an Polen abtraten, Preußen selber von ihm zu Lehen nahmen.

Bekehrung der Litthauen.

Mit den Preußen stammverwandt waren die Litthauer;
beteten ein ewiges Feuer an, das die Götzenpriester sorg-
gst unterhielten; außerdem verehrten sie in geweihten Hai-
Schlangen, in welchen nach ihrem Wahne sich die Göt-
verbargen. Im Jahre 1252 hatte ein litthauischer Fürst,
dowe, das Christenthum angenommen, war aber des zeit-
n Vortheiles halber wieder ein Heide geworden. So blieb Lit-
en heidnisch, bis Jagal, der Großfürst und bisheriger
d der Polen, den Großen derselben antrug, durch seine
nählung mit ihrer jungen Königin Hedwig beide Länder
vereinigen und Litthauen christlich zu machen. Die Polen
igten ein; Jagal empfing zu Krakau (1386) die heilige
fe und bot nun mit seiner Gemahlin Hedwig Alles auf,
kürzester Zeit das Christenthum in Litthauen einzuführen.
einer Versammlung zu Wilna ermunterte er seine Unter-
en auf die kräftigste Weise, Christen zu werden; sie
fürchteten den Zorn und die Strafe ihrer Götzen. Da
Jagal (nach der Taufe Ladislaus) die heiligen
ne umhauen, die Schlangen tödten und löschte selber
den Augen des Volkes das ewige Feuer aus. Erschrocken
ite dasselbe, die Erde würde sich aufthun, den Frevler zu
hlingen, oder Feuer vom Himmel ihn sogleich verzehren;
n der König blieb unversehrt. Da schlossen die Litthauer,
Gott der Christen müsse stärker seyn, als ihre Götzen, er-
nten den Betrug ihrer Priester und baten um Unterricht
um die heilige Taufe. — Wilna ward das erste Bis-
n, ein polnischer Minorit, Basillo, der Bischof. Aber nur
gsam verschwanden die heidnischen Sitten und Vorstellungen
das Jahr 1415 wurden durch den Großfürsten Witthol
die Samaiten, Stammverwandte der Litthauen, bekehrt.
Schweden aus erhielten um das Jahr 1335 die Lapp-
er die Kunde des Evangeliums und Erzbischof Hemming
Upsala erbaute für sie ein Kirchlein zu Tornea und taufte
e derselben.

V. Kapitel.

Der heilige Bernard. — Die Hohenstaufen. — Die Unruhen in Italien. — Der zweite Kreuzzug.

Heinrich V., auf dem der Fluch des Vaters lastete, starb kinderlos zu Utrecht 1125; mit ihm erlosch das fränkische Königshaus. Nun erwartete sein stolzer Neffe, Herzog Friedrich von Schwaben, der Hohenstaufe, die Krone; aber an ihm gingen die Fürsten des Reiches vorüber und wählten Lothar, den Herzog von Sachsen. Friedrich aber und sein Bruder Conrad, Herzog von Franken, wollten ihn nicht als ihren Herrn erkennen und trotzten in offener Fehde. Um ihnen gewachsen zu seyn, vermählte Lothar seine einzige Tochter dem mächtigen Herzoge von Bayern, Heinrich dem Stolzen und gab ihm außer Bayern auch noch Sachsen — das erste Beispiel, daß ein Reichsfürst zwei Herzogthümer besaß. Dieser Heinrich ist ein Abkömmling des Welfischen Hauses, aus dem die Könige von England, Hannover und die Herzoge von Braunschweig sprossen. Durch Heinrich's Macht überwand zwar Lothar nach hartem Streite die Hohenstaufen; allein in diesem Kampfe ward auch der Grund gelegt zu der unseligen Feindschaft, welche Jahrhunderte lang die edlen Geschlechter der Hohenstaufen und Welfen entzweite.

Lothar hatte redlichen Willen, aber die Unruhe der Zeit war zu groß, der Bedrängnisse in Kirche und Staat zu viele, als daß seine Kraft hätte ausreichen können. — Doch behauptete er Teutschlands Ehre wider die Dänen. Mit nur 6000 Mann zog er des Jahres 1130 wider sie und traf bei der Stadt Schleswig unweit des alten, einst von dem dänischen Könige Gotrik zum Schutze seines Reiches wider Carl den Großen errichteten Dänewerk auf ihr ungleich zahlreicheres Heer. Sie aber, die Tapferkeit der Teutschen fürchtend, baten um Frieden, zahlten eine große Geldsumme, erkannten die Oberhoheit des teutschen Reiches an, und schwuren Lothar den Eid der Treue. Darauf unterwarfen sich ihm auch Prisbizlaw und Nicolow, die Herzoge der Wenden, und verhießen einen jährlichen Zins.

Zweimal zog Lothar nach Italien wider den Afterpapst Anaclet und seinen Verbündeten, den Herzog Roger von Sicilien; den rechtmäßigen Papst Innocenz II. führte er nach Rom und empfing von ihm (1134), mit seiner Gemahlin Richenza, die Kaiserkrone. Heimkehrend von seinem zweiten Zuge aus Italien starb er in einem unbekannten Dörflein zwischen dem Lech und dem Inn.

Jetzt kam endlich die heißersehnte Krone an die Hohenstaufen; Conrad ward (1137) von den Fürsten zum Könige erwählt. Er wollte die Macht der Welfen brechen und den stolzen Heinrich demüthigen. Dieser starb geächtet gleich beim Beginne des Kampfes, ein Söhnlein, den nachmals so berühmten Heinrich den Löwen hinterlassend; allein Welf II., der Bruder des Verstorbenen, focht mit Muth und Kraft für die Waise wider König Conrad. Bei Weinsberg trafen ihre Schaaren zusammen (1140). Da riefen die Welfen: „Hie, Welf!" Die Hohenstaufen: „Hie, Waiblingen!" Von nun an ward dieser Ruf das Losungswort für beide Parteien in Teutschland und Italien. Zwar siegte Conrad und nahm dem jungen Heinrich Bayern, aber Sachsen konnte er ihm nicht entreissen. Auch seine Regierung war voll Unruhe und Mühsal; in der Kirche dauerte der Zwiespalt fort; zu Rom hetzte ein wilder Schwärmer, Arnold von Brescia, die Bürger wider die Geistlichkeit und den Papst auf und erregte in ihnen das Gelüsten nach der alten Herrlichkeit der Republik; er und seine Anhänger träumten davon, das altrömische Reich in der Stadt wiederum aufzurichten! Nur mit Mühe erhielten Kaiser und Papst ihr Ansehen gegen das neuerungssüchtige trotzige Volk von Rom. Mehr, als sie, vermochte in jener Zeit ein einfacher wunderbarer Mönch, Namens Bernard.

Der heilige Bernard.
(1091 — 1153.)

Elisabeth, die Tochter des Grafen Bernard von Montbars, ein gar frommes Kind, dachte in einem Kloster sich Gott zu weihen; aber der Herr fügte es anders. Sie ward die Ehefrau Tecelins, des wackern Ritters von Fontaines im Herzogthume Burgund. Ihm gebar sie eine Tochter, Hombe-

line, und sechs Söhne, Guido, Gerhard, Andreas, Bartholomäus, Rivard und Bernard. In Bernard schien ein Prophet des alten Bundes erstanden zu seyn. Wie die Propheten zu ihrer Zeit, also wurde er berufen, der Lehrer und Richter, der Lenker der Völker und Regenten seiner Zeit zu werden.

Bernards Jugend zeigte schon jene Blüthen der Gnade, welche später zur herrlichen Frucht reifen sollten, und mit der zärtlichsten Sorgfalt wachte seine Mutter, daß der Pesthauch der Sünde das liebste ihrer Kinder nicht berühre. Sein heller, lebendiger Geist veranlaßte die Eltern ihn an die berühmte Schule zu Chatillon zu senden. Dort widmete sich Bernard mit dem treuesten Fleiß den Wissenschaften, auch die schönen Künste betrieb er, zumal liebte er die Dichtkunst. Aber schon damals war die heilige Schrift das liebste seiner Bücher; mit ihr begann er den Tag, mit ihr beschloß er ihn. So wuchs Bernard heran, ein herrliches Bild eines vollendeten Jünglings; eine reine Seele, voll Gefühl und Liebe, wohnte in einem kräftigen Körper, dessen Schönheit Alle bewunderten, dessen Keuschheit nicht wenig angefochten ward. Als ein freches Weib von lockendem Aussehen ihm einstmals nachstellte, warf sich Bernhard in einen halbgefrornen Teich, aus dem man ihn ohnmächtig herauszog. Auf das Tiefste erschütterte ihn der Tod seiner geliebten Mutter; am Abende vor dem Feste des heiligen Ambrosius, den sie vor Allen verehrte, entschlief die edle Frau, wie sie es vorhergesagt, unter den Segnungen der Priester gottselig, wie sie gelebt hatte. Als Bernard sich von seinem Schmerze erholt hatte, blickte er in die Zukunft. Die Welt bot ihm die reizendsten Aussichten. Seine Geburt, seine Schönheit und Bildung gaben ihm Anspruch auf die ersten Stellen im Heere, am Hofe des Königs und selbst in der Kirche. Was sollte er wählen? Peinlich war der Kampf in der Brust des kräftigen Jünglings, er betete, weinte, rang Tag und Nacht. Die Mutter glaubte er zu sehen mit trauriger Geberde, ihm verweisend, daß er sich nicht gänzlich Gott schenken wolle, für den sie ihn doch erzogen; eine Stimme hörte er im Herzen tönen und sie rief ihm zu: „Nehmet mein Joch auf Euch und Ihr werdet Ruhe für Eure Seelen finden!“ Dieß war ihm Gottes Stimme und entschied seinen Beruf.



Die Liebes- und Opfer-Gluth, die sein Herz entzündet,
mochte er nun auch Andern mitzutheilen, zuerst seinen Brü-
n, dann mehr als zwanzig jungen Männern von der edel-
ı Abkunft. Sie machten Alle in der Liebe Gottes und in
n Streben nach Vollkommenheit nur Eine Seele aus und
ten unter der Leitung des heiligen Bernard zu Chatillon
einem gemeinsamen Hause; aber das genügte ihnen nicht
sie beschloßen um Aufnahme in Citeaux (Cisterz) zu bitten.
Dahin zog Bernard mit den Seinigen. Aber welch'
Abschied! Hombeline, die Schwester, weinte, bat, zürnte.
celin wies auf seine grauen Haare und seine Verlassenheit! doch
b er seinen Söhnen den Segen und ging dann später selbst
ihnen, um in ihren Armen zu sterben. Als sie nun das
hloß Fontaines verließen, gewahrten sie ihren Bruder Ni-
rd, der im Hofe mit mehreren Kindern seines Alters spielte.
ı umarmte ihn Guido, der älteste von Allen, und sprach:
Mein kleiner Bruder Nivard, siehst du dieses Schloß und
se Güter? Alles dieses wird dir zufallen, dir allein." „Wie,
tgegnete das Kind mit einem Ausdrucke, der weit über sein
ter ging, wie, Ihr nehmt mir den Himmel und laßt mir
: Erde? Diese Theilung ist durchaus nicht gleich." Und
n diesem Augenblicke an konnte ihn nichts abhalten, weder
ater, noch Schwester und Gespielen; er eilte seinen Brüdern
ch und zog mit ihnen nach Citeaux.*)

*) Citeaux (Cisterz) so hieß ein furchtbar einsames, wildes Waldthal, 5 Stunden von Dijon. Hieher zog der heilige Robert, Abt von Molesme, mit Stephan und noch einigen Gefährten, um daselbst nach der ganzen Strenge und Reinheit der Regel des heiligen Benedikt zu leben. Im Jahre 1098 erhielten sie an Otto, dem Herzoge von Burgund, an dem Erzbischofe von Lyon und dem Bischofe von Châlons Gutthäter, so daß sie im Stande waren, Zellen für 21 Mönche zu bauen. So ward der berühmte, weit verbreitete Orden der Cisterzienser gegründet. Robert ging jedoch, dem Gebote des Papstes gehorsam, schon das folgende Jahr in sein früheres Kloster Molesme zurück. Alberich ward nun Abt von Citeaux und Papst Pascalis II. bestätigte 1100 den neuen Orden. Auf Alberich folgte Stephan; er schärfte noch die Strenge; unter ihm kamen die Mönche von Cisterz in die größte Noth; der Herzog von Burgund entzog ihnen seine Huld, die Strenge der Regel schreckte Novizen vom Eintritte ab und so groß ward die Armuth, daß der Abt selber von Thüre zu Thüre betteln mußte. Aber das ward Alles anders, als der heilige Bernhard kam. Als die Stifterin

Dort war die Noth groß, eine Art Pest hatte die Reli-
giosen zahlreich hinweggerafft, und voll Trauer sah Stephan
der heilige Abt, sein Haus veröden. Mit offenen Armen wur-
den die Ankömmlinge aufgenommen und in den leeren Räume[n]
von Citeaux begann ein neues Leben. Bernards Beispiel un[d]
der Ruf von dem stillen seligen Leben in Citeaux zog ein[e]
Menge Novizen an, und bald glich das Kloster einem Bienen-
stocke, der seine Bewohner nicht mehr fassen kann. Bernar[d]
ward also mit zwölf Gefährten ausgesandt, ein neues Klost[er]
zu gründen; in einem undurchdringlichen Walde erhob si[ch]
nun Clairvaux (Hellthal) und Wilhelm von Champeaux, d[er]
Bischof von Rheims, weihte Bernard zum ersten Abte.

Dort führte er ein Leben wie der heilige Täufer Johan-
nes, Buße predigend durch Wort und Beispiel, ein Leben d[es]
Gebetes, der strengsten Enthaltsamkeit, der rastlosen Thätigkei[t],
die jeden Augenblick bereut, der nicht Gott und dem Beru[f]
geweiht war, ein Leben führte er der werkthätigen Liebe. Z[ur]
Zeit einer Hungersnoth ernährte er allein dreitausend Arm[e].
Mit Ehrfurcht und Freude schauten auf ihn Völker und K[ö-]
nige, und hörten sein Wort. Der Orden der Tempelrit[ter]
war sehr gesunken; Bernard schien allein der Mann, der ih[m]
neues Leben einhauchen konnte; auf Andringen der Ritter e[nt-]
warf er neue Regeln. Sein Ansehen stieg von Tag zu Ta[g].
Nach Honorius II. Tode beunruhigte ein trauriges Schism[a]
die Kirche; Peter Leonis, ein schlechter Mensch, ließ sich [in]
Rom zum Papste wählen und zwang Innocenz II., das Ob[er-]
haupt der Kirche, zur Flucht nach Frankreich. Ludwig [...]

der Cisterzienserinnen gilt Hombeline, seine Schwester. Sie folg[te]
ohne Rücksicht auf die Zartheit ihres Geschlechtes, derselben stren[gen]
Regel, wie die Mönche ihres Ordens. Ueberraschend ist die Schnel[lig-]
keit ihrer Verbreitung; bald überstieg die Zahl der Frauenklöster [die]
der Männer; zur Zeit der höchsten Blüthe zählte man mehr als [...]
Frauenklöster. Jahrhunderte hindurch war dieser Frauenorden der Ki[rche]
Trost und Freude. Der Zudrang zu den Cisterzienserinnen war zu[mal]
in der ersten Zeit außerordentlich. Königinnen stiegen von i[hren]
Thronen herab und Töchter und Schwestern von Königinnen legten [den]
Purpur ab und hüllten sich in das demüthige Kleid von Cisterz.
Sancha, die Tochter des Königs von Aragonien, Constanza, die T[och-]
ter des Königs Alphons VIII. von Castilien. In dem Kloster [der]
Cisterzienserinnen von Trebnitz in Schlesien hatten nach und nach [mehr]
als vierzig polnische Prinzessinnen den Schleier genommen.

berief nach Clermont eine Versammlung der Bischöfe seines Reiches, wie hätte hier Bernard, das Orakel seiner Zeit fehlen dürfen? Auf die ehrendste Art eingeladen, erschien der Heilige demüthig, von Allen wie ein Gesandter des heiligen Geistes begrüßt; er entschied für Innocenz! Da erhob sich die Versammlung mit einmüthigem Beifalle und erkannte auf seinen Vorschlag Innocenz II. als Papst. Bernard ging nach Teutschland zu Kaiser Lothar und erwirkte durch sein Ansehen, daß auch hier Innocenz als Papst erkannt und das Schisma beendet ward. Jetzt eilt er zurück in seine Einsamkeit, wo Innocenz ihn besucht und segnet. Von ihm begleitet kehrt Innocenz nach Italien zurück und hält ihn als seinen Vater und theuersten Freund. Auf das Neue bewirkt die Liebe und das honigsüße Wort des Heiligen Versöhnung zwischen Mailand und dem Kaiser Lothar, ja dieser verzeiht auf sein Andringen selbst seinen furchtbarsten Feinden, Konrad und Friedrich von Hohenstaufen.

Neue Verdienste, neue Ehren krönen den demüthigen Mann auf dem Concil von Pisa, wo über den Afterpapst die Entsetzung ausgesprochen ward; Petrus Leonis hatte aber eine mächtige Stütze an Roger, den er zum König von Sizilien gemacht hatte. Da kam Lothar, von Innocenz und Bernard dringendst gebeten, mit starker Heeresmacht und trieb Leo in die Flucht. Der Afterpapst starb bald im Exil; aber Roger stellte einen neuen Gegenpapst in Viktor auf; doch Bernard sprach so nachdrucksvoll zu ihm, daß er sich Innocenz unterwarf. Jetzt berief dieser das zweite allgemeine Concil im Lateran; an tausend Bischöfe, Erzbischöfe und Patriarchen erschienen; nie war ein Concil so zahlreich als dieses. Hier wurden die letzten Reste der Spaltung vertilgt, die Ketzerei des Peter von Bruys, der die Taufe der Kinder, das Sakrament der Priesterweihe, die Tradition und die wirkliche Gegenwart Christi in der heiligen Eucharistie läugnete, verdammt, und mehrere für die Kirchenzucht wichtige Canones erlassen (1139).

Als ein wahrer Fürst des Friedens kehrte nun Bernard nach Frankreich zurück; jubelnd begrüßt das Volk auf den Straßen den Heiligen, bittet um seinen Segen und bringt ihm seine Kranken zur Heilung. Seine Reise war ein Triumph der edelsten Art. In Italien hatte er den heiligen

Stuhl gegen den eingedrungenen Afterpapst vertheidigt; jetzt sollte er in seiner Heimath die Reinheit der kirchlichen Lehre gegen die gefährlichen Irrthümer Abälards wahren, der allein wie man glaubte, an Wissenschaft mit dem Heiligen sich messen konnte. Auf dem Concil von Sens treffen die beiden Gegner zusammen; einen Blick voll Liebe und Ernst wirft Bernard auf den Irrlehrer; dieser kann ihn nicht aushalten, er schweigt und senkt das Auge; aber er widerruft nicht, er verläßt das Concil und appellirt an den Papst. Dieser aber bestätigt das Urtheil der Synode und verurtheilt ihn zum ewigen Schweigen. — Abälard gehorcht; ein Strahl der Gnade senkt sich in sein Herz, das einst sich mit dem ganzen Stolze weltlicher Weisheit gebläht, jetzt aber sich einer demüthigen Buße unterwirft. Wer mag zweifeln, daß auch Bernard durch sein Gebet zu dieser Sinnesänderung beigetragen?

Schweres Leid traf jetzt die Seele des Heiligen; Innocenz II., dem er Vater gewesen, kam in einem Volksaufstande um; in offener Empörung trotzte Rom, verführt durch den wilden Schwärmer Arnold von Brescia, der Macht der Kirche und des Kaisers. Mitten in dieser Verwirrung ward ein Cistercienser-Abt in Rom auf den Stuhl des heiligen Petrus berufen; er nannte sich Eugen III (1145—1153). Der neue Papst war ein Schüler Bernards, und wo hätte er in seiner bedrängten Lage einen bessern Rathgeber und Freund finden können, als an seinem ehemaligen Lehrer? Mit Bernard stand Eugen in beständigem Briefwechsel, und nichts Wichtiges unternahm er, es hätte denn der Heilige zuvor es gebilligt. Eugen empfing von seinem Lehrer die heilsamsten Vorschriften, mitunter selbst bittere, aber getaucht in göttliche Weisheit, und jederzeit sah er seine und des heiligen Stuhles Sache von ihm auf das kräftigste und einsichtsvollste vertheidigt.

Um diese Zeit wurden die Christen im gelobten Lande von den Sarazenen auf das Aeußerste bedrängt. Edessa, das Bollwerk ihres Reiches, fiel in die Gewalt Nurreddin's. Antiochia zitterte, und Jerusalem, die heilige Stadt, war ohne Vertheidigung. Laut riefen die Geängstigten um Hilfe. Papst Eugen wandte sich in dieser Noth an König Ludwig VII. von Frankreich; seine Worte und der Christen Jammer rührten das



Herz des Königs; zu Bourges versammelte Ludwig die Großen des Reiches zur Berathung. Ob auch Bischof Gottfried von Langres noch so kräftig zum Kreuzzuge mahnte, die Grafen und Barone zögerten, und selbst Abt Suger, der fromme weise Rath des Königs, war für Aufschub des Zuges. Da wurden sie Eins, Bernard zu rufen; er sollte entscheiden. Der Heilige aber erklärte, in dieser wichtigen Sache Nichts ohne Auftrag des Oberhauptes der Kirche thun zu können. Wie sehr er aber die Noth der Christen und die Schmach des Kreuzes empfand, bezeugen seine Briefe an den Papst. Nun ließ Papst Eugen in der ganzen Christenheit das Kreuz predigen; Bernard sollte sich an die Spitze der Prediger stellen, und das für den zweiten Kreuzzug werden, was Peter von Amiens für den ersten gewesen war.

Im Vertrauen auf den Beistand des Allerhöchsten übernahm Bernard die schwere Mission und ging nach Vezelai. Dort harrten seiner König Ludwig VII., bereits für den Zug entschlossen, Eleonore, seine Gemahlin, die Prälaten und die Edlen des Reiches mit zahllosen Schaaren niedern Volkes. Auf eine Bühne trat der Heilige und schilderte dann mit der ganzen Macht seiner klangvollen Stimme die Noth des Kreuzes, und die Gefahr der heiligen Stadt, und beschwur die Fürsten und das Volk Frankreichs, sich für die Ehre Jesu und seines heiligen Grabes zu waffnen. Einmüthig unter Schluchzen und Thränen riefen Alle: „Gott will es! Das Kreuz! das Kreuz!“ Zuerst beugt der König die Kniee vor Bernard und wiederholt den Schwur, für Jesu zu streiten; denn schon zu Bourges hat er das Kreuz genommen; die Königin, des Königs Bruder, die Bischöfe und Barone, die Ritter und alle Waffenfähige des versammelten Volkes umdrängen den Heiligen, bitten und empfangen das Kreuz, so daß die Anzahl der Kreuze nicht ausreicht; der Heilige zerreißt sein Kleid und macht daraus Kreuze. Mit gleichem Erfolge predigte Bernard zu Laon und Chartres. Hier berieth man sich über die Wahl des Anführers; wer wundert sich, daß dem Heiligen der Oberbefehl angeboten wird? er, der schon lange das Ansehen eines Moses bei den Christen genoß, sollte sie nun, wie dieser einst die Israeliten, in das gelobte Land führen. Allein

Bernard war kein Feldherr, seine Priesterwürde und körperliche Schwachheit gestatteten ihm nicht, sich an die Spitze des Heeres zu stellen; es war genug, daß er es versammelte.

Jetzt wandte sich das Auge Bernards zu den Teutschen; sie, die Tapfern, durften nicht fehlen bei dem heiligen Werke. Da tönt von Teutschland, vom Rheine her das Klaggeschrei der verfolgten Juden. Einzelne Banden von Verworfenen, die das Kreuz zwar auf der Brust trugen, aber es im Herzen verläugneten, hatten, angelockt durch die Schätze der Juden, ihre Häuser geplündert, sie selber mißhandelt, gemartert und zahlreich getödtet. Rudolf, ein gottvergessener Mönch, war der Anführer dieser Horden. Da erhebt Bernard seine Stimme für die Mißhandelten. Einer der Juden, zur Zeit der Verfolgung dreizehn Jahre alt und Augenzeuge derselben, erzählt: „Jehova sandte gegen diesen grausamen Belial (Rudolph) einen Weisen, Namens Bernard, aus Clairvaux, einer Stadt in Frankreich. Dieser Religiose (nach ihrer Redeweise) besänftigte sie und sprach: Ziehet hin nach Sion, vertheidigt das Grab unsers Christus. Aber rührt die Juden nicht an, sprecht mit ihnen nicht anders als mit Wohlwollen! denn sie sind das Fleisch und das Gebein des Messias!" Bernard ward der Schutz der Bedrängten; mit ihm vereinigten sich die Bischöfe von Worms, Speier, Mainz und es gelang ihnen, der Verfolgung Einhalt zu thun. Nun richtete der Heilige ein Schreiben an das Volk der Teutschen und sprach zu ihnen erschütternd; er wies hin auf ihr tapferes Schwert, das bis jetzt noch jedweden Feindes Meister geworden; er zeigte ihnen auf der andern Seite die Schmach des Gekreuzigten, dessen heiliges Grab nur zu bald auf das Neue von den Fußtritten höhnender Türken besudelt werden würde.

Das Schreiben war sein Vorläufer; im Herbste des Jahres 1146 kam Bernard selber nach Teutschland. Der Kaiser Conrad und die Fürsten hatten damals große Bedenklichkeiten und wenig Neigung; es bedurfte der begeisternden Persönlichkeit und Alles hinreißenden Beredsamkeit Bernards, um sie für das Kreuz zu gewinnen. Doch nicht mit Worten, mit Wundern sprach er zu ihnen, durch welche der Herr für seinen treuen Knecht Zeugniß gab; diese Wunder sind vor Tausenden und Hundert-



tausenden gewirkt worden und können, von eben so viel Zeugen bestätigt, nicht auf die mindeste Weise bestritten werden. Bernard brachte Todte zum Leben und heilte die gefährlichsten Krankheiten. „Der Diener Gottes, sagt ein unverdächtiger Augenzeuge, besitzt größere Leichtigkeit im Wunderwirken, als wir im Beschreiben.“ Zu Donningen bei Rheinfelden heilte er an einem Tage neun Blinde, zehn Taube und Stumme, achtzehn Hinkende oder Lahme. Die Bewohner der Städte und Dörfer versammelten sich, wo er erschien und baten knieend um den Segen, oder führten ihm ihre Kranken vor. Auf den Tag der Geburt des Herrn hatte der Kaiser die Großen des Reiches nach Speier berufen. Dorthin begab sich der Heilige; seine Reise war ein Triumphzug. Der Bischof, die Geistlichkeit zogen ihm entgegen mit Kreuzen, die Bürger und Zünfte mit Fahnen, die Glocken wurden geläutet. Sie führten ihn bis zum Portale des Domes, wo seiner der Kaiser und die Fürsten des Reiches harrten und ihn bis zum Chore geleiteten; dort sangen die Priester jubelnd das Salve Regina; überwältigt von seinen Gefühlen, voll heiliger Liebe und Verehrung gegen die Mutter des Herrn, rief Bernard, entzückt die Kniee beugend, am Ende des Hymnus aus: „O gütige, milde, süße Jungfrau Maria!“ Seufzer der zartesten, sehnsüchtigsten Verehrung, welche die Kirche von nun an dem Salve Regina beigefügt und die jetzt noch täglich im Dome von Speier gesungen werden.

Als er nun zu predigen anhebt, scheint der Geist Gottes aus ihm zu sprechen, seine Stimme und das Licht seiner Augen haben etwas Uebernatürliches, er spricht vom Gerichte Gottes. Alle beugen sich; mit Thränen bittet der Kaiser um das Kreuz, mit ihm die Fürsten und Ritter des Reiches, nur Ein Bitten und Weinen, Ein Wogen und Drängen des Volkes, daß Bernard in Gefahr kam, erdrückt zu werden. Von Speier wandte er sich nach Cöln, von da nach Aachen, überall die Freude der Christen, das Heil der Sünder, der Trost der Betrübten und Preßhaften, die er schaarenweise heilte. Kaum hatte er in Clairvaux ein wenig ausgeruht, als König Ludwig **VII.** ihn zu jener Versammlung berief, welche über die Regentschaft und die Verwaltung des Reiches während seiner Abwesenheit sich berathen sollte. Bernards heller Blick er-

kannte sogleich die Würdigsten für die Führung der Regentschaft, Abt Suger und den Grafen Wilhelm von Nevers. Jetzt ward ganz Frankreich ein großes Heerlager, Alles waffnet sich; es war eine Schande zurückzubleiben; den Rittern, die das Kreuz verschmähten, sandte man einen Spinnrocken sammt der Spindel. Nun kam auch Papst Eugen **III.**, ihn drängte es, das große Werk Bernards zu sehen und seine Ankunft brachte eine allgemeine Freude hervor. Am **29.** Juni **1147** brach Ludwig mit dem Kreuzheere auf; es zählte **130,000** Reiter, die Fußgänger und nicht kampffähigen Pilger ungerechnet. Die Königin Eleonore begleitete ihren Gemahl — ein schlimmer Umstand; dieses Beispiel berechtigte die Ritter gleichfalls ihre Frauen mitzuführen, die zu ihrer Bedienung leichtfertige Kammermädchen mitnahmen, und dadurch großes Aergerniß im Heere gaben. Das Heer der Wallbrüder zog nach Worms, Würzburg, Regensburg und der Donau zu.

Der zweite Kreuzzug.

Schon zwei Monate früher war das Heer der teutschen Kreuzfahrer aufgebrochen; mehr denn siebenzigtausend gepanzerte Ritter, die leichtbewehrten nicht gerechnet, ein eben so starkes treffliches Fußvolk, auf das Beste gerüstet führte Kaiser Konrad von Nürnberg durch Oesterreich, Ungarn, Bulgarien und Thracien. Den **7.** September schlugen sie in einem lieblichen Thale des Chersonesus, längs des Flußes Melas, ein Lager, als ein furchtbares Ungewitter sich erhob. Ein Wolkenbruch goß unter schreckbarem Brausen des Windes Ströme von Regen über das Lager; der Fluß schwoll an, so daß in wenigen Augenblicken das Ebene Ein Meer ward, und die Kreuzfahrer nur mit äußerster Noth sich und die Pferde nach den Höhen flüchten konnten. Gefährlicher noch als dieser Sturm, als die ganze Macht der Türken, ward den Teutschen die Falschheit der Griechen. Manuel, der Kaiser der Griechen, hatte insgeheim verrätherischer Weise mit den Türken ein Bündniß wider die die Kreuzfahrer geschlossen. Kaltsinnig empfing er Conrad, seinen Schwager und ließ ihn und seine Truppen eiligst über den Bosporus schiffen. Zu Nicäa ruhten die Teutschen aus; noch war ihr Heer stark genug, gegen jeden offenen Feind zu siegen.

Empörend ist es, wie griechische Tücke dieses schöne Heer langsam und marternd zu Grunde richtete; tückisch verschlossen sie den Teutschen die Thore der Stadt, und ließen Körbe von den Mauern herab, zum Scheine erbötig, gegen Geld den Kreuzbrüdern Brod zu liefern; legten nun diese ihr Geld in die Körbe, so wurden diese hinaufgezogen, das Geld genommen, das Brod aber spottend verweigert. Manuel selbst verkaufte Mehl, aber es ward mit Kalk gemischt, so daß sich die davon Genießenden den Tod hineinaßen.

Von Nicäa führten zwei Wege nach Antiochia: der eine längere längs des Meeres, das ihnen alle Zufuhr bot, der andere kürzere über das Gebirge. Von den griechischen Wegweisern verlockt, schlug Conrad den letztern ein; aber die Griechen führten ihn in die Engpässe des Taurus, wo bereits die Türken auf der Lauer lagen, und die Teutschen anfielen, während Manuels leichte Truppen sie im Rücken faßten, und tückisch Alle niederhieben, die nur ein wenig von der Masse sich entfernten. Fürchterlicher noch, als diese Feinde, war der gänzliche Mangel an Lebensmitteln. In diesen Gebirgen eingeschlossen, verhungert, zerfleischt von den Pfeilen der Türken, die, aus der Ferne das tödtliche Geschoß abschießend, von den Schwertern und Lanzen der Kreuzbrüder nicht erreicht wurden, ging das schöne Heer der Teutschen zu Grund. Mit wenig Tausenden brach der Kaiser durch, und erreichte bei Nicäa das Heer der Franzosen. Mit Thränen in den Augen umarmte König Ludwig den gebeugten Helden, tröstete ihn, und bot ihm allen Beistand an. Conrad aber entsagte allen ferneren Unternehmungen und ging nach Constantinopel, wo ihn Manuel mit heuchlerischem Bedauern aufnahm.

Auch Ludwig hatte in Constantinopel der Griechen Tücke und ihren Bund mit den Türken erkannt; der Verrath empörte ihn. Schon drang der fromme Gottfried, Bischof von Langres, darauf, Constantinopel zu besetzen, das ohnedieß in seiner Schwäche der Türken Beute würde, und keinen falschen Freund im Rücken zu lassen. Allein Manuels List und Schmeichelei wußte den Sturm abzuwenden, und die Franzosen ohne Gefahr für seine Hauptstadt über die Meerenge zu schaffen. Am Fuße Mäander in Lycien traf Ludwig zuerst auf die Türken; rasch ward der

Fluß durchwatet. Mit Ungestümm — die Teutschen aus Flandern an der Spitze — warfen sich die Wallbrüder auf die Feinde, und zersprengten ihre Haufen. Dieser Sieg machte die Kreuzfahrer übermüthig; sie vergassen der Zucht und Wachsamkeit. So kam es, daß sie in den schwierigen Engpässen Phrygiens von den Türken überfallen und übel zugerichtet wurden. Ludwig selbst, von seinen Rittern getrennt, vertheidigte sich lange Zeit allein mit seinem blutgerötheten Schwerte gegen die Feinde. Nur mit Mühe, wie durch ein Wunder, entkam er, und erreichte nach schwerem Ungemache Antiochia. Von Balduin, dem Könige von Jerusalem, eingeladen, besuchte er die heilige Stadt. Hier traf er Kaiser Conrad, der, sein Gelübde zu erfüllen, zu Constantinopel einige Truppen gesammelt, und mit ihnen den Weg zu Wasser nach Palästina eingeschlagen hatte. Auf einer Versammlung zu Ptolemais ward beschlossen, Damascus anzugreifen. Mit herrlichem Muthe stritten die Christen gegen die Türken, glorreich vor Allem die Teutschen, deren Kaiser mit wenig Rittern in die dichtesten Reihen der Türken brach, und einen derselben in zwei Stücke spaltete. Schon schien Damascus gewonnen; da entriß Verrath den Kreuzbrüdern den Sieg. Uneinigkeit brach aus, und, erzürnt über die Schlechtigkeit derer, denen sie doch zu helfen gekommen waren, verließen Kaiser Konrad und König Ludwig das gelobte Land.

Der Tod Bernards.

Der unglückliche Ausgang dieses Kreuzzuges versetzte halb Europa in die tiefste Trauer; es war in Frankreich und Teutschland fast kein edles Haus, das nicht einen Sprößling zu beweinen hatte; überall hörte man den Jammer der Wittwen und Waisen. Wer mag den Schmerz des heiligen Bernard schildern? Auf ihn vor Allen richtete sich der öffentliche Unwille, auf ihn häuften sich, Bergen gleich, die Anklagen und Vorwürfe. Aber trug er die Schuld an der Treulosigkeit der Griechen, der Uneinigkeit der Führer, an den Ausschweifungen der Kreuzfahrer, von denen so Viele des Kreuzes sich unwürdig zeigten? Schweigend erduldete der Heilige Alles, und betete die unerforschlichen Rathschlüsse Gottes an. Er mußte jetzt den Kelch des bittersten Leidens trinken. Nicolaus, sein Geheimschreiber, verrieth und

bestahl ihn; der Schelm floh nach England, von wo aus er seinen ehemaligen Herrn und Vater auf das schmachvollste verläumdete. Von allen Seiten her befliß man sich, Bernard zu beschimpfen und zu erniedrigen; selbst seine unläugbaren Wunder griff man an. „Ich gleiche einem Schlachtopfer, das mit Weihwasser zum Opfer besprengt ist worden, und ich glaube, nicht lange mehr auf der Erde seyn zu dürfen," schrieb der Heilige.

Er hatte recht geahnt; seine Schwäche nahm sichtbar zu, und lange Ohnmachten, die Vorboten des Todes, traten ein. Trotz seiner völligen Erschöpfung bemühte er sich täglich, das heilige Opfer zu entrichten; seine letzten Kräfte widmete er mit der ganzen Liebesglut Gott und den Seinigen. Weinend umstanden diese sein Schmerzenlager; er aber sprach zu ihnen: „Was haltet ihr einen elenden Menschen zurück? Uebet Nächstenliebe gegen mich, ich bitte Euch, und lasset mich zu Gott heimkehren!" Da erscheint der Erzbischof von Trier vor dem Todtkranken, und bittet ihn, Frieden zu stiften zwischen den Bürgern und Rittern der Provinz, die wider einander in Waffen standen, und bereits das Blut von Tausenden vergossen hatten. Da fühlte der Heilige seine Schwäche weichen; er erhebt sich von seinem Sterbebette, und macht sich auf den Weg nach Metz; sein Anblick schon besänftigt die Streitenden; er hört ihre Beschwerden an, und versöhnt sie; sie legen die Waffen nieder, und geben sich den Kuß des Friedens.

Nochmals wollte der Herr seinen Diener verherrlichen; nicht in Schmach sollte er von der Erde scheiden. Eine Frau, von furchtbaren Zuckungen geplagt, sucht bei ihm Hülfe, und er heilt sie. Da umdrängt lobend und preisend das Volk den Heiligen; die Verhärtetsten schlagen an ihre Brust, Thränen der Bewunderung und Dankbarkeit fließen; die Gesandten der Ritter und Bürger kommen, um zu danken. Bernard aber antwortete ihnen demüthig: „Nicht meinetwegen, sondern euretwegen hat Gott diese Dinge gethan." Todesmatt, sterbend ward der Heilige nach Clairvaux gebracht; dort empfing er die heiligen Sterbsakramente, und nahm Abschied von seinen Kindern. „Was wird aus uns werden, wenn Ihr uns verlasset?" jammerten diese. „Ich weiß nicht, sprach Bernard von ihren Klagen bis zu Thränen gerührt, und erhob einen Blick voll englischer Lieblichkeit zum

Himmel, ich weiß nicht, welchem von Beiden ich mich hingeben soll, entweder der Liebe zu meinen Kindern, die mich drängen, hienieden zu bleiben, oder der Liebe zu meinem Gotte, die mich in die Höhe zieht!"

Sie zog ihn in die Höhe! Das war sein letzter Seufzer. Die Grabgesänge, begleitet von dem Todtengeläute, angestimmt von siebenhundert Mönchen, unterbrachen die düstere Stille der Einsamkeit, und verkündeten der Welt den Tod des heiligen Bernard. (20. August 1153.)

Wibold, Abt von Cassino, welcher den heiligen Bernard selber gekannt, schildert ihn also: „Dieser ehrwürdige Mann, abgezehrt durch Fasten, und ganz bleich durch die strengen Bußübungen seiner Einsamkeit, trägt sichtbare Merkmale der Demuth und Buße an sich, athmet eine so ausnehmende Heiligkeit, und hat so vollkommen das Gepräge eines himmlischen und geistigen Mannes, daß er, ohne zu reden, überzeugt, wenn man ihn nur ansieht. Sein Urtheil, seine Gewandheit, sein Wissen und seine Erfahrung sind über allen Vergleich. Er spricht mit der größten Leichtigkeit; seine Rede ist klar, sanft und kraftvoll. Es ist daher kein Wunder, wenn seine Worte erstaunliche Wirkungen, und den Gleichgiltigsten zur Tugend anfeuern. Der Anblick dieses Mannes erbaut, seine Rede belehrt, sein Beispiel führt auf den Weg der Vollkommenheit."

VI. Kapitel.

Friedrich der Rothbart. — Alexander III. — Der dritte Kreuzzug.

Mit dem heiligen Bernard schien der Engel des Friedens die Erde verlassen zu haben. Das Gebet, das Ansehen und die Weisheit des wunderbaren Mannes hatten das Band des Friedens zwischen den Königen und Päpsten erhalten; nach seinem Tode riß es. Er hatte einst Versöhnung zwischen Friedrich und Conrad von Hohenstaufen und dem Kaiser Lothar gestiftet. An das Geschlecht dieser trotzigen Hohenstaufen war nun die Kaiserkrone gekommen, und es lag mit den Päpsten mehr als hundert Jahre in schwerem traurigen Kampfe, und ging darin zu Grunde.

Bald nach der Heimkehr vom Kreuzzuge legte sich Kaiser Conrad auf das Sterbebett (1152); nicht seinen eigenen Sohn, Friedrich von Schwaben, der noch zu jung war, empfahl er den Fürsten zum Nachfolger, sondern seinen Neffen Friedrich, wegen seines röthlichen Bartes „Rothbart" (italienisch „Barbarossa") genannt. Friedrich hatte den Oheim auf dem Kreuzzuge begleitet, und durch Tapferkeit und Einsicht sich die Achtung von Freund und Feind erworben. Er zählte damals dreißig Jahre; Heldenblut floß in seinen Adern, und röthete sein edelgebildetes Antlitz, das gelbe Locken umwallten, und immer heiter sah; die Hoheit seiner Gestalt, das blitzende Feuer der Augen, die Kraft der Stimme und der stolze Gang verkündeten den gebornen Herrscher; groß, voll eiserner Willenskraft und scharfen Blickes war auch sein Geist. Dieser herrliche Held ward nun König, ward Kaiser; von seiner Würde und von seinen Rechten als Kaiser hatte er eine hohe, vielleicht zu hohe Meinung. Carl der Große war sein Vorbild; wie er, wollte er an der Spitze der Christenheit stehen, wie er mit voller Macht gebieten. Allein Friedrich übersah, daß seine Zeit eine andere geworden war.

Noch lebte Papst Eugen III.; mit ihm verband sich der neue Kaiser, die Anhänger des Arnold von Brescia aus Rom zu vertreiben, die Griechen wegen ihrer Treulosigkeit im letzten Kreuzzuge zu strafen, und dem übermüthigen Könige Wilhelm von Sicilien seinen verwegenen Trotz wider die Kirche büssen zu lassen. Ueberhaupt erregten die Zustände Italiens die ganze Aufmerksamkeit Friedrichs; vom kaiserlichen Ansehen war darin kaum ein Schatten geblieben. Die Städte Italiens, besonders die der Lombardei, vor Allen aber Mailand, waren reich und mächtig geworden, hatten nach und nach alle Rechte und Einkünfte der Kaiser an sich gerissen, und benahmen sich als freie Staaten, denen weder Kaiser noch Reich etwas zu sagen hätten. Dieß sollte anders werden. Allein bevor das kaiserliche Banner sich mit der alten Herrlichkeit in Italien zeigen konnte, mußte in Teutschland Ruhe werden. Um die Welfen zu gewinnen, gab nun Friedrich das Herzogthum Bayern wieder an Heinrich den Löwen, so daß derselbe von Neuem Sachsen und Bayern zusammen besaß. Mit strenger Gerechtigkeit bestrafte er die ungehorsamen Großen, brach die Burgen der Raubritter und ließ sie

hängen. Als er nun Teutschland beschwichtigt, und seinen Namen geachtet sah, zog er mit einem stattlichen Heere nach Italien; das übermüthige Land sollte in ihm, dem Kaiser, von Neuem den Herrn des römischen auf die Teutschen übergegangenen Reiches erkennen.

Nach alter Sitte hielt König Friedrich den ersten großen Reichstag auf den roncalischen Feldern am Poflusse. Da hörte er an die Klagen wider Mailand, die gewaltthätige Stadt. Er forderte sie zur Rechenschaft; höhnisch rissen Mailands Bürger das Siegel vom königlichen Schreiben ab, und traten es mit Füssen. Friedrich ächtete sie; die Rache verschob er auf gelegnere Zeit; aber Tortona, die treueste Verbündete Mailands, zerstörte er vom Grunde aus, ein warnendes Denkmal für Mailand. Zu Parma empfing er die lombardische Krone; dann zog er nach Rom. Eugen **III.** war **1153** gestorben, sechzehn Monate nach ihm Anastasius **II.**, sein Nachfolger, und nun hatte Hadrian **IV.** den Stuhl des heiligen Petrus bestiegen. Zu Sutri kam er mit dem Könige zusammen. Dieser küßte dem Papste die Füsse, aber ihm die Steigbügel zu halten, weigerte er sich; erst dann, als man ihm vorstellte, daß auch Kaiser Lothar dem Papste Innocenz **II.** dasselbe zum Zeichen der Ehrfurcht gethan, ließ er sich dazu herbei. Jetzt erschienen auch Gesandte von Rom, und boten ihm mit schwulstiger Rede die Kaiserkrone an, und luden ihn ein, in ihrer Stadt das altrömische Kaiserthum wieder aufzurichten. Mit kurzen beißenden Worten wies er sie nach Verdienst zurück; Hadrian setzte nun die Kaiserkrone auf sein Haupt. Die Römer aber, ärgerlich über die Verachtung, fielen über die Teutschen her, wurden jedoch durch diese mit blutigen Köpfen zurückgeschlagen. Für den ersten Zug war genug gethan, und Friedrich ging nach Teutschland zurück.

Bald kam es zwischen dem Kaiser und dem Papste zu neuen Mißhelligkeiten. Friedrich verdroß es, daß dieser ohne seine Zustimmung mit König Wilhelm Frieden geschlossen; aber auch Hadrian hatte seine Klagen. Er beschwerte sich über die Eigenmacht, womit der Kaiser, dem Wormser-Concordate zuwider, Pfrünten vergebe, und über die Mißhandlung Eskyls, Bischofs von Lund, der, heimreisend, in Burgund, also in Reichslanden, überfallen und gefangen worden, und bei Friedrich

nen Schutz bisher gefunden hatte. — Auf dem Reichstage Besançon erschienen die Gesandten des Papstes, die Car-:äle Roland und Bernard, und überreichten dem Kaiser ein hreiben ihres Herrn. In diesem Schreiben äußerte sich Hadrian, würde sich gefreut haben, wenn er Friedrich noch größere ohlthaten (**Beneficia**), als die Kaiserkrönung, hätte erweisen nen. Dieser Ausdruck **Beneficium** bedeutet aber, wie er-hnt, auch Lehen, und ward in diesem Sinne von dem Kaiser Fürsten aufgefaßt, und sehr übel aufgenommen. Laut be-ildigten sie Hadrian, er wolle die Kaiserwürde für ein Lehen heiligen Stuhles ausgeben. Unklug und allzudreist rief der :dinal Roland: „Von wem hat denn der Kaiser seine Würde, vom Papste?" — ein Wort, das allgemeinen Aufruhr er den Teutschen erregte und ihm fast das Leben gekostet te. Auf beschimpfende Weise wurden die Gesandten zurück-hickt; in einem Schreiben voll Trotz und Uebermuth ver-)rte der Kaiser sein vermeintlich angegriffenes Recht. Hadrian vortete mit ruhiger Würde, und erklärte den Ausdruck **Be-cium** auf eine Weise, daß alles Anstößige hinwegfiel, und Kaiser selbst befriedigt ward.

So lange Mailand trotzte, konnte sich Friedrich nicht als ser betrachten. Schnell und muthig rüstete er sich zu einem en Zuge, und mit einem Heere von fünfzehntausend Rittern ß er die Stadt ein. Bald bedrängte Noth und Hunger die ger auf das Aeußerste; Stricke um den Hals, die Consuln Adeligen mit Schwertern auf den Nacken, zogen sie in das :r der Teutschen, und baten fußfällig den Kaiser um Frieden. ser gewährte ihnen denselben, aber unter Bedingungen, die ihre heit vernichteten, und weiteres Gedeihen hemmen mußten. Strenge te setzte er über die bezwungenen Städte; statt die blu-en Wunden zu heilen, schlugen sie neue. Ueberhaupt verfuhr drich mit einer Willkür, die mehr einem der alten Kaiser 's, als einem christlichen Fürsten geziemt hätte. Selbst die te der Kirche griff er an, und gab die Güter der Gräfin hilde, das wohlerworbene Eigenthum des heiligen Stuhles, Welf **VI.**; ja er wollte seine Gewalt sogar auf Rom selbst ehnen. Als die Seele seiner Pläne galt der Kanzler Rai-von Darsel. Wider den Vertrag von Worms wollte ihn

der Kaiser zum Erzbischof von Cöln machen; aber Hadrian verweigerte die Bestätigung, und warnte: „Erwache, damit du nicht, nach fremdem Gute trachtend, das Eigene verlierst!“ Die Mißhelligkeiten nahmen zu; es kam schon zu Drohungen zwischen den höchsten Häuptern der Christenheit. Mailand brach los, und verjagte die unbilligen Beamten des Kaisers; kaum konnten sie ihr Leben aus den Händen der Erbitterten retten. Da erhob sich der kaiserliche Löwe in seinem Grimme; er schwur, nicht eher die Krone aufzusetzen, als bis die übermüthige Stadt gezüchtigt wäre. Zuerst empfand Crema, mit Mailand im engsten Bunde, die Wucht seines Zornes; es ward der Erde gleich gemacht. Nun wandte er sich gegen Mailand; nach dreijähriger Belagerung ward es bezwungen. Das jammervolle Flehen der Bürger rührte jetzt nimmer des Kaisers Herz; die Stadt ward in einen Steinhaufen verwandelt, zum Zeichen des Fluches Salz auf ihre Trümmer gestreut; an vier Stellen ihres Gebietes mußten sich die Bürger Mailands niederlassen, und unter der strengen Aufsicht kaiserlicher Beamten leben. Zu Pavia feierte der Kaiser seinen Sieg mit einem glänzenden Feste, und stolz setzte er hier die Krone wieder auf sein Haupt.

Unterdessen war Hadrian, schon bereit, den Kaiser zu bannen, gestorben (1159). Die Mehrzahl der Cardinäle wählte den muthvollen Cardinal Roland, Alexander **III.** zum Papste, die kaiserliche Parthei aber Victor **IV.** Für Alexander entschied sich der bei weitem größte Theil der Christenheit; er floh nach Frankreich, wo König Ludwig **VII.** ihm mächtigen Schutz gewährte. Lange und schwer ward der Kampf, den jetzt Friedrich wider alle Einsicht mit maßlosem Herrscherstolze gegen Alexander und die Kirche führte. Die lombardischen Städte erhoben sich mit der Kraft der Verzweiflung wider den Kaiser, und Alexander, der, von den Römern eingeladen, seinen Sitz wieder in der heiligen Stadt zu nehmen, aus Frankreich heimkehrte, ward die Seele ihres Bundes; er bannte den Kaiser; — hatte doch dieser, statt die Spaltung beizulegen, nach Victors Tode Paschalis als Gegenpapst erkannt. Jetzt wagte Friedrich das Aeußerste und bedrängte Rom selbst. Acht Tage ward in den Straßen der Stadt gestritten; erst als die Flamme die Kirche des heiligen Petrus ergriff, floh Alexander. Triumphirend zog

Friedrich mit Paschalis ein, die Römer schwuren ihm Treue, und Alles schien beendigt. Da vertilgte die Pest binnen wenigen Tagen das schöne tapfere Heer der Teutschen. Sieben Bischöfe, auch Rainald von Köln, starben; die edelsten Herren, wie Herzog Welf, Herzog Friedrich von Schwaben, und eine Menge von Grafen und Rittern fielen als Opfer ihrer Wuth. „Das ist Gottes Strafe für die Flammen der Peterskirche!“ schrie das Volk. Mit Lebensgefahr entrinnt der Kaiser mit kaum fünf Begleitern über die Alpen. Die Lombarden jubeln; von allen Seiten her sammeln sich die Bürger Mailands; zuerst bauen sie die Stadtmauern, dann erst die Häuser. Zu Ehren des Papstes und zum Schutze des Landes wird nun die Festung Alessandria angelegt.

Noch gab der trotzige Kaiser nichts verloren. Als seine Versuche, Alexander vom lombardischen Bunde abzuziehen, mißlangen, stellt er wider ihn einen Gegenpapst, Calixtus II. auf und greift auf ein Neues zu den sieggewohnten Waffen. Auf Alessandria, ihm zum Trutz erbaut, richtet er den ersten Angriff; vier Monate liegt er vor der Stadt, eben will er durch einen unterirdischen Gang eindringen, da fallen die Verbündeten sein Lager an, verbrennen es und zwingen ihn zum Rückzuge. Nach neuen vergeblichen Unterhandlungen zu Pavia kömmt es (1176) bei Lignano zur blutigsten Schlacht. Der Kaiser thut Wunder der Tapferkeit und zersprengt das erste Treffen der Feinde; da wird er verwundet und stürzt mit dem Pferde; nur mit Mühe kann er sich retten, aber der Sieg bleibt den übermächtigen Lombarden. Er wäre ihnen nicht geworden, hätte nicht Herzog Heinrich der Löwe, dessen Dienstzeit aus war, mit den Seinigen — fast der Hälfte des Heeres — kurz vor der Schlacht, aller Vorstellungen ungeachtet, den Kaiser verlassen.

Jetzt erkannte Friedrich, daß seine Waffen zu schwach seien gegen die vereinigte Macht der Kirche und der freiheitsmuthigen Städte; er verlangte den Frieden. Alexander äußerte, daß ihm Nichts erwünschlicher sei, als von dem größten Helden der Christenheit den Frieden zu empfangen, nur bitte er nm das Eine, daß er ihn auch den Lombarden ertheile; er selbst wolle sich in jene Lande begeben. Zugleich löste er ihn

vom Banne. Die Reise des Papstes von Vieste nach Venedig glich einem Triumphzuge; überall ward er als der Retter der Freiheit begrüßt; der Doge, (Herzog) von Venedig, Sebastian Ziani, der Adel und die gesammte Geistlichkeit holten ihn auf prachtvollen Gondeln ein; bald nach ihm kam auch der Kaiser und ward von dem Dogen und den Senatoren feierlich zur Kirche des heiligen Markus geführt; dort am Portale harrte seiner Alexander. Ein Strahl göttlicher Gnade hatte sich in das trotzige Herz des Kaisers gesenkt, und den Löwen zum Lamme gewandelt; wie ein reuiger Sohn begegnete er dem schwer gekränkten Vater der Christenheit, legte den Purpur ab, warf sich ihm zu Füßen und küßte sie; der Papst hob ihn unter Thränen auf und gab ihm den Friedenskuß; die Teutschen aber sangen: „Herr, Gott, wir loben Dich!" Nun nahm der Kaiser den Papst bei der Hand und führte ihn in die Kirche und empfing von ihm den Segen; nach dem Hochamte hielt Friedrich dem Papste den Steigbügel und führte sein Pferd. Solche Demuth ehrte den Kaiser, denn sie war freiwillig und aufrichtig; Alexander und Friedrich hatten sich achten gelernt, sie blieben Freunde bis zum Tode; alle übrigen strittigen Punkte wurden billig verglichen und den Lombarden ein Stillstand auf sechs Jahre gewährt. Da frohlockte die ganze Christenheit über die Versöhnung ihrer Herrscher und das Ende des unseligen Haders.

Alexander aber erntete die Früchte des von ihm mit glorreicher Ausdauer geführten rechtlichen Kampfes; feierlich luden die Römer den großen Papst ein, wieder in Rom seinen Sitz zu nehmen, schwuren ihm den Eid der Treue und verhießen ihm Rückgabe aller der Kirche zuständigen Güter und Rechte. Alexander hielt in Rom einen Einzug, um welchen ihn die alten Consuln hätten beneiden mögen. — Der eifrige Papst gönnte sich keine Ruhe; er berief das dritte Concil im Lateran, das eilfte allgemeine (**1179**). Um aller Unordnung durch Gegenpäpste ein Ende zumachen, ward hier beschlossen, daß nur der von zwei Drittheilen der Cardinäle Erwählte als rechtmäßiger Papst erkannt, jeder Andere aber gebannt sein sollte. Alexander, wohl einer der größten Päpste, ging zu Gott **1181**. Keiner seiner Zeit hatte ein so lebendiges Gefühl für Gerech-

tigkeit und Freiheit; die Erstere lehrte er Könige und Kaiser, die Andere suchte er den Völkern zu geben; wo er konnte, mäßigte er die Leibeigenschaft, unter welcher damals ein großer Theil der Menschheit seufzte, in seinen Staaten hob er sie ganz auf.

Alexanders glorreiches Werk, der Friede, drohte nach seinem Tode zu brechen; mit dem alten Uebermuthe begann der Kaiser mit seinen Nachfolgern Lucius III. und Urban III. zu hadern. Zwar gab er den Lombarden nach Ablauf des Waffen-Stillstandes einen billigen Frieden, der ihnen, unbeschadet der kaiserlichen Rechte, genugsame Freiheit ließ; aber, aller Abmahnung des Papstes ungeachtet, vermählte er Heinrich, seinen Sohn, mit Constanzen, der Erbin von Neapel und Sicilien. Der Kaiser, die Fürsten und Freunde seines Hauses jubelten über den reichen Gewinn; hundertfünfzig Saumthiere schleppten den Brautschatz nach Mailand, das sich die Ehre ausgebeten, in seinen Mauern die Vermählung gefeiert zu sehen; glanzreich war die Versammlung teutscher Fürsten, normannischer Barone und lombardischer Bürger. Der Patriarch von Aquileja segnete das Brautpaar ein. Niemand aber ahnte, daß Constanze die Todesbraut für das Haus der Hohenstaufen wäre. — Der Papst, ohne Unterstützung von seinen großen Vasallen in Neapel und Sicilien, war ganz in des Kaisers Macht gegeben; Friedrich ließ ihn dieß nur zu bald fühlen. Als neue Mißhelligkeiten zwischen ihm und dem Papste ausbrachen, sandte er Heinrich, seinen Sohn, wider ihn; dieser schloß Urban in Verona ein, besetzte den Kirchenstaat, und sperrte die Alpen. Heinrich zeigte in dieser Lage die ganze Wildheit seiner Tyrannen-Natur. Schon war der Papst daran, den Kaiser zu bannen; da erscholl der Schreckensruf aus dem Morgenlande, daß bei Hittin das heilige Kreuz, der König von Jerusalem, der Großmeister der Templer in Saladins Macht gefallen, das Christenheer am 4. Juli vernichtet worden seien; ihr folgte die Jammerbotschaft von Jerusalems Eroberung den 3. October 1187. Der Schmerz brach Urbans Herz. Gregor VIII., sein Nachfolger, erhob seine ernste Stimme an alle Gläubigen: „Nehmet den Augenblick der Gnade wahr, errettet das Land, wo der Brunnenquell des Glaubens entsprang! und vergesset, wo der Himmel zu gewinnen

ist, aller geringeren Zwecke!" Darauf starb auch er; ihm folgte Cölestin III.

Der dritte Kreuzzug.

Der neue Papst ließ mit dem größten Eifer allenthalben das Kreuz predigen, alle Fürsten der Christenheit zum schleunigen Zuge auffordern. Und die Völker hörten sein Wort, und rüsteten sich. Also schifften sich zuerst alle durch Europa zerstreuten Tempelherren und Johanniter ein; die Italiener sammelten sich unter den Erzbischöfen von Pisa und Ravenna; die Normannen rüsteten sich mit Macht; fünfzig Schiffe stellten Dänemark und Friesland, siebenunddreißig Flandern. Richard Löwenherz, König von England, und Philipp August, König von Frankreich, beriefen die Tapfern ihrer Länder, und die ganze Christenheit schien ein großes Lager.

Vor allen zeigte Friedrich, der römische Kaiser, den größten Eifer für diesen Zug. In Mainz, wo er die Großen und Edeln seines Reiches versammelte (1188), prüfte er ihre Herzen, und rieth zum Aufschube der Kreuzfahrt. Aber einmüthig riefen Alle: „Man müsse ohne Zaudern das Kreuz ergreifen, um der Welt zu zeigen, daß die Teutschen, von ihrem Kaiser angeführt, weder an Muth noch an Eifer den Franzosen nud Engländern wichen!"

Solcher Gesinnung, die so ganz mit seiner eigenen Sehnsucht übereinstimmte, erfreute sich der Kaiser von ganzem Herzen. Sogleich stand er vom Throne auf, und empfing aus der Hand des frommen Bischofs von Würzburg, Gottfried von Bisemberg, das Kreuz; dasselbe that sein gottesfürchtiger Sohn, Friedrich von Schwaben, der sogleich nach dem Verluste Jerusalems das Kreuz genommen. Die Meisten der Versammlung folgten einem so edlen Beispiele, so der Herzog Leopold von Oesterreich, Berthold von Meran und Ottokar von Steyermark, der Pfalzgraf Ludwig von Thüringen, der Markgraf Herrmann von Baden, der Erzbischof von Trier, die Bischöfe von Münster, Meissen, Lüttich, Würzburg, Passau, Osnabrück, Verden, Basel und Straßburg, viele Grafen und Edle, und eine unzählbare Menge des Volkes. — Als man den Kaiser bat, seines Alters eingedenk zu seyn, und die

hne statt seiner an die Spitze des Heeres zu stellen, sprach
unwillig: „Ich habe trotz meiner siebenundsechzig Jahre noch
aft genug, die Christenheit zu führen, wie es mein Beruf
eischt." — Darauf gebot er den Teutschen, bis Georgi künf-
n Jahres um Regensburg sich zu sammeln; Jeder müsse
en Leumunds seyn, und wenigstens drei Mark Silbers zur
treitung der Reisekösten mitbringen. Zu gleicher Zeit schickte
Gesandte nach Ungarn an den König Bela, an den grie-
chen Kaiser Isaak und an den Sultan von Iconium, und
um Bündniß und freien Durchzug unterhandeln. Ein dritter
andte eilte zu Saladin, kündigte ihm den Frieden auf,
drohte mit der Ankunft des Kaisers und der unbezwinglichen
schen Ritterschaft, wenn der Sultan nicht binnen Jahresfrist
geraubte Land den Christen zurückgebe. — Saladin er-
ack; er fürchtete den Kaiser und die Teutschen mehr, als
Engländer und Franzosen; seine Vorschläge aber wurden
Friedrich verworfen. Der Kaiser der Griechen, Isaak,
iederte die Gesandtschaft Friedrichs; zu Nürnberg erschien
Botschafter, Johannes Ducas, und schloß mit Fried-
h einen Vertrag, gemäß welchem Isaak den teutschen Pil-
n freien Durchzug und die nöthigen Lebensmittel verhieß,
aber Sicherheit seines Thrones uud Schonung seiner Un-
hanen ausbedung. Der Bischof von Münster, Graf Robert
n Nassau, Heinrich von Dirch und Marquard,
Kämmerer, begaben sich mit Johannes Ducas nach
nstantinopel, um das Weitere zu verhandeln. —

Zu Ostern, bei Beginn des Aprils 1189 begab sich Kaiser
iedrich nach Regensburg. Dort sammelten sich die Pilger,
Kern des teutschen Volkes; es war das schönste Heer,
ches Teutschland bis dahin aufgestellt hatte; es zählte hun-
fünfzigtausend Mann, war auf das Beste gerüstet, ein-
htig, kriegsgeübt, begeistert, mit dem Nöthigen und selbst mit
d hinreichend versehen. Angeführt von seinem Kaiser, dessen
denthaten damals den Erdkreis erfüllten, hielt sich dieses Heer
er der Fahne des Kreuzes und der heiligen Jungfrau für
iberwindlich. Siebzehn Bischöfe begleiteten die Pilger.

Rasch zog Friedrich gegen Wien; dort empfing ihn
zog Leopold von Oesterreich mit großen Ehren, und

bewirthete reichlich die Pilger. Von hier aus eilten der Kaiser und die Pilger nach Preßburg und feierten dort das Pfingstfest mit Gebet, mit Fasten und ritterlichen Spielen. Strenge Mannszucht ließ der Kaiser halten, und Fünfhundert der Kreuzbrüder auf einmal wegen Dieberei und Unzucht aus dem Heere ausschließen; und neue schärfere Gesetze zeigten den tiefen Ernst des kaiserlichen Helden, Frieden und christliche Zucht im Lager zu handhaben.

Den vierten Juni erreichten sie die Grenze Ungarns, und fanden durch König Bela's Fürsorge überall Lebensmittel und gute Lagerplätze. Zu Gran begrüßte Bela selbst mit seiner Gemahlin den Kaiser und erwies ihm die größte Ehre. Für den Hofstaat des Kaisers waren zwei Häuser mit Mehl gefüllt; Friedrich überließ alles den armen Pilgern, die mit solcher Gierde darüber herfielen, daß drei Männer in Mehl verschüttet und erstickt wurden. Zu Gran verlobte sich des Kaisers Sohn, Friedrich von Schwaben, mit der Tochter des Königs von Ungarn; Feste folgten auf Feste; reichlich wurden die Pilger bewirthet und beschenkt.

Nach achttägiger Rast brach Friedrich mit seinen Teutschen nach Bulgarien auf, voran die Böhmen, als der Sprache und der Sitten des Landes am meisten kundig. Die Bulgaren, wohl heimlicher Weise von den Griechen aufgereizt, legten den Kreuzfahrern überall Schlingen und Hinterhalt; einzelne Haufen wurden von ihnen überfallen, geplündert und niedergemacht. Zur Strafe ließ der Kaiser die verrätherische Stadt Branditza in Asche legen; Stralizium, eine andere Stadt in dem Gebiete des Fürsten von Nyssa, ward von den Teutschen geplündert. Aber Friedrich hielt ein strenges Gericht über die Plünderer und der Bischof von Würzburg predigte gegen sie und drohte mit dem ewigen Tode. Bei dem Engpasse des heiligen Basilius fanden die Kreuzfahrer ein Heer der Griechen; mit leichter Mühe warfen sie es zurück; aber immer offener zeigte sich die treulose Gesinnung ihres Kaisers. In einem Schreiben an Friedrich, das Jakob, ein Mann aus Pisa, überbrachte, gestand Isaak unverholen, er hätte die Gesandten Friedrichs festgesetzt, beschuldigte ihn feindlicher Absichten gegen das Reich und verweigerte ihm in thörichtem Uebermuthe sogar den Kaisertitel.

ı hat die Geduld des Kaisers und der Pilger ein Ende;
beschließen, mit Gewalt den Weg nach Konstantinopel zu
ʒnen und die Schmach zu rächen. Wo die Griechen sich
ȝen, werden sie geschlagen; nichts halfen ihnen die Hülfs-
ppen Saladins, die mit ihnen vereint den Kaiser aufhalten
llen. Bei Berrhöa fühlt Manuel, Isaaks Feldherr,
ganze Gewicht des kaiserlichen Zornes und findet nur in
ger Flucht das Heil. Nach diesem Siege verträgt es sich
der Ehre Friedrichs, dem griechischen Kaiser den Frieden
ubieten. Manuel unterstützt seinen Antrag. Aber Isaak,
l berathen und von einem schwärmerischen Mönche, Namens
sitheus, aufgereizt, will von Nichts wissen; denn dieser hatte
in den Kopf gesetzt, unter dem Scheine des Kreuzzuges
me der teutsche Kaiser, ihn zu entthronen und die Haupt-
t einzunehmen; solches hätte ihm, dem Mönche, geträumt,
so zuversichtlich behauptete er die Wahrheit seines Traumes,
er selbst das Thor bezeichnete, durch welches der teutsche
ser seinen Einzug halten würde. Isaak ließ nun das Thor
nauern und übte sich im Pfeilschießen, um von der Mauer
ıb den Kaiser zu tödten!

Isaaks Antwort auf die Vorschläge des Kaisers zeigte
der alten Geringschätzung und Hoffart. Da schlug der
rnte Held die Griechen bis nach Philippopoli zurück; nun
d Isaak bange; er entließ die teutschen Gesandten und ließ
durch seine Abgeordnete, den Großkanzler Johannes
cas und seinen Kämmerer Andronicus Cantacuzenos in das
er Friedrichs geleiten. Unter dem Jauchzen des Volkes
der Kaiser mit einem glänzenden Gefolge seiner Großen
Ritter dem frommen Bischofe und den wackern Grafen
egen, umarmte sie, Freudenthränen vergießend, und sprach
hnen die Worte der Schrift: „Ich danke Gott, weil
ıe Söhne gestorben waren und nunmehr wieder leben,
oren waren und wieder gefunden sind.“ Die Gesandten er-
ten nun die erlittenen Drangsale und der Zorn der Teut-
ı stieg, als sie hörten, es hätte sich Isaak wirklich mit
adin verbündet und Anstalten getroffen, die Pilger bei der
rfahrt zu vernichten. Es gelobten die Teutschen Vergel-
ȷ. Bangen Herzens traten des andern Tages die Gesand-

ten Isaaks zu Friedrich; mit spöttischer Höflichkeit erlaubte er ihnen in seiner Gegenwart sich zu setzen, ja er dehnte diese Erlaubniß selbst auf die Niedrigsten ihres Gefolges, auf die Stallknechte, Köche und Bäcker aus. Verwundert betheuerten die Gesandten, es sei Ehre genug, wenn sie sitzen dürften und keineswegs gezieme es sich, daß Leute von so niedrigem Range, wie ihre Bedienten wären, in der Gegenwart eines so großen Herrschers sich setzten. Umsonst! es mußten die Bedienten neben ihren Herren Platz nehmen zum großen Verdruße derselben, die sich nun von dem Kaiser auf gleiche Stufe mit ihren Knechten gesetzt sahen. So strafte der Kaiser den unanständigen Uebermuth des Isaak; denn die teutschen Gesandten waren bei der Audienz gezwungen worden, ihre Aufträge stehend auszurichten.

Darauf verwies ihnen der Kaiser mit ernsten Worten die Wortbrüchigkeit ihres Herrn und die unanständige Weise, mit welcher er an ihn schreibe, und erhob dann seine kräftige Stimme: „Weiß denn Euer Herr nicht, wer ich bin und wie ich heiße? Ich bin Friedrich, der Römer Kaiser, und allezeit Mehrer des Reiches ... Ich besitze das Reich, welches seit dem großen Karl fast 400 Jahre meine Voreltern behauptet haben, ohne Jemandes Widerspruch bereits 38 Jahre und habe in der Stadt Rom, der Hauptstadt der Welt, von dem apostolischen Vater Hadrian, dem Nachfolger des heiligen Petrus, die kaiserliche Krone und die gebräuchliche Salbung empfangen. Dagegen ist bekannt und in den Geschichtsbüchern der Römer wohl verzeichnet, wie durch Einen von des byzantinischen Kaisers Vorfahren aus Feigheit und Faulheit der Thron des römischen Kaiserthums preisgegeben und entwürdigt und dadurch von Konstantinopel nach Rom versetzt worden ist und deßhalb sollte billigerweise Euer Herr nicht einen Kaiser der Römer, sondern einen Kaiser der Romanen sich nennen.“

Isaaks Gesandte erschracken: der Kaiser fuhr milder fort und bot annehmbare Vorschläge. Auch diese verwarf Isaak. Nun mußte das Schwert entscheiden. Den Winter beschloß Friedrich sich ruhig zu verhalten und das Heer in drei Lager zu verlegen. Da gereute die Ungarn ihres Gelübdes; auf

eine so lange und beschwerliche Fahrt hatten sie nicht gerechnet; ungehindert ließ der Kaiser sie ziehen; nur Wenige blieben.

Aber auch Kaiser Friedrich brach auf; in einem feindseligen Lande, wo die Lebensmittel für Menschen und Vieh zu mangeln begonnen, schien es gefährlich zu überwintern. Von Philippopolis aus, zu dessen Schutze er seinen Sohn Friedrich zurückließ, zog er gegen Adrianopel. Schrecklich mußte das Land für die Falschheit und Hartnäckigkeit seines Herrschers büßen; die Griechen wagten keinen Widerstand; auch Adrianopel fanden die Pilger verlassen. Hier traf den Kaiser ein Schreiben der Königin von Jerusalem, worin sie ihm den unzweifelhaften Abschluß eines Bündnisses zwischen Saladin und Isaak meldete und ihn dringend vor der Heimtücke der Griechen warnte; so weit sollte diese gegangen sein, daß selbst Mehl, Brunnen und Weine zum Morde der Pilger vergiftet worden.

So begann der Krieg mit größerer Heftigkeit als zuvor; Demotica, eine feste Stadt, ward von Friedrich von Schwaben, welcher seinem Vater nachgezogen, erstürmt, die Besatzung niedergemacht, die Griechen selbst und die Cumanen, ihre Miethstruppen, in allen Gefechten geschlagen. Bei Adrianopel vereinigten sich die getrennten Schaaren der Kreuzfahrer und der Zug gegen Konstantinopel schien um so leichter, als der Fürst der Cumanen, Calopeter, die Griechen verließ und dem Kaiser Bündniß antrug. Da zagte Isaak in peinlicher Angst; auf das Neue sandte er Botschafter und bot den Frieden an. Wohlgefällig nahm der Kaiser Friedrich, der Nichts sehnlicher als die Erfüllung seines Gelübdes wünschte, die Gesandten auf; der Vertrag kam zu Stande und ward feierlich von beiden Seiten beschworen.

In diesem Vertrage verpflichtete sich der Kaiser Friedrich, „nicht wie die vorigen Heere bei Konstantinopel, sondern bei Galliopolis über die Meerenge zu setzen und das Land der Griechen nicht mehr zu beschädigen.“ Dagegen schwur Isaak, „den Teutschen die nöthigen Schiffe und Lebensmittel zu liefern, den Schaden, welchen seine Unbilligkeit den gefangenen Gesandten zugefügt, zu ersetzen und Geiseln für die richtige Vollziehung des Friedens zu stellen.“ Da wurde der Kaiser

Friedrich und die Pilger wieder heiter, um so mehr, als auch Boten von dem Sultan Azzedin von Iconium erschienen, und meldeten, wie ihr Herr, der Sultan Azzedin von Iconium, sich des Thrones begeben, daß aber auch sein Sohn und Nachfolger, Malekschah, den Pilgern gewogen sei und mit Ungeduld ihre Ankunft erwarte.

So brachen denn der Kaiser und die Teutschen fröhlich nach Galliopolis auf. Nach drei Wochen voll Mühseligkeiten und Beschwerden, durch Hunger, Kälte und Nässe ermattet erreichten sie am grünen Donnerstage den Seehafen. Schon am Freitage begann die Ueberfahrt; Kaiser Friedrich war der Letzte, der sich einschiffte; unter großen Ehrenbezeugungen der Griechen bei dem Schalle der Trompeten, Flöten und Pauken fuhr er über die Enge, ohne Gefährde, wie alle die Kreuzbrüder vorhin. „Meine Brüder," sprach der ehrwürdige Held, als er nach so glücklicher Ueberfahrt sein Schiff verließ, „seid stark und muthig! denn alles Land in unserer Hand."

An der Meeresseite zogen die Pilger durch Mysien, Phrygien, Lydien und durch die Städte Thyatria, Philadelphia bis an den Mäander, über welchen sie bis Laodicäa setzten. Dort gönnte der Kaiser dem ermüdeten Heere einige Rasttage; auch hier litten die Pilger mehr durch Böswilligkeit der Einwohner und Ueberfälle zahlreicher Räuberbanden, als durch die schlechten Wege und die geringe Verköstigung. Aber die Wachsamkeit des Kaisers und die Tapferkeit seiner Teutschen züchtigte bald die Räuber und sie verschafften sich Ehrfurcht und Ruhe auf dem Marsche. Hier wurde manch' heldenmüthige That vollbracht. Als einst ein Mann aus Schwaben, Bürger der Stadt Ulm, unter mehreren von den Griechen erschlagenen Knappen auch seinen Bruder bemerkte, nahm er, entflammt von Durst nach Rache, zehn andere wohlbewaffnete Männer zu sich und suchte so lange in den Waldungen, bis er die Mörder, zehn Griechen antraf, aber an einem rings von Wasser umschlossenen Orte, der unzugänglich schien. Der schwäbische Mann ließ sich nicht abhalten; auch dadurch nicht, daß seine Waffenbrüder, denen der Angriff auf die Räuber thöricht und unmöglich schien, ihn verließen; sondern er schwamm

lein über das Wasser, fiel über sie her, erwürgte ihrer neun
ıd trieb den zehnten in die Flucht.

Neuen Verrath hatten die Griechen in Philadelphia ge-
ıt. Schon wollten die Teutschen stürmen, als Kaiser Frie-
:ich ihnen abwehrte; da aber die Griechen dennoch aus Phi-
delphia ausfielen, ließ sie der Kaiser umringen und die Mei-
n der Treulosen niederhauen.

Nachdem die Pilger vor Laodicäa sich erquickt hatten,
traten sie das Land des Sultans Malekschah. Anfangs
undlich von den Türken aufgenommen sahen die Pilger bald,
ß auch sie gleich den Griechen auf ihren Untergang sännen;
: Sultan hatte eine Menge turcomanischer Reiter in seinen
ɔld genommen. Diese umschwärmten rastlos das Heer der
'euzbrüder und überfielen die einzeln daherziehenden Chri-
n; hinter jedem Busche, hinter jedem Fels lauerten türkische
'genschützen und tödteten Viele der Pilger. Der Kaiser ließ
.t seine Schaaren sich enge zusammenziehen; in der Mitte
Wehrlosen und das Gepäck von erlesenen Rittern umgeben;
ı Vortrab führte Herzog Friedrich von Schwaben, den
ıchtrab der Kaiser selbst.

Bald stießen sie auf einen zahllosen Haufen Türken, die
f Bergen vortheilhaft gelagert, ihnen den Weg verlegen
llten. Friedrich lockte sie durch List aus ihrer guten
ellung, indem er ihnen die kaiserlichen Zelte preisgab.
uteluftig stürzten die Türken auf das kaiserliche Lager; da
:chen plötzlich erlesene Ritter aus dem Hinterhalte hervor
ɔ erschlugen die Räuber, während der Kaiser gegen die Berge
rmte und die Türken völlig warf.

Drei Tage nach diesem Siege gelangten sie zu einem
ſſe, der sich zwischen einem Berge und einem See hinwand
ɔ schon vielen Herren verderblich gewesen war. Dreißig-
send Türken hielten ihn besetzt. Die gewaltige Tapferkeit
Teutschen brach durch; in wilder Flucht entrannen die Be-
:ten und überließen ihr Lager den Christen, die es zu ihrer
ßen Freude reich mit Lebensmitteln gefüllt fanden. Doch
ſe Vorräthe wurden bald verzehrt; die Noth stieg um so
ıer, da der Weg durch öde Wüsten führte, die nirgends Le-
ısmittel boten. Ein gefangener Türke, dem man die Frei-

heit und große Belohnung verhieß, wenn er den Kreuzfahrern die rechte Straße zeigen wollte, führte sie verrätherisch um so tiefer in die Oede und Wildniß. Jetzt entwichen auch die türkischen Gesandten des Sultans; bis hieher hatten sie den Kaiser begleitet und ihm fortwährend vorgespiegelt, es sei ihr Herr schuldlos an diesen Feindseligkeiten, welche gegen seinen Willen die herumstreifenden Räuber und Stämme der Wüste begonnen hätten. Ihre Entweichung war von neuen Lügen und eitlen Versprechungen begleitet; aber der Kaiser durchschaute und verachtete sie. — Als man weiter kam, fand man Heerden, wodurch dem Mangel etwas abgeholfen ward; aber beim Herabsteigen über einen steilen Berg drangen die Türken so mächtig ein, daß der Kaiser nimmer zu widerstehen vermochte, sondern seinen Sohn zu Hülfe rufen mußte. Auch hier siegte die teutsche Tapferkeit; aber Herzog Friedrich selbst wurde verwundet und Friedrich von Husen, einer der besten Ritter, zum großen Leidwesen der Pilger getödtet. Dennoch blieb der Muth der Kreuzbrüder ungeschwächt und ihr Vertrauen auf den Heiland fest gegründet. Gegen eine große Summe boten die Türken ihnen den Frieden an, doch spottend antwortete der Kaiser, er wolle ihnen einen Silberling geben, jedoch unter der Bedingung, daß sie ihn zu gleichen Theilen unter einander theilten.

Der Mangel stieg immer mehr und damit die Noth der Kreuzbrüder; der Sultan ließ alle Gegenden verwüsten, durch welche sie ziehen mußten und immer stärker wurden die Anfälle seiner Truppen. Wüthender Kampf entbrannte bei Philomelium; bis Mitternacht stritten die Christen und nicht eher wichen die Türken, als bis fünftausend der Ihrigen auf der Wahlstatt lagen. So groß ward die Noth im Lager, daß es selbst an Holz fehlte, und Pferd und Esel geschlachtet wurden. Verzweifelnd flohen Manche zu den Türken und schwuren den Glauben ab. Andere vertheilten ihre Habe unter ihre Brüder, legten sich in Gestalt eines Kreuzes auf den Boden nieder und erwarteten betend und singend den Märtyrertod von Heidenhand.

So war es Pfingsten geworden; die Christen feierten das heilige Fest mit Andacht und Ergebung. Mit Vertrauen



rten sie die begeisterte Rede des Bischofs Gottfried von
ürzburg, der sie an die Thaten erinnerte, welche die Beken-
r und Heiligen für den Glauben nach der Ausgießung des
iligen Geistes verrichteten. — „Heißt es nicht in der hei-
en Schrift," sprach der Bischof, „daß Einer tausend und
vei zehntausend in die Flucht getrieben? Darum vertrauet
f den Herrn!" — Auch der Kaiser redete kräftig und ein-
nglich zu ihnen. Da erhoben Alle einstimmig einen Kriegs-
ang nach schwäbischer Weise, genossen ihr kärgliches Mahl
d begaben sich getrost zur Ruhe.

Am andern Tage empfingen die Pilger alle die Absolu-
n und den Leib des Herrn während der heiligen Messe;
n Kampfe eingesegnet und der Fürbitte der heiligen Jung-
u und des heiligen Georg empfohlen, griffen sie, in drei
haaren getheilt, mit unwiderstehlicher Kraft an. Die Türken
hen heulend. Malekschah stürzte, von der Lanze eines
euzritters getroffen, vom Pferde und nur mit Mühe konnte
von seinen Leibwachen gerettet werden. — In der Nacht
n ein Armenier aus dem Lager der Türken und berichtete,
ß Malekschah gegen die übermenschliche Tapferkeit der
utschen keine Schlacht mehr wagen wollte, zumal da die Er-
einung weißer glänzender Ritter in den Horden der Türken
hrecken und Verwirrung verbreitet hätte. Freudig glaubten
Christen in diesen Schaaren ein Wunder Gottes zu erken-
, der sich schon früher ihren Brüdern im Kampfe gegen
boga hilfreich bewiesen; und ihr Glaube ward um so
er, als Ludwig von Helfenstein, ein sehr geachteter Ritter,
heuerte, er habe diese himmlischen Schaaren mit eigenen Au-
erblickt.

Die Feinde waren des Tages nimmer zu sehen; aber die
schheit ihres türkischen Wegweisers brachte über die Pilger
rmals Jammer und die bitterste Noth; er führte sie in san-
unfruchtbare Wüsten, wo weder Wasser noch Futter oder
t eine Labung zu finden war. Zumal der Wassermangel
g auf eine furchtbare Höhe; man trank das Blut der ge-
enen Pferde; Manche wurden unter diesen Mühseligkeiten
an Gott, gingen zu den Heiden über und verleugneten
n Heiland. Als der Kaiser dieses vernahm, sprach er mit

Betrübniß: „Es mußte in unserm Heere das Korn gesichtet werden von der Spreu; denn so lange diese, welche durch ihren Abfall als Kinder des Verderbens und des Teufels sich erweisen, unter uns würden gewesen sein, hätte kein Segen geruht auf unserm Beginnen."

Obwohl die Noth mit jedem Tage zunahm, so daß nur Wurzeln und das Fleisch gefallener Thiere ihre Speise war und sie aus Holzmangel selbst ihre Kleider und die Sättel ihrer Rosse verbrennen mußten, so wies doch der Kaiser alle Anträge des Sultans, durch Gold den friedlichen Durchzug und die Lebensmittel zu erkaufen, mit Unwillen zurück. „Nicht ist es Weise meiner kaiserlichen Würde und der christlichen Ritterschaft des Kreuzes, den Weg zu erkaufen mit Gold oder Silber; wir wollen durch die Hilfe des Heilandes, zu Dessen Ehre wir streiten, den Weg uns bahnen mit dem Schwerte." Darauf hielt der Kaiser Kriegsrath; man beschloß, Iconium anzugreifen und lieber durch das Schwert der Feinde zu fallen, als langsamen Hungertodes zu sterben. Zu diesem entscheidenden Kampfe bereiteten sich die Pilger durch Buße und den Empfang des Allerheiligsten vor; betend und singend brachten sie die Nacht zu und empfahlen sich zumal ihren Schutzpatronen, dem heiligen Georg und dem heiligen Viktor. Langsam zogen sie des andern Tages gegen Iconium; mit leichter Mühe wurden die türkischen Reiter zurückgeworfen; dicht an den Mauern neben einem Thiergarten des Sultans lagerten sich die Pilger und weideten ihre abgemagerten Rosse.

Nach einer stürmischen Nacht rüsteten sie sich zum Kampfe. Nochmals stärkten sich die Brüder durch das heilige Abendmahl. Der Kaiser theilte das Heer in zwei Haufen; der Eine, von Herzog Friedrich von Schwaben angeführt, sollte Iconium erstürmen, während der Kaiser mit dem andern die Türken angreifen wollte, welche sich zahllos zum Schutze der Stadt aufgestellt hatten. — Jeder dieser Haufen sollte, unabhängig von dem andern und unbekümmert über dessen Geschick, sein Ziel verfolgen und nicht zu Hilfe eilen, wenn es auch dem andern noch so schlecht erginge. Die Christen schwuren zu siegen oder zu sterben.

Mit Kriegsgeschrei und herrlicher Tapferkeit trieb der

Herzog von Schwaben die Türken aus den Gärten, die Iconium umgaben, und drängte sie an die Mauern.

Verzweifelnd widerstanden hier die Türken und brachten selbst die kühnen Angreifenden in Unordnung. Aber schnell stellte der Herzog die Ordnung her, und, die Seinigen mit kräftiger Stimme ermunternd, erbricht er die Thore und dringt mit den Flüchtigen zugleich in die Stadt; Malekschah und sein Vater, der Sultan Kilidsch Arslan, retteten sich in die Burg: von da aus sahen sie das fürchterliche Morden, womit die erbitterten Pilger ihre Leiden und des Sultans Tücke rächten; selbst Kinder und Weiber wurden erschlagen und keines Mannes geschont.

Ungleich härter und gefahrvoller war der Kampf des Kaisers und seiner Schaar gegen die zahllosen Haufen der Ungläubigen.

Wie tapfer auch die Teutschen stritten, die Menge der Feinde war zu groß; schon begannen ihre Arme zu erlahmen; die Meisten erwarteten nichts Anderes als den Tod; die Bischöfe und Priester legten die Stolen um die Schultern, als Zeichen der Ergebung in den göttlichen Willen, und baten auch die andern Pilger, dasselbe zu thun. Der Kaiser, dessen Heldenseele keinen Kleinmuth kannte, rief mit strahlenden Augen und erschütternder Stimme den Seinigen zu: „Was zaudern wir und jammern? Christus siegt, Christus regiert, Christus gebietet! Kommt, meine Kampfbrüder, die ihr mit mir aus der Heimath gezogen, um mit eurem Blute das himmlische Reich zu erkaufen!"

Hierauf tummelte er sein stattliches Streitroß, und rannte mit seinen Rittern gegen die Ungläubigen. Diese vermochten einem so gewaltigen Stoße nicht zu widerstehen und flohen; eine Menge Erschlagener deckte das Feld. Jubelnd zogen die Helden nach Iconium, begrüßten ihre siegreichen Brüder und umschlossen mit ihnen die Burg. Des andern Tages dankten sie Gott in einem feierlichen Hochamte, wobei die Epistel gesungen ward, in welcher der Apostel Paulus seiner Drangsale in Iconium erwähnt.

Unbeschreiblich war der Jubel der Christen; so groß früher die Noth, so groß war jetzt der Ueberfluß an Lebensmitteln

aller Art, an Pferden, an Kleidern, an Gold und Silber; so groß war die Beute, daß Jeder der Kreuzbrüder reich wurde und auf Kaiser Friedrich allein **100,000** Mark trafen, welche Saladin dem Malekschah als Brautgeschenk für seine Tochter übersandt hatte.

Jetzt erschienen auch Gesandte von dem Sultan und baten demüthig um Verzeihung und Frieden. Mit verdienten Vorwürfen strafte der Kaiser der Türken Treulosigkeit; jedoch verwilligte er ihnen den Frieden. „Denn," sprach er, „einem römischen Kaiser geziemt es, treu zu sein und erbarmend; und nachdem Uns Gott, als den eigentlichen Schutzherrn des gelobten Landes, den Weg durch alle Feinde geöffnet und die Wuth des Malekschah, der wie ein grimmiger Eber uns anfiel, zu Schanden gemacht, so wollen wir lieber schonen als verwunden." Die Türken erfreuten sich dieser friedlichen Antwort; alle benöthigten Lebensmittel, zehn Emire und zehn der vornehmsten Türken wurden dem Kaiser als Geißeln übergeben.

Nach siebentägiger Ruhe brachen die Pilger auf und erreichten den **30.** Mai Laranda, eine Stadt am Fluß des Berges Taurus. Dort ruhten sie einige Tage und betraten das Land der christlichen Armenier, wo der Anblick der auf den Feldmarken aufgerichteten Kreuze ihre Herzen erquickte. Doch fanden sie hier nicht die gehoffte Erleichterung; denn die armenischen Fürsten, durch Saladins Macht geschreckt, wagten es nicht, die Pilger zu unterstützen, sondern gaben vielmehr von Allem, was in deren Lager vorging, geheime Kunde an den Sultan. Deßhalb litten sie bald wieder bittere Noth, was ihnen bei der Mühseligkeit des Weges und der Menge der zu übersteigenden Berge doppelt hart fiel; auch ein Erdbeben erschreckte sie; bald waren die meisten Ritter ohne Pferde; Viele wurden so schwach, daß sie in Sänften weiter getragen werden mußten.

Daher war es Allen ein großer Trost, als Leo, der mächtigste Fürst der Armenier, dem Kaiser entgegenkam und ihm alle Hülfe anbot. Die Nachrichten, die er dem Kaiser von der Beschaffenheit des künftigen Weges machte, waren jedoch so niederschlagend, daß dieser sie verheimlichte. Dennoch blieb er gegen den Rath und die geheime Absicht des Fürsten



auf der einmal gewählten Straße; sechs armenische Wegweiser führten die Pilger; über steile Berge und tiefe Gründe ging nun der Weg. Die Zahl der Ermatteten und Kranken wuchs um so mehr, als auch die Lebensmittel ausblieben, welche Leo und die Armenier zu liefern versprochen hatten.

Am vierten Tage, dem Vorabende von St. Barnabas, erreichten die Pilger, nach einem mühseligen Nachtmarsche über einen steilen von unermeßlichen Abgründen durchschnittenen Berg die Stadt Seleucia, die noch dem Fürsten Leo unterthänig war. Freudig schlugen die Pilger in der fruchtbaren Ebene an den Mauern der Stadt ihr Lager; aber noch am Abende dieses Tages ward ihre Fröhlichkeit in Betrübniß und Verzweiflung umgewandelt, als die Kunde sich verbreitete, daß der fromme und tapfere Kaiser Friedrich unerwartet gestorben sei.

Die Art seines Todes wird aber verschieden angegeben. Während Einige berichten, es sei der Kaiser beim Baden in dem reißenden bei Seleucia vorbeifließenden Strome Kalykadnus untergegangen und nur mit Mühe, entseelt schon, von Einem seiner Begleiter herausgezogen worden, erzählen Andere und nicht minder glaubwürdige Zeugen, daß der Kaiser, ungeduldig, den Weg durch Lastthiere versperrt zu sehen, durch den Strom zu reiten versuchte und dabei von den Wellen verschlungen ward.

Unbeschreiblich war der Jammer der Teutschen, die in ihm ihren Kaiser, ihren Vater, den Stolz und die Zierde ihres Landes verloren. Von nun an schien aller Muth von ihnen gewichen zu sein. Ein nicht geringer Theil der Pilger, die sich immer durch sein leuchtendes Beispiel begeistert und durch seine Weisheit und Heldenkraft geschützt sahen, gab das Gelübde auf und suchte die Heimath wieder zn gewinnen. Die Andern aber, ihrer Ehre und des teutschen Namens eingedenk, schwuren dem edlen Sohne des Kaisers, Friedrich, dem Herzoge von Schwaben, Treue und Gehorsam, nahmen die Leiche des Kaisers in die Mitte und zogen weiter. Am sechsten Tage nach dem schmerzlichen Unglücke erreichten sie Antiochia, wo Herzog Friedrich den Leichnam seines Vaters vor dem Altare in St. Petrus Münster zur Erde bestattete.

Dann zog der Herzog mit dem kleinen Reste seiner Tapfern nach Tripolis und schlug die Truppen Saladins zurück, welche ihm den Weg verlegen wollten. Dort ließ er seine ermüdeten Pilger rasten und beschloß, zur See nach Ptolemais zu schiffen und an der Belagerung Theil zu nehmen. Ein wüthender Sturm verhinderte einige Tage die Abfahrt; nicht ohne Mühe erreichten sie Tyrus, wo der Herzog einige Zeit verweilte, seine Truppen aber voraus nach Ptolemais ziehen ließ. Den 8. Oktober **1190** traf auch er daselbst ein; die Teutschen waren jedoch bis auf fünftausend Mann geschmolzen und verloren sich unter die übrigen Kreuzbrüder, deren Schlachten sie mit gewohnter Tapferkeit mitschlugen, aber auch ihre Leiden in gleichem Maße ertrugen.

Dem heldenmüthigen Herzoge von Schwaben war es nicht vergönnt, für die heilige Sache zu streiten; eine fürchterliche Hungersnoth erzeugte im Lager eine pestartige Krankheit, an welcher Viele und auch er erkrankten. Man erzählt, daß ihm morgenländische Aerzte den Gebrauch von Mitteln, welche gegen die Reinheit des Herzens stritten, angerathen und ihm dadurch Genesung versprochen hätten; er aber soll geantwortet haben, daß er lieber das Leben lassen, als solches durch eine sündhafte Handlung verlängern und zu der Zeit Seele und Leib beflecken werde, in welcher er das Grab Christi erobern wollte, welcher der König, die Krone und der Bräutigam keuscher Seelen sei. So gab er, gestärkt durch die heiligen Sakramente, seinen reinen Geist auf, nachdem er die zwei gewaltigsten Feinde des Menschen, die Sinnenlust und die Todesschmerzen, siegreich überwunden, den **20.** Jänner **1191**.

So wenig der Zug der teutschen Pilger von glücklichem Erfolge begünstigt worden, so hatten sie doch in dem Lande, in welchem sie von Gott durch so hartes Ungemach geprüft wurden, durch ihre Standhaftigkeit im Leiden, durch ihre Tapferkeit gegen die Feinde und durch die Reinheit ihres Wandels großen Ruhm sich erworben. „Unter diesen Leuten, schrieb der cilicische Fürst Bar Gregorius an den Sultan Saladin, „ist eine so strenge Zucht, daß, wer bei ihnen einen Frevel begeht, auf der Stelle gestraft wird. Als einst Einer ihrer Vornehmen einen Knecht übermäßig geschlagen hatte,



traten die Priester zusammen zum Gerichte und verurtheilten ihn zum Tode; und obgleich Viele eine Fürbitte für ihn einlegten, so ward der Kaiser doch nicht dadurch bewogen, ihn zu begnadigen. Der Wollust sind sie so fremd, daß sie diejenigen, welche sich ihr überlassen, fliehen und selbst strafen. Von dieser Strenge ist die Ursache ihre Betrübniß um Jerusalem. Auch ist es wahr, daß Manche von ihnen lange Zeit aller weichern Kleidung sich enthalten und blos mit ihrer eisernen Rüstung sich bedeckt hatten, bis dieß endlich ihre Vorgesetzten mißbilligten. Bewunderungswürdig ist die Ausdauer im Ungemach, ihr Gleichmuth und ihre Unverdrossenheit."

Den Tod des Kaisers beklagten nicht bloß die Teutschen, sondern selbst Fremde mit Theilnahme. „Das Andenken dieses Mannes," sagte der Grieche Nicetas, „ist in Ehren zu halten, nicht bloß weil er aus einem edlen Geschlechte stammte und über viele Völker herrschte, sondern weil er, von Liebe für Christus entflammt, Vaterland, königliche Pracht und Ruhe verließ, um alle Mühseligkeiten zu theilen mit den Christen, welche nach Palästina zogen für den Namen Christi und die Ehre des heiligen dem menschlichen Geschlechte Leben verleihenden Grabes."

Des Kreuzzuges Ausgang.

Um Ptolemais (Acre, Accon) entbrannte nun der heißeste Kampf; Guido von Lusignan, der Titularkönig von Jerusalem, von Saladin bedingungsweise der Gefangenschaft entlassen, stand an der Spitze der Christen und bedrängte die Stadt, welche die Saracenen tapfer vertheidigten. Saladin eilte herbei und schloß die Christen ein, so daß diese, zwischen Ptolemais und dem Sultan eingeklemmt, Arbeit genug hatten, sich zu behaupten. Mit Sehnsucht sah Guido der Hilfe entgegen, welche die Fürsten des Abendlandes verheißen hatten. — Am Grabe des heiligen Martin von Tours hatte Richard Löwenherz, König von England, Kreuz und Pilgerstab genommen; unter der gewaltigen Stärke seiner Faust war aber der Stab gebrochen; zu St. Denis ließ er sich einen neuen geben. Hier traf er mit Philipp August, dem Könige von Frankreich, zusammen; auch dieser trug das Kreuz und die

Oriflamme, die Nationalfahne der Franzosen, die sie wie ein Heiligthum bei den Gräbern ihrer Könige bewahren. Bis Lyon zogen sie mit einander, dann trennten sie sich; Richard wollte sich zu Marseille einschiffen, Philipp zu Genua; nochmals schwuren sie sich Friede und Versöhnung; aber die Freundschaft zwischen dem derben, geraden, ritterlichen Richard und dem feinen schlauen Philipp war nur eine äußerliche und daran scheiterte das ganze Unternehmen (**1190**).

Philipp landete zuerst und glücklich zu Ptolemais; Richard aber ward durch Sturm herumgetrieben, und eroberte zuvor Cypern, dessen Fürst Isaak ihn schwer gereizt hatte; er behielt die Insel für sich. Anfangs Juni schiffte er sich zu Famagusta ein und traf auf dem Meere ein ungeheures saracenisches Schiff, das dem Sultan Lebensmittel, griechisches Feuer und giftige Schlangen zum Kampfe wider die Christen zuführen sollte; es ward angegriffen und mit der ganzen Besatzung von mehr als fünfzehnhundert Mann versenkt. — Mit größtem Jubel empfingen die Christen im Lager den tapfern König und mit neuer Kraft ward Ptolemais bestürmt; jetzt folgte Schlacht auf Schlacht; mehr als eine halbe Million Saracenen führte Saladin wider die Christen, die zur Zeit ihrer größten Stärke etwa dreimalhunderttausend Streiter zählen mochten, unterlag aber fast in jedem Kampfe ihrer Tapferkeit.

Da übergab er die Stadt, das heilige Kreuz, ließ zweitausendfünfhundert Gefangene frei und zahlte zweimalhunderttausend Goldstücke. Den zwölften Juli **1191** zogen die Christen jubelnd in die Stadt und weihten die Kirchen und Altäre wieder ein und stellten die Mauern wieder her, unter welchen sie an einmalhunderttausend der Ihrigen, die Opfer des Schwertes und der Pest, begraben hatten. Jetzt wandten sich ihre Augen nach Jerusalem; da verließ unerwartet König Philipp August das Heer; Krankheit — es fielen ihm Haare und Nägel aus — und noch mehr der endlose Hader mit dem herrischen Richard veranlaßten ihn zur Heimkehr. Doch ließ er Geld und zehntausend Mann unter dem Herzog von Burgund zur Unterstützung der Kreuzbrüder zurück.

So lastete nun die ganze Wucht des Krieges auf Richard; er stritt mit dem Muthe und der Kraft eines Löwen wi-



der Saladin. Diese Alles niederwerfende Tapferkeit half ihm mehr als einmal zum Siege über die Uebermacht und das größere Feldherrntalent Saladin's; der Sultan selbst empfand einst in einem Zweikampfe die Stärke seines Armes, ward vom Pferde herabgeworfen und nur mühsam von den Seinigen gerettet. So ward Richards Name der Schrecken der Saracenen; mit dem Rufe: „König Richard kömmt!" schreckten noch lange nachher saracenische Mütter ihre Kinder, des Sultans Reiter ihre Pferde. Hoch ehrten ihn die Saracenen. Saladin's Bruder Sepheddin bat ihn um den Ritterschlag; als Richard erkrankte, sandte der Sultan ihm das köstlichste Obst. Drei Jahre stritt der König wider Saladin, bezwang Cäsarea, Ascalon und Joppe und drang bis Jerusalem vor; da verließen ihn die Franzosen. Mehr noch als ihr Abzug hinderte ihn die Uneinigkeit der Christen und der Zwiespalt zwischen Guido von Lusignan und Heinrich von Champagne, welche Beide auf die Krone von Jerusalem Anspruch machten, an der Eroberung der heiligen Stadt. Von Ramla aus sah er den Oelberg und ihre Mauern, da floßen bittere Thränen aus seinen Augen und tiefbetrübt verhüllte er sein Antlitz; aber den Angriff durfte er nicht wagen, die Feinde in Jerusalem waren noch einmal so stark als sein geschwächtes Heer. Darum verglich er sich mit Saladin und erhielt für die Christen den Strich Landes an der Küste mit der Hauptstadt Ptolemais und die freie Wallfahrt nach Jerusalem. König von Jerusalem ward Heinrich von Champagne, Guido von Lusignan bekam Cypern zur Entschädigung. Den neunten October **1192** schiffte er sich zu Acre ein; nochmal wandte er sich um und rief mit ausgebreiteten Armen: „Hochheiliges Land! ich empfehle dich dem Schutze des Allmächtigen. Möge Er mir das Leben schenken, um wiederzukehren und dich von dem Joche der Ungläubigen zu befreien!" Erst nach schwerem Leiden, nach Schiffbruch und Gefangenschaft erreichte er sein England.

Bald darauf starb auch Saladin; der Held, vor dem das Morgenland erzitterte, hinterließ keine Schätze. „Nimm dieses Kleid, sprach er auf dem Todbette zu seinem Fahnenträger, zeige es als Todtenfahne und verkündige, daß der Beherrscher des Morgenlandes Nichts mit sich zu nehmen vermag." Sein Tod war das Zeichen zu neuem Kampfe zwischen

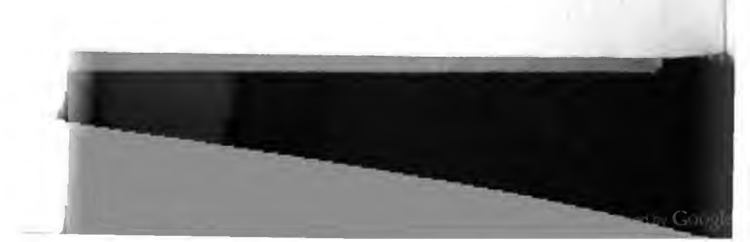
den Christen und Saracenen. Zu rechter Zeit landeten sechzigtausend Wallbrüder, welche Kaiser Heinrich VI. gesammelt hatte; Rainald, sein Kanzler, befehligte sie; auf das Neue empfanden die Saracenen die Schärfe des teutschen Schwertes. Da setzte die Nachricht von dem plötzlichen Tode des Kaisers (1197) die Teutschen in Unruhe und Bestürzung. Die Meisten verließen Palästina und gingen nach Hause. So hat auch dieser Zug der heiligen Sache nur geringen Nutzen gebracht; die Christen in Palästina schloßen mit den Saracenen einen Waffenstillstand auf sechs Jahre; Jerusalem aber blieb auch jetzt den Ungläubigen.

VII. Kapitel.

Innocenz III. (1197 — 1216.) Der dritte Kreuzzug.

Es war ein Glück für Teutschland und Italien, für Kirche und Staat, daß Heinrich VI. so frühen Todes verblich; eine solche Wildheit und Grausamkeit, wie er sie zeigte, hatte die Welt an einem teutschen Fürsten noch nicht gesehen. Seinen Nebenbuhler in Sicilien ließ er auf einen glühenden Thron setzen und mit einer glühenden Krone krönen. Auf sein Anstiften (so ward allgemein geglaubt) wurde der rechtmäßige Bischof von Lüttich durch Meuchelmörder erdolcht. Während er die Nacht der Barmherzigkeit, die Weihnacht, mit Hinrichtung aufrührischer Barone befleckte, gebar ihm Constantia ein Söhnlein, Friedrich. Kaum hatte er ihm noch vor der Taufe die Erbfolge in Teutschland zugesichert, da starb er zu Messina, vielleicht vergiftet; sein Sohn und einziger Erbe zählte erst drei Jahre.

Drei Monate nach Heinrichs Tod ging auch der greise Cölestin zu Gott. Die Cardinäle traten zur Wahl; während derselben, so geht die Sage, zeigten sich zwei Tauben; die weißeste davon setzte sich auf das Haupt des Cardinal-Diacons Lothar, Grafen von Conti. Er, der Jüngste von Allen, erst siebenunddreißig Jahre alt, ward einmüthig zum Papste er-



wählt. Unter Thränen bat er eines Würdigeren zu gedenken; allein der Jubel des Volkes, das ihn freudig als Vater und Herrn begrüßte, überrauschte sein Flehen. Die Christenheit wunderte sich, daß ein so junger Mann den Stuhl des heiligen Petrus, das Erbtheil erfahrner Greise, bestiege; aber es schwand diese Verwunderung, um einer ungleich größern Platz zu machen; bald erstaunten Alle über die Weisheit, Kraft und rastlose allumfaßende Thätigkeit des neuen Papstes.

Es war aber Innocenz **III.** ein Herr voll Anmuth und Güte, der für jede Noth ein Herz hatte; in einer Hungersnoth speiste er allein täglich bei achttausend Menschen, diejenigen ungerechnet, welche in ihren Häusern von ihm verpflegt wurden; jeden Samstag wusch er zwölf Armen die Füße, küßte sie und sättigte sie. Das Spital vom heiligen Geiste an der Tiber ließ er neu aufführen und mehrte seine Einkünfte um das Doppelte. Als ein Fischer statt der Fische drei todte Kinder aus der Tiber gezogen, ward Innocenz so bewegt, daß er ein Haus für solch' verlassene Kinder zu gründen beschloß. Noch besteht seine Stiftung, und es werden darin neben Findlingen und Waisenkindern an fünfzehnhundert Kranke verpflegt. Bis zur Verschwendung ging seine Freigebigkeit; für sich aber lebte er einfach und sparsam; von Herzen war er fromm und jeder erbaute sich an der Andacht, mit welcher er die heilige Messe las, für die Buße eiferte und dem Volke das Wort Gottes verkündigte. Seine Kenntnisse waren außerordentlich und in der Kunde der heiligen Schrift mag er wohl Alle seiner Zeit übertroffen haben. Bei aller Güte war er gerecht und seine Gerechtigkeit so streng und bewährt, daß sein Name schon von bösen Dingen abhielt.

Innocenz suchte vor Allem Herr in seinem Eigenthume, in seiner Stadt zu werden. Kaiser Heinrich **VI.** hatte gar manches Gut der Kirche widerrechtlich entrissen; das nahm er zurück und stellte auch mit beharrlicher Kraft das päpstliche Ansehen in Unteritalien her; den kaiserlichen Stadtpräfecten und die Senatoren von Rom hielt er zur Huldigung an; den Bund der lombardischen Städte billigte er und bewog auch die Städte Toscana's zu ähnlicher Vereinigung. Da starb die Wittwe Heinrichs **VI.**, Constantia; auf dem Todbette vertraute sie ihr

Söhnlein und das verwirrte Neapel und Sicilien dem Einzigen an, der helfen konnte und wollte, ihrem Oberlehnsherrn, Innocenz **III.** Mit väterlicher Liebe nahm sich dieser des Waisen an, gab ihm eine treffliche, freisinnige Erziehung, erhielt ihm mit großer Mühe und schweren Kosten wider alle Angriffe der Großen und der Parteihäupter Siciliens und half ihm, als es an der Zeit war, auf den Thron Teutschlands.

Hier hatte der alte Haß zwischen den Gibellinen und Welfen eine zwiespältige Königswahl erzeugt. Jene wählten den Bruder des verstorbenen Kaisers, Philipp von Schwaben, diese Otto von Braunschweig, den Sohn Heinrichs des Löwen. Zehn Jahre dauerte die Spaltung und brachte Jammer über das ganze Reich; Philipp ward ermordet. **(1208)** Nun erkannte Innocenz Otto als König an und krönte ihn, nachdem er geschworen, die Bischofswahl und die Appellation nach Rom völlig frei zu geben und stets das Recht des Papstes und der Kirche zu ehren. Aber bald brach Otto seinen Eid; Sicilien wollte er dem Mündel des Papstes entreißen; schon hatte er Neapel genommen, wider alle Abmahnung Innocenz's rüstete er sich zum Angriffe auf Sicilien. Da sprach der Papst über Otto den Bann aus und sandte wider ihn den jungen Friedrich; nur mit sechzig Mann zog dieser über die Alpen; aber des Papstes mächtige Unterstützung bewirkte, daß er den sechsten Dezember schon zu Frankfurt zum Könige erwählt war. Laut nannte Friedrich auf der Fürstenversammlung zu Eger den Papst seinen Wohlthäter und Beschützer; er schwur die Rechte des Papstes und der Kirche zu achten und alle Güter derselben, namentlich Ankona, Spoleto, Ravenna und die Besitzungen der Gräfin Mathilde herauszugeben und ward dann zu Aachen gekrönt. **(1213).**

Und nicht blos den Teutschen, allen Völkern, allen Ländern zeigte sich Innocenz als den Statthalter Christi, als den obersten Hirten der Gläubigen. Sein Auge wachte über sie, sein Herz liebte Alle, seine Hand war stark genug, den Schwachen und Unterdrückten zu schirmen, die Uebermüthigen und Ungerechten zu beugen. Er zwang den König Philipp August von Frankreich, den Ehebrecher, seine verstossene Gemahlin Ingeburg wieder aufzunehmen; Alphons, König von Castilien,

hatte seine Nichte ohne Dispens geehlicht; auf sein Geheiß mußte er sie entlassen; in Ungarn versöhnte er als Schiedsrichter die königlichen Brüder miteinander. Vulcanus, Fürst von Dalmatien, unterwarf sich freiwillig dem päpstlichen Stuhle; aus Innocenz's Hand nahmen der Fürst der Bulgaren und Wallachen und Peter von Aragonien die Königskrone; im fernsten Norden galt sein Ansehen und Philipp, aus dem alten Herrscherstamme Norwegens, im Streite mit Inge um den Thron rief seine Entscheidung an. Nach dem Tode Richard's herrschte dessen Bruder Johann (ohne Land) in England mit unerträglicher Tyranei; eigenhändig ermordete er seinen Neffen Arthur von Bretagne im Kerker, trat alles Recht mit Füßen; er schändete die Frauen, und verfolgte die Bischöfe und Aebte, welche muthig wider ihn den Glauben und die guten Sitten vertheidigten. Ihn bannte der große Papst; Johann trotzte mit störrischer Hartnäckigkeit; schon rüstete sich König Philipp August von Frankreich, England zu erobern; da that Johann Buße und erkannte sogar den Papst als seinen Lehnsherrn. Im Bunde mit dem frommen Heinrich, Erzbischof von Gnesen, suchte Innocenz in Polen die kirchliche Zucht zu heben und den Frieden im Reiche zu erhalten. Von Island bis zu den Ufern des Euphrats, von den Hügeln Palästina's bis zu den Föhrenwäldern Scandinaviens erstreckte sich seine weise väterliche Thätigkeit. Aber wie viele Mühsale und Sorgen der schwersten Art brachte sie über ihn! Während im Osten die Saracenen vordrangen und noch die Pyrenäen ihren Schlachtruf hörten, erhob mitten im Herzen der Christenheit in den schönen Gefilden des südlichen Frankreichs die schändliche Ketzerei der Albigenser ihr Haupt; sie waren ärger als die Saracenen, und hätten mit ihrer Lehre Kirche und Staat zu Grunde gerichtet. Wider sie ließ er das Kreuz predigen; Simon, Graf von Montfort, brach in siegreichen Schlachten die Waffenmacht der Ketzer, und Dominicus von Gusman bot Alles auf, die Verirrten durch Wort und Beispiel wieder zu gewinnen. Er und Franz von Asissi leuchteten unter Innocenz durch den Glanz ihrer Tugenden, und erweckten in den Herzen der Christen die Liebe zur Armuth und Demuth im Geiste des Heilandes.

Die bedrängte Lage der Christen im gelobten Lande und die steigende Macht der Saracenen bekümmerten Innocenz auf das schmerzlichste; nur ein Kreuzzug konnte hier Hilfe bringen. An die Fürsten und Völker des Abendlandes erging nun seine feurige Mahnung; Fulco von Neuilly, sein Gesandter, rief mit erschütternder Beredsamkeit die Christen zu neuem Zuge auf. Sein Wort wirkte; es sammelten sich treffliche Schaaren aus Frankreich, Italien und Teutschland; der Landweg hatte sich bisher immer den Wallbrüdern gefährlich und verderblich erwiesen; deßhalb beschlossen sie den Seeweg einzuschlagen. Di- Venetianer übernahmen es, gegen eine Summe von fünfundachtzigtausend Mark Silbers ein Heer von vierzigtausend Mann nach Palästina zu schiffen; von allen Seiten her strömten nun die Kreuzfahrer nach Venedig. Dandolo, der Herzog von Venedig, hochbetagt und blind, aber schlau und tapfer, bestieg am Pfingstsonntage vor der heiligen Messe die Kanzel und sprach zu ihnen: „Ihr Herrn! ich bin, wie Ihr seht, alt und schwach und hätte wohl der Ruhe nöthig; aber an der herrlichsten mit den tapfersten Rittern der Welt auszuführenden Unternehmung möchte ich, wenn Ihr's verstattet, Theil nehmen auf das Leben und Tod; auch wird Euch bei diesem Zuge Keiner besser anführen, als ich, trotz meiner Schwäche." Einmüthig riefen Alle bis zu Thränen gerührt, er möge in Gottes Namen ihr Führer seyn (1202).

Auf vierhundertachtzig Schiffen fuhren sie den 8. November ab; Dandolo, Venedigs Vortheil im Auge, führte sie zuerst wider Zara in Dalmatien, und nahm die Stadt, die einst Venedig unterthan, jetzt den König Andreas von Ungarn als ihren Herrn erkannte. Andreas aber hatte das Kreuz genommen, und genoß als Kreuzfahrer für sich und alle seine Besitzungen den Schutz des Papstes. So hatten also gleich zu Anfang Christen wider Christen, Kreuzbrüder wider Kreuzbrüder das Schwert gezückt. In gerechtem Unwillen bannte Innocenz die eigennützigen Venetianer; dennoch ließen sich Diese auf das Neue durch große Versprechungen verleiten, Constantinopel anzugreifen und Isaak, den vormaligen, von seinem eigenen Bruder Alexius entthronten und geblendeten Kaiser, wieder auf den Thron zu setzen. Wirklich, sie nahmen die Stadt; es lautet aber der

ericht der Kreuzfahrer über die Eroberung Constantinopels
n den Papst also:

„Da wir durch übergroße Menge dem heiligen Lande
eschwerlich zu seyn fürchten mußten, und vernahmen, daß die
ürger von Constantinopel unter die Herrschaft ihres recht-
äßigen Kaisers zurück zu treten wünschten, haben wir für
itzlich gehalten, die dortigen Unruhen beizulegen, um uns
ufuhr und Beistand für das Weitere zu versichern. Wir
nden die Stadt Constantinopel ungemein fest, die Bürger
Waffen, sechzigtausend Reiter, allen zur Vertheidigung noth-
endigen Zeug. Der unrechtmäßige Kaiser hatte das Volk
redet, wir trachten, es zu unterjochen, und seine Kirche un-
Eurer Heiligkeit Gehorsam zu bringen. Da wir auf nicht
nger als vierzehn Tage mit Lebensmitteln versehen waren,
mußten wir die Angriffe unausgesetzt wiederholen. Am
hten Tage brachen wir in die Stadt. Indeß der Kaiser
it Wenigen entfloh, setzten wir Alexius IV. auf seines Va-
s Thron, welch' Letztern wir aus dem Kerker befreiten.
er neue Kaiser versprach uns zweimalhunderttausend Mark
ilbers, Proviant auf ein Jahr, Theilnahme an der Befrei-
g des heiligen Grabes. Er bat uns nur, der Griechen
gen, in unserm Lager vor der Stadt zu bleiben. Bald
ch Diesem ließ er sich durch seinen Vater verleiten, uns zu
erraschen und unsere Flotte zu verbrennen; es ward entdeckt.
ie Stadt, aus Furcht unserer Rache, forderte einen Kaiser.
, uns und sie zu besänftigen, sandte an die Mißvergnügten
nen Vetter Alexius V. Murtzuphlus. Dieser verrieth und
nordete ihn und seinen Vater; uns verschloß er die Stadt.
ist, heiliger Vater, im ganzen Occident keine Stadt wie
nstantinopel; hoch und breit stehen aus lauter Quaderstücken
ichtete Mauern; alle fünfhundert Schritte ein steinerner
urm, der einen, sechs Geschoß hohen, hölzernen trägt; zwi-
en den Thürmen sind Brücken voll Zeug und Schützen;
oppelte sehr breite Graben erlaubten den Maschinen kein
iel. Oft in der Nacht liefen Brandschiffe auf uns. Unsere
ndmacht schreckte den Murtzuphlus; aber er wollte eher sterben,
sich ergeben. Mit einer Keule hatte er den jungen Kaiser
hlagen, und gab vor, daß Alexius sonst gestorben wäre.

Er erhielt Vortheile über uns. Aber endlich gewannen das Paradies und der Pilgrim (Namen von Schiffen), unter dem Befehl der Bischöfe von Troyes und Soissons, Landung. Als die Griechen sahen, wie die ganze Macht der Franken sich in den Hafen und in die Gassen drängte, verloren sie den Muth. Unweit von uns floh der Kaiser mit allen Großen dem Palaste zu. Wir würgten in der Stadt bis zu Anbruch der Nacht. Endlich lief das Fußvolk ohne Befehl mit unaufhaltbarer Wuth Sturm auf die Residenz, und nahm sie ein. Da unterwarf sich ganz Constantinopel. Allerheiligster Vater, was wir an Gold, Silber, Edelgestein, und allen Kostbarkeiten gefunden, übertrifft weit Alles, was in der Stadt Rom und in unserer ganzen Christenheit mag befindlich seyn. Sechs venetianische Edle, die Bischöfe von Troyes, Soissons, Halberstadt und Ptolemais traten mit Eurer Heiligkeit Legaten zusammen, und nach entrichtetem Hochamt und Gebet mit Rath und Beistand des großmächtigen Herrn, Herrn Heinrich Dandolo, Doge von Venedig, erwählten sie Baldwin, Grafen von Flandern, zum constantinopolitanischen Kaiser. Es ward Diesem der vierte Theil des Reiches überlassen, das Uebrige haben wir vertheilt. Wir werden dieses schöne Land, voll Oel, Getreide, Wein, Holz und Weiden, zu behaupten suchen, und an edle Ritter, die mit uns sich vereinigen wollen, zu Lehen vertheilen. Gleichwie wir in Geschichten gelesen und von Gelehrten vernommen, daß in alten Zeiten Eurer Heiligkeit Vorfahren auch wohl nach Constantinopel gezogen, also bitten wir, daß Eure Heiligkeit Dasselbe thun und hier ein Concilium halten wolle."

Innocenz hatte keine Freude an der Eroberung; Constantinopel war kein Ersatz für Jerusalem, ein Sieg über die Griechen noch keine Niederlage der Saracenen; er löste zwar die Eroberer auf ihr Bitten vom Banne, aber nach Constantinopel zog er nicht; der weise Herr sah voraus, daß ihr Reich daselbst von nicht langer Dauer seyn werde. Die Sieger theilten jetzt die Beute; Venedig nahm die Inseln des griechischen Meeres; französische Herren theilten sich in die Landschaften des alten Griechenlandes und stifteten Fürstenthümer, wie zu Achaja und Athen; die Griechen, welche sich der Herrschaft der Abendländer nicht unterwerfen wollten, flohen nach Bithy-

en in Kleinasien. Dort gründete Theodor Lascaris, ein
dam des Alexius, das Kaiserthum von Nicäa, ein anderer
nmnenischer Prinz das von Trapezunt.

So war also zu Innocenz großer Betrübniß dieser Kreuz-
g, der so vieles versprach, ohne Gewinn geblieben. Da hörte
m plötzlich eine seltsame Mähre; Knaben, so hieß es, wären
fgebrochen, um das heilige Grab den Saracenen zu ent-
ßen; es war so. Ein Hirtenknabe aus Burgund trat um
se Zeit auf, und behauptete, es wäre ihm der Heiland
der erschienen, und hätte ihn zum Prediger des Kreuzes
tellt; der Knabe zog durch Städte und Burgen, und rief:
err Jesu Christe, verhilf uns wieder zu deinem heiligen
euze!" Schaarenweise liefen ihm Knaben und Mädchen
umsonst suchten sie die Eltern zurückzuhalten, umsonst war
Verbot der Bischöfe und Fürsten. Auf die Frage: „Wo-
ihr Weg denn gehe?" antworteten sie: „Zu Gott; jenseits
Meeres wollen wir das heilige Grab suchen!" Aus Teutsch-
d allein hatten sich an zwanzigtausend Knaben und Mäd-
gesammelt; ihr Anführer hieß Nicolaus, und war kaum
Jahre alt; sie zogen nach Italien; Gesindel schloß sich
n an. Die Meisten der Armen gingen, von Hunger,
e und Kälte aufgezehrt, zu Grunde; Diejenigen, welche
Meer erreichten und Schiffe bestiegen, litten theils Schiff-
h, theils fielen sie, höchst wahrscheinlich als Opfer eines
ndlichen Verrathes, in die Gewalt der Saracenen; nur
ige dieser Unglücklichen erreichten die Heimath. Innocenz
e das innigste Mitleid mit ihnen; indeß soll er ausgerufen
n: „Diese Kinder machen uns zu Schanden; während
schlafen, ziehen sie munter aus, das heilige Grab zu er-
n!"

Er konnte es nicht in den Händen der Ungläubigen sehen;
iesem und andern wichtigen Anliegen berief er (**1215**) die
höfe und Prälaten der Christenheit nach Rom zu dem
ten Concil im Lateran — dem zwölften allgemeinen.
eifend und wie in Todesahnung gesprochen sind die Worte,
denen er sie zur Synode einladet: „Mich hat herzlich
ngt, dieses Mahl mit Euch zu halten, ehevor ich scheide;
ob ich gleich wünsche auf Erden zu bleiben, bis das an-

gefangene Werk vollendet ist, so geschehe nicht mein, sondern Gottes Wille!"

Dieses Concil gehört zu den glänzendsten der Christenheit; es erschienen dabei einundsiebzig Erzbischöfe, vierhundertdreizehn Bischöfe, achthundert Aebte, der Patriarch von Constantinopel war in Person zugegen, die Patriarchen von Antiochien und Alexandrien durch Gesandte vertreten, außerdem hatten sich noch viele Fürsten und Herren Europa's eingefunden. Es ward ein neuer Kreuzzug beschlossen und wider die Irrthümer Berengar's die Lehre der Kirche von dem hochheiligen Altarssacramente durch den Ausdruck **Transsubstantiatio** oder Verwandlung der Wesenheit des Brodes in das Fleisch und des Weines in das Blut des Herrn festgestellt; auch der Streit über die teutsche Krone fand hier zu Gunsten Friedrichs **II.** seine Erledigung, und über die Albigenser und Waldenser ward auf's Neue der Bann ausgesprochen.

Es schien, als hätte der große Vater der Christenheit seine Kinder hier zum Abschiede versammelt; das Jahr darauf starb er auf einer Reise, eben begriffen, den Frieden zwischen Genua und Pisa zu vermitteln. Jahrhunderte vor und nach Innocenz **III.** ist kein Papst auf Petri heiligem Stuhle gesessen, der durch Wissenschaft, Frömmigkeit und Verdienst um die Kirche, wie auch durch Großthaten mehr geglänzt hatte; also, daß er nicht nur der Mächtigste, sondern auch der Weiseste der Päpste seit Gregor **VII.** genannt werden muß.

VIII. Kapitel.

Thomas Becket und Heinrich II. von England.
(1117 — 1170.)

Wie einst der heilige Anselm gegen Wilhelm den Rothen das Gut und Recht der Kirche von England vertheidigt hatte, so stritt auch Thomas Becket wider den König Heinrich **II.** von England, als dieser die Freiheit der Kirche angriff, ja er ließ sein Leben für dieselbe.

Thomas Becket war der Sohn eines Bäckers von London, Namens Gilbert. Dieser hatte in dem heiligen Lande, wo er muthvoll die Saracenen bekämpfte, eine Jungfrau dieses Volkes kennen gelernt; sie folgte ihm nach London, ward Christin, seine Gattin und Thomas Mutter. Der junge Thomas bildete auf den Hochschulen zu Oxford und Paris seine herrlichen Anlagen aus und empfing von Theobald, dem Erzbischofe von Canterbury, die Weihe zum Diacon. Er gewann bald die Achtung und Gunst des Königs, ward sein Kanzler, ward der Erzieher und Lehrer seines Sohnes. König Heinrich umgab seinen Günstling mit fürstlicher Pracht; er gab ihm den Rang vor allen weltlichen Baronen, die Herrschaft Eye und hundertvierzig Ritter. Da starb der Erzbischof Theobald; dreizehn Monate ließ der König die Würde unbesetzt, um die Einkünfte davon zu beziehen. Dann bot er dem Kanzler Thomas das Erzbisthum an; ahnend bat dieser den König, eine andere Wahl zu treffen; es dürfte ihm unmöglich sein, die Pflichten dieser Stelle zu erfüllen und zugleich die Gunst seines Wohlthäters zu erhalten. Allein Heinrich bestand darauf; Thomas gab nach und ward von dem Bischofe von Rochester zum Priester und von Heinrich von Winchester mit noch nie gesehenem Glanze zum Bischofe geweiht (1162). Nach der Weihe schien Thomas ein anderer Mann zu werden; allem weltlichen Prunke sagte er ab; er entließ sein zahlreiches Gefolge von Rittern, begnügte sich mit spärlicher Kost und der Bedienung von Wenigen; sein Vermögen gehörte den Armen; seine Zeit war getheilt zwischen Beten, Studiren und seinen Amtsverrichtungen. Um sich ganz seinem hohen Berufe weihen zu können, legte er selbst seine Stelle als Kanzler nieder. Solch' plötzliche Sinnesänderung erregte allgemeines Aufsehen, bei dem Könige Mißvergnügen und Mißtrauen. — Bald kam es zwischen ihm und dem Erzbischofe zu offenem Streite. Thomas verlangte von den Großen des Reiches die Güter, die sie der Kirche widerrechtlich genommen, zurück und berief sich dabei auf den Beschluß des unlängst abgehaltenen Concils im Lateran; er machte dem Könige ernste Vorstellungen, wie ungerecht und der Kirche nachtheilig es sei, wenn er und die Barone des Reiches die erledigten Pfründen oft Jahre lang unbesetzt ließen

und die Einkünfte derselben sich zueigneten. — Die Geistlichkeit Englands hatte für sich ein eigenes Gericht, das über die Schuldigen ihres Standes aburtheilte; diese Gerichtsbarkeit wollte der König trotz aller Vorstellungen des Erzbischof's aufheben. Der König berief alle Lord's, Barone und die Bischöfe seines Reiches nach Clarendon; dort verlangte er von der Geistlichkeit einen Eid, die alten Gewohnheiten des Reiches beobachten zu wollen. Der Erzbischof zögerte und wollte den Eid nur leisten, „vorbehaltlich der Rechte der Kirche." Da öffnete sich die anstoßende Thüre; Ritter mit aufgeschürzten Röcken und entblößten Schwertern zeigten sich; fußfällig ward Thomas gebeten, durch seine Nachgiebigkeit Mord zu verhüten. Da ließ er sich bewegen und versprach das „Herkommen" zu beobachten. Aber gleich darauf befiel ihn Gewissensangst; denn das alte Herkommen, wie es Heinrich verlangte, verletzte heilige Rechte der Kirche, hob alle Berufung an den Papst und die geistliche Gerichtsbarkeit auf und gab das Gut der Kirche völlig in die Hand des Königs. Er widerrief; keine Drohung des Königs schreckte ihn, keine Verheißung gewann ihn; er kam in Todesgefahr, nur Flucht konnte ihn retten. Er floh nach Frankreich. Dort nahmen ihn König Ludwig VII. und Papst Alexander, der damals zu Sens Hof hielt, mit Achtung und Theilnahme auf. Thomas gab in die Hände des Papstes das Pallium, dieser aber bekleidete ihn wieder damit und wies ihm das Cistercienserkloster zu Pontigny zum Aufenthalte an; er wollte den nicht verlassen, der für die Kirche der Opfer so viele gebracht. Thomas führte daselbst das beschauliche Leben eines Einsiedlers und arbeitete mit den Brüdern bei der größten Sommerhitze auf dem Felde. Da kamen zu ihm an vierhundert Männer und Frauen, Kinder und Greise, seine Freunde und Verwandten, welche König Heinrich mit wildem Haße aus England vertrieben und nach Pontigny gesandt hatte, um durch ihren Anblick und ihre Klagen dem Heiligen wehe zu thun. Heinrich sann auf weitere Rache; er bedrohte die Cistercienser (denen Pontigny gehörte) mit seinem ganzen Zorne, falls sie Thomas noch längern Aufenthalt gewährten. Der Dulder ging nach Sens; von hier aus sprach er den Bann über Jene aus, die mit dem Gegenpapste Clemens verkehrten, die Sa-

zungen von Clarendon entworfen und mit frecher Hand Kirchengut angetastet. Dieser Bann machte Eindruck auf England. Volk und Geistlichkeit zeigte Anhänglichkeit an den vertriebenen Vater und ward schwierig; der König fürchtete die Empörung seiner Barone und das Interdict, womit Alexander III. schon gedroht. Da wollte er sich mit Thomas versöhnen; auf einer geräumigen Wiese zu Treutville kamen sie zusammen; der König ritt dem Erzbischofe entgegen und grüßte ihn zuerst, dieser aber stieg vom Pferde und warf sich seinem Könige zu Füßen, worauf ihn derselbe aufstehen hieß, selber ihm auf das Pferd half und that, als ob nicht das Mindeste ihre frühere Freundschaft getrübt hätte. Er gelobte feierlich, Thomas die Güter des erzbischöflichen Stuhles zurückzugeben; dieser aber gelobte ihm Liebe, Ehrfurcht und jeglichen Dienst, den ein Erzbischof seinem Könige immer nur leisten könne und bat ihn um seine Huld und Gnade für sich und die Seinigen. So schien die Aussöhnung vollbracht und dennoch schwur schon Tags darauf derselbe König vor seinen Höflingen, nie dem Erzbischofe den Friedenskuß geben zu wollen. Monate lang verzögerte er wider sein Wort die Zurückgabe der erzbischöflichen Güter; als sie endlich erfolgte, waren die Renten zum Voraus erhoben, Vieh und Getreide fortgeschafft, die Gebäude im elendesten Zustande, Alles in Verwirrung. Es war hohe Zeit, daß der Erzbischof in seine Diöcese heimkehrte; das Reisegeld mußte er borgen.

Während seiner Abwesenheit hatte der König seinen Sohn zu seinem Nachfolger salben lassen; das Recht der Salbung stand aber nach dem Herkommen dem Erzbischofe von Canterbury zu; ausdrücklich hatte der Heilige unter Androhung des Bannes die Bischöfe Englands gewarnt, dieses Recht nicht anzutasten. Dennoch war es geschehen; Papst Alexander aber hatte die Prälaten, die solches gethan, gebannt und die Bannbulle dem Erzbischofe übersendet. Die Schuldigen versuchten es, dem heimkehrenden Erzbischofe die Bulle mit Gewalt zu entreissen. Thomas hatte die Absicht, des Friedens wegen sie zu unterdrücken; jetzt aber, von ihrem böswilligen Vorhaben unterrichtet, sandte er die Bannbullen durch einen Boten voraus, und dieser übergab sie den Prälaten in Gegenwart vieler

Zeugen. Diese übereilte Maßregel hatte die schlimmsten Folgen. Die drei Prälaten beklagten sich hierüber bei dem Könige und reizten seinen Zorn dergestalt wider Thomas auf, daß er aller Besonnenheit vergessend in höchstem Grimme ausrief: „Ist denn unter den Feigen, die mein Brod essen, nicht Einer, der mich von diesem unruhigen Priester befreien will?

Mit diesen Worten hatte der König dem Erzbischofe das Todesurtheil gesprochen. Unter dem Jubel des Volkes hatte Thomas in Canterbury seinen Einzug gehalten, aber bald erkannt, daß ihm Böses bevorstünde; man drohte ihm, man mißhandelte seine Leute, hielt seine Lebensmittel an; zu Weihnachten predigte er das letzte Mal, und verkündigte ahnend seinen nahen Tod. Vier Tage darauf kamen vier Ritter, welche die Zornesworte des Königs gehört und sie als eine Aufforderung zum Morde ausgelegt hatten, zu ihm, und verlangten unter furchtbaren Drohungen, er solle die drei Gebannten lossprechen. Unerschütterlich erwiederte ihnen der Heilige, er hätte die päpstlichen Schreiben mit Erlaubniß des Königs bekannt gemacht; der Fall mit dem Erzbischofe von York sei dem Papste vorbehalten, die beiden andern Prälaten wolle er lossprechen, sofern sie sich der kirchlichen Buße unterzögen. Unter erneuerten Drohungen verließen die Ritter den Erzbischof; dieser aber begab sich in die Kirche, gefaßt zu sterben; es war bereits dunkel, nur ein Diener bei ihm. Betend kniete Thomas am Altare des heiligen Benedict; da traten die Ritter zu ihm und begehrten auf's Neue die Lossprechung der Bischöfe. „So lange sie nicht Genugthuung leisten — nicht," antwortete der Primas. „So stirb denn!" schrieen die Wüthenden und schlugen nach ihm. Als Thomas sein Blut über das Gesicht herabtröpfeln fühlte, neigte er das Haupt und sprach: „In Christi Namen und zu Seiner Kirche Vertheidigung bin ich bereit zu sterben." Unter wiederholten Streichen und empörenden Mißhandlungen der Mörder hauchte er die standhafte Seele aus (1170).

Mit Entsetzen hörte König Heinrich die gräßliche That; drei Tage schloß er sich in sein Gemach ein, verschmähte alle Nahrung, jeden Besuch und jede Bedienung. Erst am vierten Tage konnten seine Räthe zu ihm gelangen. Alsobald wurden Ge-

sandte an Alexander abgeordnet, seinen Zorn zu besänftigen und die Unschuld ihres Herrn zu bezeugen. Der Papst war durch den Mord des Primas auf das Heftigste erschüttert und wollte anfänglich die Gesandten nicht vor sich lassen. Am Donnerstag vor Ostern hörte er sie und bestellte zur Untersuchung seine Legaten in Frankreich, die Cardinäle Theodin und Albert. Da reinigte sich der König durch einen Eid von der wissentlichen Theilnahme an dem Morde; er gelobte binnen drei Jahren das Kreuz zu nehmen, 200 Ritter zur Vertheidigung des gelobten Landes zu halten und die Freiheiten der Kirche in Zukunft nicht mehr anzutasten.

So war Thomas Tod der Triumph seiner Sache. Papst Alexander sprach ihn heilig, und wohl an 100,000 Pilger wallten alljährig zu seinem Grabe nach Canterbury. Am 10. Juli 1174 zog auch König Heinrich tief gebeugt dahin. In seinem Lande wüthete der Bürgerkrieg so schrecklich, daß man die Priester am Altare und die Kinder in der Wiege erstach. Seine Söhne hatten sich wider ihn empört, seine Gemahlin ihn verlassen und von allen Seiten bedrohten ihn die Feinde und die rebellischen Barone. In einiger Entfernung von der Stadt stieg er vom Pferde, legte ein Bußgewand an und ging barfuß der Stadt zu; man sah, daß seine Füße bluteten. Er trat in die Kirche, stieg in die Gruft und warf sich vor dem Grabe nieder. Der Bischof von London aber betheuerte dem versammelten Volke, es sei der König schuldlos an dem Morde des Heiligen. Vierzehn Stunden lang lag Heinrich auf dem Grabe des heiligen Martyrers ohne Speise und Trank und bekannte seine Sünden. Dann ließ er sich des andern Tages mit Geißeln züchtigen und wohnte mit Andacht einer Messe zu Ehren des Heiligen bei. Nun stieg der König frohen Herzens wieder zu Pferde und ritt nach London, wo ihn in Folge der Anstrengung ein Fieber befiel, das ihn fünf Tage im Bette hielt. Da kam in der fünften Nacht seiner Krankheit ein Bote von Rudolf von Glanville, seinem Feldherrn wider die Schotten, und brachte dem Könige die Nachricht von der Niederlage der Schotten und der Gefangenschaft ihres Königs. Frohlockend bemerkte Heinrich, dieser glorreiche Sieg sei an demselben Morgen erfochten worden, an dem er

sich reuig und versöhnt von dem Grabe des heiligen Thomas erhoben. Auch seine Söhne wurden wieder mit dem Vater vereinigt und der Friede segnete auf das Neue sein Reich.

IX. Kapitel.

Der heilige Franziscus und sein Orden.
(1182—1226.)

Die Armuth Jesu und Seiner Heiligen predigte zu jener Zeit in Wort und ein Beispiel wunderbarer Mann, der heilige Franziscus.

Seltsam ist es, daß dieser ganz der Armuth lebende Gottesmann der Sohn eines reichen Kaufherrn, Peter Bernardone Moriconi, zu Assissi, einem Städtlein in Umbrien, war. Pica, seine Mutter, gebar ihn, wie es heißt, in einem Stalle auf Stroh (**1182**), als ob er bei der Geburt schon seinem göttlichen Meister in der Armuth ähnlich werden sollte. Pica erzog mit der ganzen Liebe und Wachsamkeit eines frommen Mutterherzens ihr Söhnlein; Franz wuchs heran; er war ein lebhafter Knabe, der gerne mit lustigen Leuten umging, ohne jedoch auszuschweifen wie sie. Immer hatte er ein zärtliches Mitleid für die Armen und als er einstmal einem Armen, der ihn um Gotteswillen um eine Gabe ansprach, wider seine Gewohnheit das Almosen versagte, ergriff ihn eine bittere Reue, so daß er weinend gelobte, keinen Armen abzuweisen, so lange er noch etwas hätte. Ein Jahr lang hielten ihn die Bürger von Perugia, die Feinde Derer von Assissi, gefangen; als er loskam, ward er von einer tödtlichen Krankheit befallen; er genas, aber die alte Fröhlichkeit war verschwunden und wollte nicht wiederkehren. Er kaufte sich Waffen und wollte in das Feld ziehen; doch schon zu Spoleto wandte er um und feierte mit seinen Freunden das Wiedersehen bei einem Mahle. Aber Allen fiel sein Ernst auf; es fragte ihn Einer, ob er wohl einer Geliebten gedenke, und hastig erwiederte er: „So ist es; ich habe eine Braut, adelicher, schöner, reicher, als ihr jemals eine gesehen habt.“

Und diese Braut, die er mit heißer Inbrunst liebte, war

die Armuth Jesu. Ihr wollte er leben, und kein Bitten, kein Spott, keine Drohung konnte ihn davon abwendig machen. Alles, was er besaß, gehörte den Armen; für sie bettelte er Thür für Thür, für sie arbeitete er wie ein gemeiner Handlanger bei Kirchenbauten, er hungerte und durstete, um sie zu erquicken — dieß Alles aus Liebe zu Dem, Der für uns arm geboren, arm gelebt und nackt am Kreuze gestorben. „Du liebe Armuth, sprach er, wie niedrig auch nach dem Urtheile der Menschen deine Herkunft ist, dennoch schätz' ich dich über Alles, seitdem sich mein Herr und Meister mit dir vermählet hat!" — Er wallte nach Rom, theilte sein Geld zwischen den Kirchen und Bettlern; als er keinen Pfennig mehr hatte, gab er einem Armen sein Kleid, zog dafür dessen Lumpen an und bettelte für die Armuth in den Straßen Roms. Dafür erklärten ihn die Meisten für einen Narren: bei der Rückkehr nach Hause sperrte ihn der Vater ein, die Mutter aber half ihm zur Flucht. Nach wenigen Tagen, die er in einer Höhle zugebracht hatte, kam er wieder und erklärte dem Vater geradezu, er könne nicht anders handeln und leide Alles freudig um Jesu willen. Erzürnt führte ihn dieser zu dem Bischofe der Stadt und verlangte von ihm, daß er in dessen Gegenwart auf sein Erbtheil verzichte. Franz zeigte sich hiezu bereit, zog seinen Rock aus und sprach: „Da ich keinen Vater mehr auf Erden habe, so kann ich mit desto größerer Wahrheit beten: Vater unser, der Du bist in dem Himmel!" Nun stieß ihn sein Vater aus dem Hause; er aber zog, der Armuth und der Abtödtung lebend, zwei Jahre im Eremitengewande umher, litt und schwieg. Die Benediktiner von Monte Subiaco schenkten ihm das Kirchlein „Maria von den Engeln," Franz stellte es her und nannte es sein Portiuncula (Antheil): hier war sein Lieblingsaufenthalt. — Als er einst das Evangelium von der Aussendung der Jünger Jesu, ohne Gold und Silber, ohne Rock und Tasche, hörte, rief er frohlockend aus: „Das ist's ja, wornach ich mich sehne! was ich von Herzen verlange! Augenblicklich warf er seinen Geldbeutel, Stab und Schuhe von sich, zog ein grobes Gewand von grauer Farbe an, umgürtete sich mit einem Stricke und predigte allenthalben die Buße. An diesem Tage ward der Orden der min-

dern Brüder gestiftet; Franz nahm zwölf Genossen an und beschloß mit ihnen das arme demüthige Leben Jesu und der Apostel zu führen, und gleich ihnen der Welt das Evangelium zu verkündigen. Die Zahl seiner Söhne wuchs; eine Kutte mit einer Kapuze und einem Stricke als Gürtel war ihre Kleidung.

Allein diese Verbrüderung bedurfte zu ihrem Bestehen den Segen des Papstes. Bittend trat Franz zu Innocenz III. „Wer wird euch den nöthigen Unterhalt geben?“ fragte der Papst. „Ich vertraue auf meinen Herrn Jesus Christus; Der uns Ruhm und Leben verheißen hat, wird uns auch hier des Körpers Nothdurft nicht versagen!“ war die Antwort des Heiligen. Gerührt durch dieses so herrliche Gottvertrauen gewährte Innocenz die Bitte. „Gehet mit Gott, liebe Söhne! und wie Er euch zu erleuchten geruhen wird, so prediget Allen die Buße. Wenn aber der Allmächtige euch an Zahl und Gnade vervielfältigt, so berichtet uns, und wir wollen euch noch Größeres bewilligen.“ Auf den Knieen gelobte Franz dem heiligen Vater Ehrfurcht und Gehorsam.

Nun sandte Franz die Brüder aus in alle Welt; ihre Begleitung war der Segen Gottes und die Armuth. Allem Besitze, sei es Geld oder Liegenschaft, sollten sie entsagen und nicht einmal ein gemeinsames Eigenthum haben, sondern vom Almosen und Betteln leben. „Die Armuth, sagte der Heilige, ist Christi Braut und Freundin, ist die Wurzel, der Grundstein, die Königin aller Tugenden. Wenn die Brüder von ihr lassen, so ist der ganze Bund aufgelöst; wenn sie aber fest daran halten und der Welt ein Musterbild und Beispiel geben, so wird die Welt sie ernähren.“ Jetzt schien in überströmendem Maße die Gnade Gottes ihn zu verherrlichen und mit der Fülle ihrer Gaben zu schmücken. Mit wunderbarer Gewalt rührte sein Wort die harten Herzen; sein Beispiel erschütterte die Trägen und staunend blickte die Welt auf den Heiligen, dessen ganze Gestalt an die Apostel erinnerte, der, wie sie, Wunder wirkte und gleich den Propheten in den herrlichsten Gesängen Gott lobte und pries. Die Natur und ihre Geschöpfe selber schienen ihn zu kennen und ihm zu gehorchen. Freilich, so wie Franz hat Keiner die Natur aufgefaßt, so

Keiner sie geliebt. Alle Geschöpfe liebte er in Gott, Der ja Aller Vater ist; darum ging er in herzlicher Liebe mit den Thieren, den Vögeln, den Blumen um, nannte sie Brüder und Schwestern, redete mit ihnen; sie verstanden ihn, sie antworteten ihm in ihrer Weise, liebkosten ihn und folgten, auch die wildesten, seinem Worte, als dem Worte des sündereinen und darum auch der Erde und ihren Geschöpfen gebietenden Lieblinge Gottes.

Zu Seiner Ehre wollte Franz zweimal nach Spanien, nach Syrien und Egypten. Voll begeisterten Muthes trat er vor den Sultan von Marocco, predigte ihm den Gekreuzigten und erbot sich zur Bestätigung der Wahrheit seiner Lehre einen angezündeten Scheiterhaufen zu besteigen. Dasselbe sollten auch einige saracenische Geistliche thun und der Sultan würde dann sehen, wen Gott schütze. Der Sultan erstaunte; lehnte aber die Probe ab und ließ den Heiligen unter sicherem Geleite zu den Christen bringen. Traurig, daß ihm die ersehnte Martyrerkrone nicht geworden, ging Franz nach Italien zurück und lebte, wie früher, zu Portiuncula, den Uebungen seiner Andacht und der Leitung seines mehr und mehr heranwachsenden Ordens. Zu Portiuncula, so wird berichtet, erschien ihm der Herr, und gewährte auf sein Bitten allen Denen vollkommenen Ablaß, welche bußfertig nach Empfang der heiligen Sakramente sein Kirchlein besuchten. Dieß ist der große Ablaß von Portiuncula; späterhin ward er auf alle Kirchen der Christenheit ausgedehnt; für alle Jahre und Zeiten gilt er, doch nur für einen Tag. — Immer höher stieg das Ansehen des Heiligen bei dem Volke; man läutete die Glocken, sobald er die Stadt betrat, man streute Blumen auf die Straßen, durch die er wandelte. Im Jahre **1219** hielt er das erste Capitel seines Ordens zu Assissi; es erschienen an fünftausend Brüder; Honorius **III.** ertheilte ihnen die Erlaubniß, überall zu predigen und Beicht zu hören. Und nicht blos durch schnelles Wachsthum und Zahl der Mitglieder zeichnete sich der Orden aus, noch mehr durch den Geist, der ihn belebte; in ihnen sah man den ursprünglichen Zustand der Kirche wieder hergestellt; Armuth, Demuth, Eifer, Reinheit und Erfüllung der Gebote Christi war bei ihnen zu finden. Jedermann schätzte sich glücklich, wenn

sie bei ihm Herberge oder ein Almosen nahmen; selbst Saracenen bewunderten ihre Vollkommenheit, nahmen sie auf, und theilten ihnen gerne mit, was sie bedurften. Solches Zeugniß gaben ihnen ihre Zeitgenossen.

Als nun Franz sein Werk so herrlich gedeihen sah, gab er Gott die Ehre, sich aber nahm er die Würde eines Obern, um ganz dem Heilande in Ruhe leben zu können. Als Einsiedler am Berge Alverno brachte er seine letzten Tage zu. Hier war es, wo, nach der Erzählung des heiligen Bonaventura, am Feste der Kreuzerhöhung ein Seraph dem Heiligen erschien; der Engel hielt zwischen seinen Flügeln das Bild des Gekreuzigten, und drückte ihm an Händen, Füßen, und an der Seite die Wundmaale Jesu ein. Franz in seiner Demuth verbarg sie bis zu seinem Tode. Von nun an war zwischen ihm und dem Heilande die innigste Vereinigung, Seine Liebe, Sein Leben, Sein Leiden und Sterben der einzige Gegenstand seiner Betrachtung. Kurz vor seinem Ende verlor er auch das Augenlicht der vielen Thränen halber, welche ihm der Schmerz über die Sünde und sein heißes Sehnen nach Jesu auspreßte. Am 4ten October 1226 im fünfundvierzigsten Lebensjahr ging er zu Gott. Das Antlitz zum Himmel gewendet, nur mit einer Leinwand und dem Bußgürtel bekleidet, auf den nackten Boden der Portiunculakirche hingestreckt, entschlief dieser Engel im Fleische, frohlockend mit den Worten: „Führe, o Herr! aus dem Kerker meine Seele, damit ich preise deinen Namen; die Gerechten warten mein, bis Du mir wohlthust."

Im Jahre 1228 begab sich Papst Gregor IX. selber nach Assissi an die Ruhestätte des wunderbaren Mannes, um ihn selber in die Zahl der Heiligen zu versetzen. Alle früheren Heiligsprechungen waren im geheimen Rathe der Cardinäle erfolgt, diese war die erste, welche öffentlich geschah. Zwei Jahre darauf ward seine Leiche feierlichst beerdigt; die Bürger von Assissi drängten die Ordensbrüder weg, und trugen sie auf ihren Schultern zu Grabe; doch der Ort, wo der Heilige ruhte, war ein Geheimniß. Erst 1820 ward auf Befehl des Papstes Pius VII. in der Kirche von Assissi nach dem theuern Schatze gegraben; nach zweiundfünfzigtägiger Arbeit fand man von einem eisernen Gitter umgeben, ein menschliches Gerippe in einem

steinernen Sarge, von welchem ein lieblicher Geruch ausging; eine genaue Untersuchung und die dabei gewirkten gerichtlich bestätigten Wunder ließen keinen Zweifel, daß selbes das Skelet des Heiligen sei.

Die heilige Clara.

Was dem heiligen Benedict seine Schwester Scholastica gewesen, das ward dem heiligen Franz Clara, eine edle Jungfrau seiner Vaterstadt. Wie er, opferte auch sie Alles, Reichthum und Schönheit, Wohlleben und Verwandtschaft, und gelobte nach der Regel des Heiligen, sich dem Dienste Jesu und Seiner Armuth zu weihen. — Auch Agnes, ihr Schwesterlein, nahm das rauhe Gewand und das strenge Leben. Bald erscholl auch ihr Ruhm; Jungfrauen eilten herbei, Reiche verließen ihre Häuser, und begaben sich zu ihnen nach Portiuncula. Nach dem Willen des heiligen Franz übernahm Clara ihre Leitung, und so entstand der Orden der Clarissinnen oder der armen Frauen. Sie war eine würdige Schwester des heiligen Franz, voll glühender Liebe zu Jesus, voll Eifer, die Seelen zu retten, arm im Geiste, wie er. Nachdem sie achtundzwanzig Jahre auf einem Strohsacke die bittersten Schmerzen mit Geduld und Freudigkeit gelitten, starb sie den 11ten August 1253. Arm hatte Clara auf Erde gelebt, arm war sie gestorben; aber herrlich, wie nicht leicht das Begräbniß eines Heiligen, war ihre Beerdigung. Die Beisetzung ihrer Leiche — sie ward nach Assissi gebracht — glich einem Triumphzuge. Papst Alexander IV., Cardinäle, Bischöfe und Prälaten, Herren von hohen und niederm Stande, und eine zahllose Menge Volkes gaben ihr das Geleite, und bald erklärte der Papst Namens der Kirche öffentlich, daß sie in Clara eine Heilige verehre.

Die Franziscaner.

Die heilige Armuth, wie sie Franciscus in Wort und That lehrte, ward schon zu seinen Lebzeiten und mehr noch nach seinem Tode von einigen Brüdern milder gedeutet. Diese nannte man Conventualen, in Teutschland auch Minoriten (Conventual-Minoriten) im engsten Sinne des Wortes; sie tragen Strümpfe und Schuhe, kleiden sich in schwarzes Tuch, und

erlauben sich auch einiges gemeinsame Eigenthum. Die Eifrigen waren aber mit solcher Milderung unzufrieden, und es kam zwischen ihnen und den Conventualen zu lang andauernden Streitigkeiten, welche mehr als einmal die Entscheidung des Papstes nothwendig machten. Im Jahre 1363 stellte der heilige Paulus bei Foligno die Regel des heiligen Franz in ihrer ganzen Strenge wieder her. Diejenigen, welche sich ihr unterwarfen, heißen Observanten, auch Franciscaner im engern Sinne; sie wollen die Armuth strenge beobachten, keine Güter in Conventen besitzen und ausschließlich vom Almosen leben. Ihre Regel ward 1415 auf der Kirchenversammlung zu Constanz bestätigt. Die strengsten Observanten sind die Alcantariner, im sechzehnten Jahrhunderte vom heiligen Petrus von Alcantara gestiftet. Seit 1517 (unter der Regierung Leo X). ist der General der Observanten zugleich auch der General der Minoriten. Doch wählten auch diese ein Oberhaupt, das jedoch nur den Namen General-Magister führen durfte. So kamen an 30000 Minoriten unter dem Observanten-General zu stehen. Aber bald zeigte sich die Schwierigkeit eines solchen Regimentes; deßhalb verglich sich noch bei Lebzeiten Leo X. der General der Observanten mit dem General der Minoriten, daß er keine Amtsgewalt über die Minoriten ausüben wollte, und unter Pius IV. hießen beide wieder Minister.

An Strenge übertreffen die Capuziner alle Zweige des Ordens des heiligen Franz. Dreihundert Jahre nach dem Tode des Stifters bildete Matthäus von Bassi die Congregation der Capuziner; sie haben einen eigenen General.

Endlich besteht noch eine eigene Regel für die sogenannten Tertiarier, d. h. für weltliche Personen beiderlei Geschlechtes, die in der Welt leben und vom Orden des heiligen Franz nur einzelne Andachtsübungen und Abtödtungen annahmen.

Zahlreich und weit verbreitet sind die Söhne des heiligen Franz. Im Anfange des 18ten Jahrhunderts hatten die Conventualen 36 Provinzen und an 14281 Religiosen in 952 Klöstern. Die Hauptprovinz ist die des heiligen Franciscus, die seraphische genannt, und zählt 20 Convente. Das Kloster zu Würzburg, 1221 gegründet, ward 1840 von König Ludwig von Bayern mit dem Hospitium zu Schönau wieder her-

gestellt und fünf Jahre darnach auch das Kloster Oggersheim gegründet. Die Anzahl der Conventual-Minoriten mag sich dermalen auf 3000 belaufen; sie haben ausgezeichnete Gelehrte in der Theologie, den schönen Künsten und Wissenschaften. Der Sitz des Generalministers der Observanten ist zu Rom, im Convente **Ara Cœli**; zu Rom ist auch ein Kloster der Alcantariner, die aschgraue Habite tragen. In Sicilien haben die Observanten 300, in der Türkei 36 Klöster. Sie bewachen das heilige Grab zu Jerusalem, wo sie 40 Mönche zählen, aber jetzt sehr bedrängt werden, nicht so fast durch die Araber, als durch die Griechen. In Bayern zählen sie 24, in Preußen und Hessen 6, in Oesterreich 122 Klöster, wo sie außer dem noch 122 Pfarreien versehen; in Polen 3. Ihre Gesammtzahl auf der ganzen Erde wird auf 14000 Mitglieder angegeben.

Und groß, wie ihre Zahl, sind auch ihre Verdienste um die Kirche. Auserlesene Männer und Frauen, voll Liebesglut und Heiligkeit erstanden unter ihnen, und die berühmtesten Gelehrten zählen zu ihnen. Der heilige Bonaventura, Alexander von Ales, Johannes Duns Scotus, Roger Baco, der gefeierte Bußprediger Anton von Padua, die Päpste Nicolaus VI., Alexander V., Sixtus IV., Sixtus V., Clemens XIV. gehören dem Orden des heiligen Franciscus an. Unendlich Viel hat er für die Bekehrung der Ungläubigen, namentlich der Wilden, gethan und Viele seiner Mitglieder haben die Krone des Marterthums errungen.

Der hl. Bonaventura.

Im Jahre 1221 ward der heilige Franciscus zu Johann, dem vierjährigen Söhnlein des Johann Fidenza zu Bagnarea, gerufen. Es war krank, und jeden Augenblick fürchteten die betrübten Eltern sein Verscheiden. „O betet für unser Kind, flehte die zärtliche Mutter, daß der Herr ihm das Leben lasse! Und so ihr es durch euer Gebet errettet, so sei es euch geschenkt!“ Der Heilige neigte sich betend über Johannes; und Gott erhörte sein Gebet, und alsbald genas er. Da rief Franciscus zur Mutter: „O **buonaventura**, o glückliche Begebenheit!“ Von nun an blieb der Name Bonaventura dem Knaben, eine schöne Vorbedeutung — denn in der Folge ward der so wun-

derbar Geheilte ein Glück für seine Eltern, die sich beglückt fühlten, ein solches Kind geboren zu haben; ein Glück für die Menschen, die er durch seine engelgleiche Frömmigkeit erbaute, durch seine tiefe Wissenschaft belehrte; ein Glück für den Orden des heiligen Franciscus, der sich im Besitze eines so vollkommenen Gliedes hochgesegnet hielt. Franciscus schien dem Knaben nicht blos die Gesundheit, sondern auch seinen Geist mitgetheilt zu haben; denn Bonaventura wuchs heran, in jeglicher Tugend eifrig, voll Liebe zu dem Heilande und voll Lust zur wahren Wissenschaft. Mit zwanzig Jahren trat er, das Gelübde zu erfüllen, das die Mutter gleichsam in seinem Namen gemacht, in den Orden des heiligen Franciscus, den er, seitdem er durch ihn die Gesundheit erhalten, als zweiten Vater geehrt hatte. Dann sandten ihn die Obern desselben nach Paris, um seine herrlichen Anlagen zur Ehre Gottes und zum Nutzen der Kirche weiter auszubilden. Hier traf er den heiligen Thomas von Aquin. Bald liebten sich die edlen Jünglinge wie treue Brüder, und die Freundschaft, welche die Stifter ihrer Orden Dominicus und Franciscus umschlossen hatte, verband auch ihre beiden Söhne. In dieser Freundschaft wetteiferten sie miteinander, Gott zu ehren und vollkommener zu werden. So rein war die Seele des Heiligen, so Herr über jede Regung, daß sein Lehrer öfters äußerte, es scheine nicht, daß Bonaventura in Adam gesündigt hätte. Bei aller Demuth und Abtödtung leuchtete auf seinem Antlitze eine stille innige Heiterkeit, der Abglanz des Friedens in seinem Innern. Alle Wissenschaft holte er vom Kreuze. „Da ist die Quelle, sprach er einstmals zu seinem Freunde Thomas, auf das Kreuz weisend, aus der ich mein Wissen schöpfe. Ich lerne Jesum, und zwar Jesum den Gekreuzigten.“ Nachdem Bonaventura die Priesterweihe empfangen, erhielt er den Ruf öffentlich zu lehren. Er und Thomas sollten nun sich um die Doktorwürde bewerben; jetzt entstand ein Streit der Liebe und Demuth; Jeder wollte dem Andern den Vorrang zugestehen; Bonaventura siegte; sein Freund empfing vor ihm den Doktorgrad.

So lehrte Bonaventura, daß er den Namen des seraphischen Lehrers erhielt. Die Liebe Gottes war ihm das Höchste für alle vernünftigen Geschöpfe. Erst fünfunddreißig Jahre

alt, ward er zum allgemeinen Obern seines Ordens gewählt. Mit heiligem Ernste stellte er die Liebe und Eintracht unter den Brüdern wieder her, und belebte in ihnen den Geist des glorreichen Stifters. Darauf ernannte Papst Clemens IV. den Heiligen zum Erzbischofe von York; aber mit Thränen bat dieser um Enthebung von dieser Bürde; doch die Ernennung zum Cardinal und zum Bischofe von Albano konnte er nicht ablehnen. Gregor X. berief ihn zum Concil nach Lyon (1274), wo er, des heiligen Geistes voll, die Griechen von der Wahrheit der katholischen Lehre überzeugte, aber bald tödtlich erkrankte. Der Papst selber ertheilte ihm die heilige Oelung. Das Auge unverwandt auf das Kreuz gerichtet, entschlief er in dem Herrn den 15. Juli 1274. Der Papst und das Concil geleiteten seine Leiche zum Grabe, und betrauerten mit Thränen den Verlu st des größten und besten der Söhne des heiligen Franciscus.

X. Kapitel.

Der heilige Dominicus und seine Stiftung.

Mit Franciscus im innigsten Bunde, voll Glut und Liebe wie er, wirkte ein anderer Apostel, der heilige Dominicus. Ihre Zeit litt vornämlich an zwei Uebeln, einerseits an Rohheit und Ueppigkeit, anderseits an Unwissenheit in den Dingen des Heiles, weßhalb die Irrlehrer nur zu leicht Eingang fanden. Dem ersten Uebel suchte Franciscus durch Uebernahme gottseliger Demuth und Armuth zu wehren; den Unwissenden kam Dominicus zu Hilfe und predigte ihnen mit wunderbarer Kraft die reine Lehre des Heiles.

Dominicus war das Kind edler Eltern, des Felix von Gusmann und der Johanna von Aza, die ihn zu Calorga in Altcastilien im Jahre 1182 geboren. Im siebenten Jahre seines Alters ward er der Pflege eines priesterlichen Oheims übergeben und dort zu allem Guten in Liebe und Demuth erzogen. Zehn Jahre widmete sich der hoffnungsreich aufblühende Jüngling zu Valencia der Wissenschaft, und betete und

arbeitete für seinen Gott. Wie sehr die Liebe sein Herz erfüllte, bezeugt, daß er zur Zeit einer Hungersnoth seine Bücher verkaufte, eine arme Frau zu nähren; ein andersmal wollte er sich selber als Sklave verkaufen, um den Bruder einer weinenden Frau aus der Gefangenschaft der Mohren zu erlösen. Der Bischof von Osma weihte ihn zum Priester und gab ihm ein Canonicat an seiner Kirche. Dominicus ward der Liebling dieses frommen Bischofs und begleitete ihn nach Dänemark, als ihn König Alphons von Castilien dahin sandte, um für seinen Sohn am Königshofe eine Braut zu werben. Auf der Rückreise besuchten sie Rom und empfingen den Segen des Vaters Innocenz III. Heimkehrend nach Castilien wanderte Dominicus zum zweitenmale durch Südfrankreich, welches damals von der Ketzerei der Albigenser und Waldenser angesteckt war. Was Dominicus hier sah und hörte, das Elend und der Fluch der schändlichsten Ketzerei, durchschnitt ihm das Herz; diesen Jammer konnte er nicht sehen, ohne den festen Vorsatz zu fassen, nach Kräften ihm abzuhelfen, und die Seelen derjenigen zu erretten, welche in die schrecklichsten Irrthümer und gräulichsten Sünden sich verirrt hatten. Als ein anderer Augustinus ward er berufen, gegen die Waldenser und Albigenser, diese neuen Manichäer, aufzutreten.

Die Waldenser haben ihren Namen von Peter Waldus, einem reichen Kaufmanne zu Lyon; dieser theilte sein Vermögen unter die Armen aus und hielt ihnen Betstunden. Als der Erzbischof von Lyon ihm dieselben untersagte, kündigte er ihm den Gehorsam auf, wie alle Ketzer vorwendend, man müsse Gott mehr als den Menschen gehorchen. Er und seine Anhänger läugneten, daß die katholische Kirche die wahre Kirche Jesu sei; sie verwarfen alle Sacramente, die Taufe und Eucharistie ausgenommen, welche letztere jedoch keineswegs den wirklichen Leib des Herrn enthalte; einem sündhaften Priester sprachen sie alle geistliche Gewalt ab, und erklärten Fegfeuer, Ablaß, Gelübde, die Verehrung der Bilder, die heilige Messe, die Eide, den Gehorsam gegen weltliche und geistliche Obrigkeiten für lächerliche Dinge; mit kecker Stirne excommunicirten sie die Fürsten und ihre Beamten als öffentliche Sünder, — natürlich, denn die Gerechten waren bloß sie.



Aehnliche noch gräulichere Grundsätze bekannten die Albigenser, also genannt von der Stadt Albi, wo sie besonders zahlreich waren. Wie die Manichäer nahmen sie ein gutes und böses Wesen an, verwarfen das alte Testament als ein Werk des Teufels und läugneten die Unsterblichkeit der Seele. Ferners bestritten sie den freien Willen des Menschen, sogar Gottes, erklärten die Ehe für sündhaft, gestatteten jedoch die schändlichste Unzucht. Schmerzvoll und entsetzt rief Innocenz III. aus: „Sie sind ärger, als die Saracenen!" Und mit Recht! Solche Lehren hätten Kirche und Staat zu gleicher Zeit vernichtet; sie hätten das Menschengeschlecht auf Erden vertilgt und nur die Hölle bevölkert.

Peter's Waldus Jünger zogen predigend umher und unterstützten ihre Lehre durch ein scheinheiliges Leben; schaarenweise lief das Vok ihnen zu und hörte sie mit Begierde an; predigten sie ja Krieg den Reichen, Aufhebung der Steuern und Lasten und jedes Gesetzes. Die Kirchen standen leer, Tausende starben ohne Empfang der heiligen Sakramente. Rainer und Guido, Innocenz's Gesandte, eifrige Priester, boten Alles auf, die Verführten zur Besinnung zu bringen. Umsonst! Bald trotzten die Albigenser in offenem Aufruhr und fanden an Raimund, dem Grafen von Toulouse, einen eben so mächtigen als schlauen Beschützer. Da brannten die Ketzer in wilder Wuth Burgen und Kirchen, Klöster und Schlösser nieder; sie nahmen die heiligen Gefäße aus dem Tabernakel weg, entweihten den heiligsten Leib des Herrn, rissen das Schmuckwerk von den Heiligenbildern und Reliquien ab, um liederliche Frauen damit zu behängen. Priester wurden mit Ruthen und Stockstreichen zu todt geschlagen, viele geschunden, die Bischöfe von ihren Sitzen vertrieben. Im Angesichte des edlen Bischofs von Beziers schwur Graf Raimund, er werde weder die Personen noch die Sachen der Geistlichen verschonen. Ueberall lauerten Meuchelmörder auf die Priester. Zwei Albigenser überfielen den Legaten des Papstes, Peter von Chateauneuf bei St. Gilles; einer stieß ihm die Lanze in die Brust; zum Tode getroffen sagte niedersinkend der Legat zu seinem Mörder: „Möge Gott dir verzeihen, wie ich dir verzeihe!" ermahnte seine Gefährten, ohne Furcht und Rast der Kirche zu

dienen und verschied. Oft hatte Peter geäußert, es würde die Religion nur dann in diesen Gegenden wieder aufblühen, wenn sie mit dem Blute eines Martyrers begossen würde. Dafür sein Blut und Leben opfern zu dürfen, hatte der Mann Gottes brünstig gefleht. Die Mörder flohen zum Grafen von Toulouse und er nahm sie auf. In gerechter Entrüstung sprach Papst Innocenz **III.** den Bann über Raimund aus und rief die Christenheit auf, gegen die Meuchelmörder und Schänder des Heiligsten die Kirche, das Recht und die Sitte zu vertheidigen. Ueberall ließ er das Kreuz predigen und die Völker ermahnen, durch Gebet und Gaben die Sache Gottes zu unterstützen. Zahlreiche Schaaren sammelten sich auf diesen Ruf. Jetzt ward es dem Grafen Raimund bange; er suchte Aussöhnung mit der Kirche und sie ward ihm unter der Bedingniß gewährt, die Ketzer von seinem Gebiete zu vertreiben, den Juden die öffentlichen Stellen und Aemter abzunehmen, den Schaden, welchen er den Kirchen und Aemtern zugefügt, gut zu machen und die vertriebenen Bischöfe von Carpentras und Vaison wieder einzusetzen, ferners über die Sicherheit der Straßen zu wachen, keine Abgaben zu erheben, die den alten Gebräuchen des Landes entgegen seien und seine Besitzungen von den Räuberbanden zu reinigen. Der Graf beschwur die richtige Erfüllung dieser Forderungen, aber sein Schwur war ein Meineid, es war nur ein unwürdiges Gaukelspiel, als er an der Kirchenthüre von St. Gilles die entblößten Schultern dem Gesandten des Papstes, sie mit Ruthen zu schlagen, darbot, als er mit dem Kreuze bezeichnet sich dem Heere der Kreuzfahrer anschloß.

Dasselbe rückte unter der Anführung des Herzogs von Burgund vor Beziers. Die Stadt ward zur Uebergabe aufgefordert; der ehrwürdige Bischof von Beziers ging zu den Bürgern, die ihn vertrieben hatten, und bat sie mit Thränen in den Augen, von dem fruchtlosen Widerstande abzustehen. Die Verblendeten riefen ihm trotzig zu: „Eher zehren wir unsere eigenen Kinder auf, als daß wir die Thore öffnen!“ Nun erstiegen die Kreuzfahrer in wildem Anlaufe die Mauern der Stadt und richteten ein furchtbares Blutbad unter den Hartnäckigen an; darauf nahmen sie Carcassone, und es schien jetzt den Meisten der Kreuzfahrer genug gethan zum

Schutze der Kirche und zur Züchtigung der Ketzer. Die Mehrzahl der Kreuzbrüder ging nach Hause; nur ein kleines Heer unter dem Befehle Simons Grafen von Montfort, eines der tapfersten Ritter der Christenheit, blieb zurück. Da fragte ein Mönch von Cisterz den heiligen Dominicus: „Meister, wird denn dieß Elend kein Ende nehmen?" Dominicus schwieg; aber der Mönch, der wohl wußte, daß der Herr ihm Vieles offenbare, drang auf das Neue in ihn. Endlich sprach Dominicus: „Ja, es werden diese Leiden enden, aber nicht sobald; noch wird das Blut von Vielen vergossen und ein König in der Schlacht getödtet werden." Da meinten sie, er spräche von dem ältesten Sohne Philipp Augusts, des Königs von Frankreich. Doch Dominicus beruhigte sie mit den Worten: „Fürchtet nichts für den König von Frankreich; es ist ein anderer König, der dem Mißgeschicke dieses Krieges erliegen wird, und zwar in kurzer Zeit."

Bald brach der Krieg nur um so furchtbarer aus; Graf Raimund warf die Maske ab und weigerte sich, die Bedingungen zu erfüllen, unter welchen er die Lossprechung vom Banne erhalten hatte. Umsonst mahnte das Concil von St. Gilles (1210), umsonst bot Innocenz III. Alles auf, was Milde und väterlicher Ernst vermochten, den treulosen Raimund zur Besinnung zu bringen. Laut erklärten das Concil von Lavour und mit ihm die Bischöfe von Südfrankreich, es sei die katholische Sache in diesen Gegenden verloren, falls das Geschlecht des ketzerischen wortbrüchigen Grafen noch länger herrsche. Dieser schloß ein Bündniß mit seinem Schwager Peter, König von Aragonien. So mischten sich Leidenschaften, Ehrgeiz der Fürstenhäuser, Gewinnsucht in den Krieg wider Raimund, der an sich so gerecht und nothwendig war. Innocenz III., der den Frevel an der Kirche strafen wollte, aber aller Leidenschaften und unlauterer Absicht feind war, gebot beiden Theilen Ruhe bis zur Ankunft seines Gesandten, der Alles genau und unparteiisch prüfen sollte. Aber schon waren die Würfel des Krieges gefallen. Peter von Aragonien und Raimund hatten sich vereinigt und eilten, den Grafen Simon von Montfort anzugreifen; bei ihrer zehnfachen Uebermacht schien ihnen der Sieg über Simon, der bei Muret stand und blos 800 Reiter und wenig Fußvolk führte, zweifellos. Aber

in der Kirche von Muret lag Domminicus flehend mit den Bischöfen und ihr Gebet galt mehr als ein Heer. Mit unwiderstehlicher Kraft, den Angriff nicht erwartend, brach Simon in die Schaaren der Feinde; eine Zeit lang schwankt der Kampf; da wird Dominicus prophetisches Wort erfüllt. Ein Schwertstreich wirft den König von Aragonien todt vom Pferde. Der Jammerruf und die Flucht der Aragonier riß bald das ganze Heer der Albigenser fort. Bald dringt der Siegesjubel zu den Bischöfen, die in banger Sorge hingestreckt, zu dem Herrn rufen; sie steigen auf die Mauern und sehen die Ebene von den flüchtigen Albigensern bedeckt und diese unter dem Schwerte der verfolgenden Kreuzfahrer stürzen. Inzwischen kehrt Graf Simon von der Verfolgung der Geschlagenen zurück und findet das Schlachtfeld durchschreitend, den Leichnam des Königs von Aragonien, schon ausgeplündert und entblößt auf dem Boden liegen. Alsbald steigt er vom Pferde, küßt weinend das Antlitz des unglücklichen Fürsten, welchen die Vorspiegelungen und die Verwandtschaft mit Raimund zu dem unseligen Kampfe verleitet, und sorgt für ein anständiges Begräbniß. Simon von Montfort gab Gott die Ehre des Sieges, demüthig und barfuß zog er in Muret ein, eilte zur Kirche, um Gott zu danken und schenkte den Armen sein Schlachtroß und die volle Rüstung, die er in der Schlacht getragen.

So war die Kriegsmacht der Albigenser gebrochen, die Macht der Ketzerei aber noch nicht. Das war die Aufgabe Dominicus. Wie ein heiliger Apostel trat er nun zu ihnen, den wahren Frieden ihnen zu bringen. Der Herr hatte ihm alle Gaben der Apostel gegeben, die glühende Liebe, den unbezwingbaren Muth, die Gabe der Sprachen und der Wunder — dazu die ehrfurchtgebietende Gestalt mit dem schönen herzgewinnenden Antlitze, mit den strahlenden Augen und der volltönenden, erschütternden Stimme, durch welche der Geist Gottes sprach. Die Ketzer hatten scheinheilig an dem Reichthume und der Ueppigkeit der Priester und Bischöfe Anstoß genommen; darum ging Dominicus mit bloßen Füßen umher, die armseligste Kleidung that er an, seine Nahrung war die spärlichste, sein Lager oft nur ein hartes Brett. Und erst seine Geduld! Jede Kränkung, allen Hohn ertrug er um Jesu willen zum Besten Derer, die

er bekehren wollte. Die Ketzer beleidigten den Diener Gottes auf jede Weise; man spie ihm in das Gesicht, warf ihn mit Koth und befestigte ihm zum Spotte Strohwische an seinen Mantel. Sogar sein Leben bedrohten sie. Als ihm die Ketzer einmal geradezu erklärten, daß sie auf seinen Tod sännen, sagte er: „Ich bin nicht würdig, als Martyrer verherrlicht zu werden.“ Deßhalb sah man Dominicus allenthalben, auch wo er wußte, daß man ihm nach dem Leben strebte, nicht nur muthvoll, sondern auch heiter und singend einherschreiten. Als er einstmals mit einem Bischof zu einer Zusammenkunft mit den Albigensern gehen wollte, nahmen sie, des Weges unkundig, einen Ketzer zum Wegweiser, den sie für einen Rechtgläubigen hielten. Dieser aber lockte sie aus Tücke in ein Gehölz voll Dornbüschen und stachlichtem Gestrüppe, daß bald ihre Füße verwundet wurden und das Blut an den Beinen herablief. Dominicus blieb ruhig und gelassen; seine Gefährten aber wurden ungeduldig und schmähten auf ihren Wegweiser. Der Heilige aber ermahnte sie, für dieß Leiden Gott zu danken. „Denn habt Vertrauen, liebe Brüder, bat er; der Sieg ist uns gewiß, weil Er uns so gnädig ist, uns unsere Sünden durch unser Blut abbüßen zu lassen.“ Diese Sanftmuth und Heiterkeit in Widerwärtigkeiten rührten den Wegweiser so tief, daß er seine Tücke gestand und den Irrthum abschwur. — Als Dominicus einstmals zu Toulouse einen gefangenen Albigenser zum Tode verurtheilt sah, wies er den Richter zurecht und sprach zu dem Gefangenen: „Ich weiß mein Sohn, daß du lange Zeit brauchen, zuletzt aber doch gerecht und heilig wirst!“ Der Gerettete kehrte zur Kirche zurück und trat später in den Orden des Heiligen.

Solche Größe in der Selbstverläugnung, in Liebe und Leiden erschütterte die Albigenser; schaarenweise kamen sie und baten um Aufnahme in die Mutterkirche. Um die jungen katholischen Mädchen, die durch Geburt und Armuth den Verlockungen des Irrthum ausgesetzt waren, im Glauben zu erhalten, stiftete er zu Prouille, am Fuß der Pyrenäen ein eigenes Kloster, wo auch die Töchter der Neubekehrten Aufnahme fanden. Alle Kräfte bot Dominicus auf, den wankenden Glauben in Südfrankreich zu befestigen; lange Zeit war er fast allein in diesen Gegenden

die Stütze desselben. Da er einsah, daß die Kräfte Weniger zum Unterrichte des verwahrlosten Volkes nicht ausreichten, so beschloß er einen eigenen, ganz der Predigt und dem Unterrichte des Volkes gewidmeten Orden zu stiften. Mehrere treffliche Männer, wie der eben so tugendhafte, als reiche Peter Cellini und der beredte Thomas schlossen sich ihm an und so ward der Grund zu dem herrlichen Orden der Predigerbrüder gelegt. — Für die neue Genossenschaft die Genehmigung und den Segen des Papstes zu erhalten, ging Dominicus nach Rom. Innocenz **III.** nahm ihn liebreich auf, wollte jedoch erst prüfen, ob der Geist Gottes in der neuen Genossenschaft wirke. Hier traf Dominicus mit dem heiligen Franciscus von Assisi zusammen; er hatte ihn in der Nacht vorher im Traume gesehen. Am andern Morgen, man weiß nicht in welcher Kirche, bemerkt Dominicus mit einem Male in einer Bettlerkutte das Gesicht, das ihm im nächtlichen Bilde erschienen war; er eilt auf den Bettler zu, umschlingt ihn im Ergusse heiliger Gefühle mit den Armen und ruft: „Du bist mein Bruder, du wirst mit mir gehen, wir wollen zusammenhalten, und Niemand wird gegen uns bestehen!" Ja selbst eine Verschmelzung beider Orden, der Dominicaner und Franciscaner, schlug Dominicus vor; Franciscus aber lehnte sie aus guten Gründen ab, doch wie Brüder sollten sich ihre Söhne lieben und ein heiliger Bund sie immer vereinigen. Jetzt noch am Feste des heiligen Dominicus holen die Dominicaner die Franciscaner zu sich, halten mit ihnen das Hochamt und das Mahl, an dessen Schlusse sie vereinigt singen: „Der seraphische Franciscus und der apostolische Dominicus haben uns, o Herr, dein Gesetz gelehrt!" Und ebenso begehen die Franciscaner das Fest ihres Ordensstifters in gleich inniger Bruderschaft mit den Söhnen des heiligen Dominicus.

Im Jahre **1217** und **18** ward der Orden der Predigbrüder durch Honorius **III.** bestätigt und nun gedieh und mehrte sich derselbe in aller Welt. Nach allen Seiten sandte der Heilige die Brüder aus und der Geist und der Segen Gottes war mit ihnen. Er selber ließ die Hauptaufgabe seines Lebens, die Bekehrung der Albigenser und die Befestigung des Glaubens in Südfrankreich nie aus den Augen; daran arbeitete er mit unermüdeter Kraft und Liebe bis an das Ende

seines Lebens. Zum Schutze der Kirche und zur nöthigen Ueberwachung der bekehrten Ketzer, — nicht alle unter der großen Menge hatten sich aufrichtig bekehrt — bildete sich die Inquisition. Es war dieselbe für die Neubekehrten eine Anstalt der Liebe. Im Mittelalter wo die Religion die Grundlage jeglicher Staatsordnung war, galt die Ketzerei als ein Staatsverbrechen, und ward mit dem Tode bestraft. Menschen, die nach den Grundsätzen der bereits geschilderten Ketzerei der Albigenser handelten, konnte kein Staat dulden, ohne sich selber das Verderben und gänzlichen Untergang zu bereiten; deßhalb bedrohte er sie mit dem Tode als Feinde seines Lebens. Es suchte nun die Kirche die der Ketzerei überführten Verbrecher zum Glauben zurückzuführen und so dem Arme des weltlichen Richters zu entziehen. Innocenz **III.** sah sich bei dem Ueberhandnehmen der Albigenser, die mit Mord und Brand gegen alles Katholische wütheten, wider seine ursprüngliche Neigung und Absicht: „doch nicht den Weizen mit dem Unkraute auszurotten und die Einfältigen durch übertriebene Heftigkeit verstockt zu machen," genöthigt, schärfere Maßregeln zu ergreifen und verordnete: „Dem der Ketzerei Angeschuldigten sind die Anklagepunkte zur Vertheidigung mitzutheilen; auch muß er die Namen seiner Ankläger kennen und soll selber verhört werden. Zugleich aber wird den Bischöfen zur Pflicht gemacht, jährlich zwei- wenigstens einmal selbst oder durch Stellvertreter ihre Diöcesen zu durchreisen und zwei oder drei bewährten Laien die Erforschung jener der Ketzerei verdächtigen Personen aufzutragen oder die ganze Gegend eidlich zur Beobachtung und Angabe der Ketzer zu verpflichten."

Also entstand die kirchliche Inquisition, die nicht mit der spanischen Staatsinquisition verwechselt werden darf. Zu Inquisitoren nahm man nach dem Auftrage des Papstes der größern Freiheit und Unparteilichkeit halber vornämlich Mönche, zumal Dominicaner. Es ward dieß kirchliche Glaubensgericht von Kaisern und Königen wie Friedrich **II.** und Ludwig **IX.** anerkannt und den weltlichen Behörden die Vollziehung der Aussprüche desselben anbefohlen. Es hat aber diese Inquisition segensvoll für die Aufrechthaltung des Glaubens und der Sitten gewirkt und ist im Ganzen weit mehr

mit Liebe und Milde, als mit Strenge gegen die Angeklagten verfahren. Ein besonderes Mittel, wodurch Dominicus auf die Gemüther der Völker wirkte, war die Einführung des Rosenkranzes. Diese Andacht, so geeignet, die heiligen Geheimnisse des Glaubens dem Gemüthe und Gedächtnisse einzuprägen, die Mutter Jesu zu verherrlichen und so das Volk zu erbauen, hat vornehmlich er verbreitet. Und offenbar war der Segen Gottes mit dieser Andacht. Wo das Rosenkranzgebet von dem Volke mit Liebe aufgenommen ward, da konnte sich die Ketzerei nicht halten. Für solche rastlose Anstrengungen lohnte ihn der Dank der Kirche und mehr noch der Segen Gottes, der seinem Orden zu einer fast wunderbar schnellen und ehrenvollen Verbreitung verhalf. In Bologna und Paris, den ersten Universitätsstädten der Christenheit, erhoben sich Klöster der Predigermönche; Dominicus selber gründete zu Rom die beiden Convente St. Sisto und St Sabina. Aus allen Ländern Europa's strömten Männer jeden Standes nach Rom und verlangten nach dem Kleide des Predigerordens, so daß der Heilige die Freude hatte, noch bei seinem Leben seine Söhne über ganz Europa ausgebreitet zu sehen.

Im Jahre 1220 hielt er das erste Generalcapitel zu Bologna und hier ward einmüthig beschlossen, in Armuth zu leben; deßhalb gehören auch die Dominicaner zu den Bettlerorden. Zu Bologna auf das Pfingstfest des Jahres 1221 war das zweite Capitel angesagt; es war das letzte, worauf der Heilige erschien. Auf einer Reise nach Mailand sagte er im Gefühle des nahen, heißersehnten Todes zu einem seiner Brüder: „Jetzt siehst du mich ganz gesund; allein ich werde noch vor dem Feste der Himmelfahrt Maria's die Welt verlassen.“ Kaum nach Bologna zurückgekehrt, ward er von einem tödtlichen Fieber befallen, und empfing unter heißen Thränen nach abgelegter Generalbeichte den heiligsten Leib des Herrn und die heilige Oelung. Dann sprach er zu seinen Söhnen: Dies, meine geliebte Brüder, ist das Erbe, was ich Euch wie meinen Kindern hinterlasse: habt wechselseitige Liebe, bewahrt die Demuth, bleibt im Besitze der heiligen Armuth!“ So hoch hielt er letztere Tugend, daß er mit dem Fluche Gottes und dem seinigen einen Jeden bedrohte, der es wagen würde, seinen Orden durch Einführung irdischen Besitzes zu beschädi-

gen. Man wollte ihm andere Kleider anlegen; da er aber nur die besaß, die er am Leibe trug, so gab Bruder Moneta einen seiner Leibröcke, ihn zu bedecken. Bruder Rudolph stützte das Haupt des Heiligen und wischte ihm den Schweiß von seiner Stirne; die Brüder weinten in bitterm Schmerze. Er aber tröstete sie liebreich und empfahl sie dem Schutze des Allerhöchsten. Als sie die Todesgebete über ihn sprachen und flehten: „Ihr Engel des Herrn, empfanget seine Seele und traget sie hinauf vor das Angesicht Gottes!" bewegten sich seine Lippen zum letztenmal, seine Hände erhoben sich gegen Himmel und Gott nahm seinen Geist zu sich den 6. August 1221 an einem Freitage zur Mittagsstunde.

Dominicus ist einer der größten Männer der Weltgeschichte, eine ewigstrahlende Zierde der Kirche. Zu den Tugenden gab der Herr ihm die Macht der Wunder. Vor den Augen des Papstes, der Cardinäle und des Volkes von Rom sprach er nach Darbringung des heiligen Meßopfers über Napoleon, den Neffen des Cardinales Stephan, welchen der Sturz vom Pferde getödtet hatte: „Napoleon, ich sage dir im Namen des Herrn Jesu Christi, stehe auf!" Alsbald erhob sich Napoleon, lebendig und vollkommen gesund.

Einer von denen, welcher den Heiligen während der zwölf Jahre seines Apostelamtes in Südfrankreich am besten gekannt hatte und bei seiner Canonisation zu Toulouse als Zeuge vernommen wurde, Wilhelm von Pierre, Abt eines Klosters, schildert ihn also: „Dominicus hatte eine brennende Sehnsucht, Seelen zu retten und sein Eifer in dieser Hinsicht kannte keine Gränzen. Er war ein so rastloser Prediger, daß er bei Tage wie bei Nacht in den Kirchen und Häusern, auf Straßen und auf freiem Felde unaufhörlich das Wort Gottes verkündigte und seine Brüder aufforderte, dasselbe zu thun und niemals von etwas Anderm zu reden, als von Gott. So trat er den Ketzern entgegen, und er widerstand ihnen durch die Predigt, durch geistigen Kampf in Glaubenssachen und in allen möglichen Dingen und Arten. Die Armuth liebte er so sehr, daß er allen Besitzthümern, Meiereien, Schlössern und Renten entsagte, womit der Orden in verschiedenen Gegenden bereichert worden wäre. Seine Mäßigkeit war so strenge, daß er nur

Brod und Suppe genoß, seltene Gelegenheiten ausgenommen, und dann nur aus Rücksicht auf die Brüder und die Personen, welche am Tische waren; denn er wünschte immer, daß die Anderen, so weit nur möglich, Alles im Ueberflusse haben möchten. Ich habe ihn gegen Viele vertraulich reden hören, daß Gott ihm seine jungfräuliche Reinigkeit bewahrt habe. Er verweigerte die Annahme des Bisthums von Conserans und wollte dieser Kirche keineswegs vorstehen, obgleich er rechtmäßig zum Hirten und Vorgesetzten erwählt worden war. Ich habe nie einen Menschen von solcher Demuth gekannt, der jede Herrlichkeit der Welt und was immer sich darauf bezieht, tiefer verachtet hätte. Darum nahm er Unbilden, Verwünschungen, Schmach mit freudiger Geduld und gleichsam als Geschenke von großem Werthe hin. Verfolgungen störten ihn nicht; mit furchtloser Sicherheit schritt er oft mitten durch drohende Gefahren und die Sorge für sich lenkte ihn niemals von seiner Bahn ab. Ja, er streckte sich, wenn ihn der Schlaf überwältigte, zunächst der Straße oder selbst auf derselben nieder und schlief ruhig. An Frömmigkeit übertraf er Jeden, den ich kannte. Sich selbst achtete er für nichts, ja er verachtete sich. Mit zärtlicher Liebe tröstete er die kranken Brüder und ertrug ihre Schwächen mit bewunderungswürdiger Geduld. Wußte er, daß einer unter der Last der Leiden niedergedrückt war, so ermahnte er ihn zur Geduld und ermuthigte ihn auf das Beste. Er liebte die Ordensregel und verwies es denjenigen väterlich, welche sich dagegen vergingen. In allen Dingen, in Rede, Gebärden, Nahrung, Kleidung und Sitten war er den Brüdern ein Beispiel. Niemals sah ich einen Menschen, welchem das Gebet so zur wahren Natur geworden war und der eine solche Fülle von Thränen vergossen hätte. Wenn er betete, so brach er in Ausrufungen aus, die man in der Ferne hörte und man unterschied dabei die flehentlichen Worte: „Herr, erbarme dich des Volkes! was soll aus den Sündern werden?“ Und so brachte er die Nächte zu, schlaflos, weinend und seufzend um der Sünden Anderer willen. Großmüthig, gastfreundlich gab er den Armen gerne, was er besaß. Die Geistlichen liebte und ehrte er, eben so alle Freunde der Religion. Ich habe nie gehört oder wahrgenommen, daß er eine andere

Ruhestätte gewählt hätte, als die Kirche, wenn eine in der Nähe war; fehlte es aber daran, so legte er sich auf eine Bank oder auf die Erde, oder er streckte sich wohl auch auf die Gurte der für ihn bereiteten Bettstelle nieder, nachdem er vorher das Linnenzeug und die Bettkissen weggenommen hatte. Er besaß immer nur ein Gewand und dieß war ganz zusammengeflickt; auch war sein Ordensgewand immer von schlechterem Stoffe, als jenes der Brüder. Sein Herz war den Angelegenheiten des Glaubens und des Friedens innigst ergeben, und er beförderte den einen wie den andern, so viel er ververmochte."

Der Orden der Dominicaner.

Als Dominicus zu Gott ging, war sein Orden bereits fest gegründet und in dem christlichen Europa verbreitet. Das Ordensgebiet ward auf dem zweiten Generalcapitel zu Bologna 1221 in acht Provinzen eingetheilt: in Spanien, das als das Geburtsland des heiligen Stifters den Vorrang haben sollte, Provence, Frankreich, Lombardei, Rom, Teutschland, Ungarn und England. Der Sitz des Generals ward nach Rom verlegt, wo der Orden vier Klöster besitzt. Die Grundlage ihrer Regel ist die des heiligen Augustinus, nach welcher Dominicus während vieler Jahre als Canonicus in dem Capitel zu Osma gelebt hatte, jedoch mit den Abänderungen und Zusätzen, welche der besondere Beruf der Predigermönche nothwendig machte. Dominicus gab den Brüdern die Kleidung, die er selber trug: einen Habit von weißer Wolle, ein leinenes Chorhemd, einen Mantel und eine Capuze von schwarzer Wolle.

In reicher, gesegneter Thätigkeit wirkten die Dominicaner im Geiste ihres Stifters; sie wetteiferten hierin mit dem Bruderorden der Franciscaner und erlangten namentlich auf die höheren Stände einen großen Einfluß. Gelehrsamkeit und Wissenschaften zeichnete die Predigermönche aus und Namen, wie Albertus der Große, Thomas von Aquin, Raimund von Pennaforte, Roland von Cremona, Vincentius Ferrerius, Ludwig von Granada, Tauler und Eck gereichen dem Orden zum hohen Ruhme. Herrliche Verdienste erwarben sich die Predigerbrüder zumal als Missionäre. Der hohe Norden Europa's ward vor-

nehmlich durch sie bekehrt; von Polen aus drangen sie in Rußland und die Mongolei, mit apostolichen Eifer predigend, leidend und sterbend für den Gekreuzigten. *) Amerika, die neue Welt überhaupt, verdankt ihnen unendlich viel. In Mexico, in Peru, auf den Philippinen und China pflanzten sie das Kreuz und die christliche Bildung. Zur Zeit seines höchsten Glanzes und seiner Ausbreitung auf Erden zählte der Orden der Dominicaner 26000 Mitglieder, jetzt etwa 3000, darunter 15 Brüder in Petersburg.

Das Mutterkloster der Dominicanerinen ist das zu Unser lieben Frau von Prouille, in Frankreich, der Hauptsitz Rom, wo sie drei Klöster mit 90 Frauen haben. Die Gesammtzahl derselben beträgt gegenwärtig 12—1300 Frauen. In Bayern besitzt der Orden Häuser in Regensburg mit einem Tochterkloster Nieder-Viehbach-Augsburg mit Donauwörth, Speier und Wörishofen.— Außerdem nahm der Orden der Dominicaner wie der des heiligen Franciscus, Weltleute beiderlei Geschlechtes in seine Genossenschaft unter dem Namen Brüder und Schwestern von der Buße des heiligen Dominicus gleichsam als dritten Orden (Tertiarier) auf, welche die Dominicaner-Farben schwarz und weiß, das Bild der Buße und der Unschuld, tragend, so viel als möglich an dem geistlichen Leben im Sinne des Stifters Antheil nehmen, die Fasttage und Nachtwachen beobachteten und statt der canonischen Stunden eine gewisse Anzahl von Vater Unsern und Ave Maria abbeteten. Könige und Fürsten, Reiche und Arme traten in den dritten Orden des heiligen Dominicus, der Hunderttausende in sich schloß, und hatten großen Gewinn von der Befolgung seiner Satzungen und dem Gebrauche der Abläße und Privilegien, welche die Päpste ihm in reichlichem Masse verliehen.

Der hl. Thomas von Aquino.

Der Größte des Predigerordens ist nächst dem Stifter wohl der heilige Thomas von Aquino. Ihm waren alle Gaben verliehen, welche dauerhaftes Glück und wahre Größe auf Erden zu begründen scheinen, die hohe Geburt und der Reich-

*) Sieh die Geschichte der Missionen.

thum eines erlauchten mit Königen und Kaisern verwandten Geschlechtes, die Anmuth der Gestalt, und endlich Talente, welche mit Denen eines Augustinus wohl verglichen werden können. Für alle diese Gaben dankte Thomas dem Herrn; aber für die höchsten galten sie ihm nicht: als die herrlichste aller Gaben erschien ihm ein Leben in der Liebe, Demuth und Weisheit Jesu. Darnach ging sein heißes Streben, und mit der Gnade des Herrn errang er diese köstlichste aller Gaben.

Thomas war der Sohn Landulfs, Grafen von Aquin, und Theodoras, der Gräfin von Theato, und gegen das Ende des Jahres **1226** geboren. Benedictiner von Monte-Cassino erzogen vom fünften bis zum zehnten Jahre den sinnigen, frommen Knaben, und riethen alsdann den Eltern, ihr hochbegabtes Söhnlein auf eine Hochschule zur weitern Ausbildung zu schicken. So ging denn Thomas nach dem Willen der Eltern nach Neapel auf jene Universität, die sein kaiserlicher Vetter im Jahre **1224** gestiftet. Inmitten der zügellosen Studirenden bewahrte Thomas in Gebet und Wachsamkeit die Reinheit der Seele und den heißen Drang, in Weisheit und Frömmigkeit weiter zu schreiten. Während seine Mitschüler der Lust nachjagten, oblag er dem Gebete und den Wissenschaften. Auch in Neapel suchte er die Armen und theilte Alles, was er hatte, mit ihnen, so, daß ihm selber oft das Nöthige gebrach. Dazumal bewunderte die Christenheit die Tugenden der Söhne des heiligen Dominicus; Thomas fühlte sich getrieben, in ihren Orden zu treten, und trotz alles Widersprechens seiner Eltern nahm er, der innern Stimme folgend, in einem Alter von siebzehn Jahren das Gewand eines Predigermönches. Da eilte die Mutter nach Neapel, ihren Sohn zur Rückkehr in die Welt zu vermögen. Den Kampf mit der geliebten Mutter fürchtend, bat Thomas die Obern, ihn desselben durch Entfernung aus der Stadt zu entheben. Sie sandten ihn nach Paris. Aber zwei seiner Brüder, die im Heere des Kaisers dienten, hatten davon Kunde erhalten; sie hielten den Bruder bei Aqua Pondente an, und brachten ihn zu der Mutter nach **Rocca-Sicca**. Jetzt mußte Thomas den härtesten Kampf, wahrhaft einen Todeskampf bestehen. Alles, was das Ansehen und die Zärtlichkeit einer Mutter, was treue Schwester- und Bruderliebe

vermag, ward aufgeboten, ihn wankend zu machen. Thomas blieb in diesem heißen Kampfe Sieger, blieb seines Berufes gewiß, seinem Gelübde getreu. Nichts half es auch, daß sie ihn in einen düstern Kerker wiesen, wo nur die Schwestern ihn besuchen durften. Thomas blieb ruhig und fest, immer voll Liebe. Gerührt durch solch' edlen Muth, baten weinend ihm die Schwestern das Unrecht ab und folgten ihm in der Gottseligkeit nach. Dieß reizte die Brüder noch mehr; unter Mißhandlungen rissen sie ihm das Ordenskleid ab und vergaßen sich so weit, daß sie ein Weib von großer Frechheit und Schönheit zu ihm sandten, um ihn zur Sünde zu locken. Thomas ergriff in heiligem Zorne einen Feuerbrand, und jagte die Versucherin hinaus. So lebte er zwei Jahre in dieser Gefangenschaft. Jetzt verwendeten sich Papst Innocenz **IV.** und Kaiser Friedrich **II.** für seine Befreiung; die Mutter zeigte sich milder, und die Schwestern halfen ihm mittelst eines Korbes, in welchem er sich aus dem Thurme herabließ, zur Flucht. Das Jahr darauf legte er die Gelübde im Kloster zu Neapel ab; jetzt klagten die Mutter und die Brüder auf das Neue; der Papst selber berief den jungen Ordensmann zu sich, prüfte ihn und konnte sich an ihm nur erbauen. Des Papstes Wort beruhigte endlich die Familie, so, daß Thomas wegen seines Standes von dieser Seite nichts mehr zu leiden hatte.

Darauf ward er nach Cöln gesandt, wo Albert der Große mit so vielem Ruhme die Theologie lehrte. Thomas Demuth, sein strenges Stillschweigen waren Ursache, daß seine Mitschüler ihn für einfältig hielten und ihn nur den „Ochsen von Sicilien" nannten. Aber sie sollten bald beschämt werden. Eine von Albert ihm vorgelegte sehr schwierige Frage beantwortete Thomas so trefflich, daß dieser freudig ausrief: „Wir nennen Thomas einen stummen Ochsen; allein seine Gelehrsamkeit wird einstmals brüllen, daß man ihn auf der ganzen Erde hören wird!" Aber solches Lob machte den Demüthigen nicht stolz. Darum erhöhte ihn der Herr. Mit zweiundzwanzig Jahren schon ward er der Nachfolger seines Lehrers in Cöln. Größer noch denn als Lehrer der Philosophie, war er als Verkündiger des göttlichen Wortes; nicht ein Mensch, ein Engel vom Himmel schien zu predigen; selbst Juden beeiferten sich ihn zu hören,

und auf seine Predigten folgten zahlreiche Bekehrungen. Seine Worte, sein heiliges Leben erschütterten die Herzen seiner Mutter und Geschwisterte, selbst seiner Brüder, und entzündeten in ihnen die Liebe zu dem Herrn. Darauf lehrte er die Theologie in Paris, wo Ludwig **IX.**, der heilige König, ihn ehrte, ihn zur Tafel zog und sich seines Rathes gar oft bediente. Seine Wissenschaft wahr wahrhaft vom Geiste Gottes: „Ich habe im Gebete bei den Füßen des Gekreuzigten mehr Weisheit gefunden, als in den Büchern," bekennt er, und sein Rath ist: „Von zwei Dingen muß der Mensch Kenntniß haben: von der Herrlichkeit Gottes und der Pein der Hölle; die erstere solle ihn anziehen, die andere ihn abschrecken". — So groß ward sein Ansehen, daß man ihn nur den „englischen Lehrer" nannte und seiner Entscheidung sich Schüler wie Lehrer mit Vertrauen unterwarfen. Mit gleichem Ruhme lehrte er zu Rom und zu Bologna, Alles der Ehre des Allerhöchsten opfernd. Pabst Urban **IV.** wollte ihn zu den höchsten Kirchenwürden erheben; — er schlug jede Erhöhung aus und bat im Jahre **1263** um Erlaubniß, sein Lehramt niederlegen und ein einfacher Bruder werden zu dürfen. Papst Clemens **IV.** bot ihm das Erzbisthum von Neapel an; — Thomas aber sehnte sich nach Stille und Einsamkeit, und sein Wunsch ward ihm gewährt. Jetzt lebte er ganz der innern Heiligung und der Wissenschaft des Göttlichen. Vom sechsten Christmonate bis zum siebenten März — seinem Todestage — wollte der Heilige nichts mehr sprechen noch schreiben über theologische Gegenstände; er wollte nun jeden Augenblick zur Vorbereitung für den Heimgang in die Ewigkeit benützen. Da berief ihn Papst Gregor **X.** zu dem Concil nach Lyon, wo die Vereinigung der Griechen mit den Katholiken zu Stande gebracht werden sollte. Hier sollte seine Wissenschaft den Glauben der Kirche vertheidigen. Thomas, wiewohl geschwächt und leidend, machte sich sogleich auf den Weg; als Begleiter ward ihm der Pater Reinald von Piperno beigegeben, der für die Pflege seines Leibes die nöthige Sorge tragen sollte. Denn also war der Heilige mit den Dingen des Geistes beschäftigt, daß er auf Speise und Trank und Schlaf oft ganz vergaß. Auf der Reise verschlimmerte sich Thomas Leiden; zu Fossa-Nova, einer berühmten Cistercien-

serabtei, mußte er Halt machen. Als man ihn in das Kloster brachte, sprach er die Worte des Psalmisten: „Hier ist der Ort meiner Ruhe für alle Zeit!“ Beständig flehte er: „Ich werde nicht eher wahrhaft zu leben anfangen, mein Gott! als bis ich gänzlich von Dir und deiner Liebe erfüllt sein werde. Jetzt bin ich mir selber zur Last, weil ich noch nicht deiner Liebe voll bin.“ Die Mönche stritten sich um das Glück, wer den verehrten Mann bedienen dürfe. Auf ihr Bitten dictirte er ihnen eine Auslegung des Hohenliedes, beichtete dem Pater Reinald die Sünden seines ganzen Lebens und empfing, auf Asche gebettet, mit heißer Inbrunst die heiligen Sakramente, und entschlief, voll seliger Hoffnung bis zum letzten Athemzuge Gott lobend und dankend den 7. März 1274.

XI. Kapitel.

Friedrich II. — Gregor IX. Der Kreuzzug. — Innocenz V. — Das Concilium zu Lyon. —

Als nach dem Tode Innocenz III. Honorius III. den Stuhl des heiligen Petrus bestieg, rief er: „Ich will lieber in Milde verfahren, als mit Strenge!“ Und nach diesem Worte regierte er, väterlich rathend, versöhnlich und nachgiebig; aber dabei ließ er das große Ziel, welches seine Vorfahren sich gesteckt, nicht aus den Augen, nämlich das Heidenthum und den Islam auszurotten und die Kirche Gottes auszubreiten in alle Welt. Deßhalb mahnte er ernstlich Friedrich an den eidlich gelobten Kreuzzug. Der König hatte jetzt freie Hände; sein Gegner Otto IV. war nach seiner Niederlage bei Bovines (1215) um sein Ansehen gekommen, und machtlos und reuevoll auf der Harzburg gestorben; aber zu Friedrichs Plänen paßte der Kreuzzug nicht. Die Kaiserkrone in seinem Hause erblich zu machen, in Teutschland und Italien unumschränkt zu regieren, den Papst zu einem bloßen Bischofe von Rom herabzusetzen, — das war sein Plan. Da mußte wohl der Papst wider ihn auftreten, der Kirche Freiheit und Gut wider den Uebermüthigen wahren, die Unterdrückten in Schutz nehmen. So kam es zwischen den Päpsten und Friedrich zu hartem

Kampfe, und letzterer faßte unvertilgbaren Haß wider das Papstthum, das ihm allenthalben hinderlich in den Weg trat. Auch mag wohl die Ketzerei der Neumanichäer (Albigenser) — ein guter Theil Italiens war von ihr angesteckt — sein Herz verführt und in ihm den heiligen Glauben an Christum und seine Kirche erschüttert haben.

Bei solchen Plänen und Gesinnungen war es kein Wunder, daß Friedrich den Kreuzzug von Jahr zu Jahr hinausschob; unter allerlei Vorwänden zögerte er zehn Jahre zum großen Nachtheile der Christenheit, zur tiefsten Betrübniß des Papstes. Es mochten Schwierigkeiten dem Kaiser entgegenstehen, ein fester, entschlossener Wille hätte sie doch besiegt. Zahlreiche, treffliche Schaaren hatten sich allenthalben in Italien und Teutschland gesammelt; aber umsonst harrten sie des Herrschers der Teutschen, der als Schirmherr der Christenheit vor allen Fürsten berufen war, sie zu führen. Trotz aller Verheißungen blieb er aus. — Ungeduldig verlangten die Kreuzfahrer nach dem heiligen Lande aufzubrechen, schon begannen sie zu murren, ja zu drohen.

Der Kreuzzug.

So mußte wohl ein anderes Oberhaupt gewählt werden; die Wahl der Fürsten fiel auf Andreas, König von Ungarn. Andreas brachte ein stattliches Heer zusammen; zu ihm stießen mit erlesenen Schaaren die Herzoge Leopold von Oesterreich, Ludwig von Bayern, von Mähren, Brabant und Limburg; die Pfalzgrafen am Rhein, die Grafen von Holland und Jülich, der Markgraf von Baden, die Erzbischöfe von Mainz, die Bischöfe von Bamberg, Passau, Straßburg, Münster, Utrecht und die meisten ungarischen Prälaten begleiteten ihn mit ihren Dienstmannen. Zu Lande zogen die Fürsten nach Venedig und von da fuhren sie auf venetianischen Schiffen nach Cypern, das der allgemeine Sammelplatz der Kreuzfahrer sein sollte. Eifrig hatten sich auch die Bürger der reichen Stadt Cöln gerüstet; sie und die Friesländer brachten an dreihundert wohlbemannte Schiffe zusammen und segelten längs der französischen und spanischen Küsten durch die Meerenge von Gibraltar. Andere Schaaren schifften sich zu Genua, Brindisi

und Messina ein und kamen fast zu gleicher Zeit mit König Andreas in Cypern an. Glücklich landeten sie zu Ptolemais, wo der König von Jerusalem und die Johanniter, Tempel- und Teutschherrn zu ihnen stießen.

Die Nachricht von der Ankunft dieses so bedeutenden Kreuzheeres verbreitete anfänglich Furcht unter den Saracenen; Malek-Adel, ihr Sultan, hatte Mühe genug, seine Truppen beisammen zu halten. Um den Christen besser widerstehen zu können, theilte er sein Reich unter seine Söhne, behielt sich jedoch die Oberherrschaft vor. Malek-Adel zeigte sich als tüchtigen Feldherrn. Der Saracenen Heer kam auf offenem Felde in Kampf mit den Kreuzfahrern, die reiche Beute und Gefangene nahmen und dann vor die starke Veste am Berge Tabor rückten. Schon waren sie nahe daran, stürmend dieselbe zu nehmen, als die Feigheit des Grafen Raimund von Tripoli, der von dem Heere des Sultans eingeschlossen zu werden fürchtete und den Rückzug anrieth, Alles verdarb und eine Verwirrung unter den Christen entstand, daß sie in Unordnung von dem Berge herabflohen und von den Feinden verfolgt, schmerzliche Einbuße erlitten. Der schlimme Anfang verdroß den König von Ungarn also, daß er heimging; der König von Cypern starb in der Blüthe seiner Jahre und der Muth der Kreuzfahrer begann zu sinken.

Da kam die Flotte der Teutschen und belebte den Muth der Kreuzfahrer durch die Botschaft der Siege, die sie auf ihrer Fahrt über die Ungläubigen in Spanien und Portugal erfochten. Ein furchtbarer Sturm hatte sie an den Küsten Portugals zerstreut und erst im Juli konnten sie sich bei Lissabon wieder zusammen finden. Da sandte der König Alphons II. zu ihnen und bat sie um ihren Beistand wider die Saracenen, die bereits die Festung Alcazar genommen und bis zum Tajo vorgedrungen waren. Die Friesländer wollten die Saracenen lieber in Palästina, als in Portugal bekämpfen und schifften weiter, mußten aber doch in den Häfen Unteritaliens überwintern. Die Kölner und Holländer, obgleich nach Abzug der Friesländer nur mehr an hundert Schiffe stark, blieben, und ihrer Tapferkeit vornämlich war der glorreiche Sieg zu danken, der den 9. September über das Heer der Saracenen erfochten ward. Darauf

ergab sich auch Alcazar. So erfreute dieser Sieg den Papst daß er in der ganzen Christenheit Gott Dank sagen ließ. (**1217.**)

Jetzt änderten die Fürsten des Kreuzheeres ihren Plan; statt in Palästina die Saracenen zu bekämpfen, beschlossen sie nun, dieselben in Aegypten, dem Sitze ihrer Macht, anzugreifen und durch einen großen Schlag zu vernichten. Rasch und kühn schifften sie nach Damiette, den Schlüssel Egyptens; die Stadt war stark durch eine zahlreiche Besatzung und durch treffliche Befestigungen. Ihr mächtigster Schutz war ein hoher Thurm, mitten im Nil erbaut; durch eine gewaltige Kette, die an einem andern Thurm der Stadt befestigt war, sperrte er die ganze Breite des Flußes, und wehrte allen Schiffen den Zugang. Auf diesen Thurm richteten die Christen vor Allem den Angriff mit gewaltigen Maschinen; aber diese brachen ein und zerschlugen mit ihren Trümmern viele der Tapfern, die auf ihnen eben den Sturm beginnen wollten. Darauf baute Meister Olivier, Scholaster an der Domkirche von Cöln, eine neue eben so kunstvolle als feste Maschine, und am Tage des heiligen Bartholomäus schritten die Kreuzfahrer, an ihrer Spitze die Teutschen, unter Anführung Herzogs Leopold von Oesterreich, zum Sturme. Nicht Pfeile und zerschmetternde Steinmassen, nicht das furchtbare griechische Feuer konnten die Tapfern aufhalten. Von 9 Morgens bis gegen Mittag des andern Tages wurde gestritten und endlich der Thurm mit Blut und Leichen bedeckt genommen. Die Nachricht dieses Verlustes brach dem Sultan das Herz. Moattam, sein ältester Sohn, bemächtigte sich der väterlichen Schätze und Kriegsvorräthe und zog seinem Bruder Kamel, dem Egypten zugefallen, wider die Kreuzfahrer zu Hilfe. Noch lagen diese vor Damiette, das um so trotziger Widerstand leistete, als Kamel und Moattam auf dem linken Ufer des Nils mit zahlreichen Schaaren standen. Ungewitter, Noth an Lebensmitteln und eine pestartige Krankheit, welche mit heftigen Schmerzen Lenden und Füße peinigte, die Schienbeine schwarz färbte und das Zahnfleisch zerfraß, hinderten die weiteren Fortschritte. Dennoch ward unablässig gestritten: die Saracenen zogen mit eisernen Hacken ein Schiff der Tempelherrn an das Ufer; schaarenweise rannten frohlockend die Saracenen herbei, als sei das Schiff ihre sichere Beute, und es erhob sich

der heftigste Kampf im Schiffe selber; da ward es — ungewiß von wem — durchbohrt und versank also plötzlich, daß nur die Spitze des Mastes noch hervorragte; kein Saracene, kein Christ ward gerettet. Die Saracenen suchten durch eine Schiffbrücke den Nilstrom auf das Neue zu sperren; da ließen sich zehn kühne Teutsche und Friesländer in einem Kahne an die Brücke treiben, erstiegen dieselbe und stürzten die Wachen der Saracenen in den Strom hinab Ungeirrt von den Pfeilen und dem griechischen Feuer der Feinde zertrümmerten sie die Brücke und führten im Triumphe die Schiffe zu den Ihrigen, welche die Tapfern mit Jubelgeschrei und Trompeten begrüßten. Jetzt gelang es einigen Pilgern, trotz aller Hindernisse, auf das linke Ufer des Nils überzusetzen und festen Fuß zu fassen. Vor ihnen lag hinter dreifachen Verschanzungen das ungleich zahlreichere Heer des Sultans; dennoch beschlossen die Fürsten der Kreuzfahrer, ihre Truppen des andern Tages über das linke Ufer zu führen und furchtlos die Saracenen anzugreifen. Schon war Alles zum Uebergang bereitet, als mit Anbruch des Tages ein abtrünniger Christ den Kreuzfahrern zurief, es sei der Sultan mit seinem Heer während der Nacht geflohen. Also war es; um einer Verschwörung zu entgehen, hatte sich Kamel entfernt, und die Saracenen ohne Führer (denn auch Moattam war nach Syrien geeilt) geriethen in Verwirrung und zerstreuten sich. Auch jetzt noch widerstand Damiette; doch schlugen alle Versuche der Saracenen, die bedrängte Stadt zu entsetzen, fehl; nun erbot sich Kamel, um Damiette zu retten, Jerusalem und alle Eroberungen Saladins herauszugeben, nur die Burgen Krak und Königsberg ausgenommen. Der König und die Fürsten riethen zur Annahme; Pelagius Galvani, der Gesandte des Papstes, der Patriarch und die Bischöfe mit den italienischen Hauptleuten widersprachen und hofften von der Schwäche der uneinigen Saracenen noch günstigere Bedingnisse. Ihre Meinung drang durch und schien die beste zu seyn. Damiette ward durch Ueberfall, beinahe ohne Widerstand genommen; von 70,000 Einwohnern hatten nur 3000 die Schrecken zehnmonatlicher Belagerung überstanden und darunter gab es kaum 100 Gesunde. Auch Tanis fiel in die Gewalt der Kreuzbrüder und allgemein war in der Christenheit die Freude über diese Eroberungen.

Die schnelle und weise Benützung dieser Siege hinderte der Zwiespalt zwischen Pelagius und dem Könige Johann: erzürnt, daß der Gesandte ihm Damiette nicht ganz einräumte, verließ der König das Heer, und erst nach Jahresfrist schloß er sich demselben wieder an. Während dieser ganzen Zeit geschah von Seite der Christen wenig oder gar nichts. Die Saracenen benutzten diese Waffenruhe bei weitem besser; die Sultane von Damaskus und Aleppo, die Fürsten von Balbek, von Hamah und des innern Arabiens, sammelten ein zahlreiches Heer und verstärkten damit die Schaaren Kamels, der mit seinen Brüdern Aschraf und Moattam zum entscheidenden Kampfe mit Macht und Einsicht sich rüstete. Aber auch die Christen hatten durch neue Zuzüge, welche ihnen im Namen des Kaisers, der Herzog Ludwig I. von Bayern und der Bischof von Passau zuführten, ihre geschwächten Schaaren ergänzt und fühlten sich den Feinden nicht nur gewachsen, sondern sogar überlegen. Jetzt rieth auch der Cardinal-Legat, mit Entschiedenheit Cairo anzugreifen. König Johann warnte; nicht blos, stellte er vor, seien die weit zahlreicheren Saracenen zu bekämpfen, sondern man werde mit Uebeln streiten müssen, gegen welche alle Tapferkeit nichts vermöge, mit dem Klima, der Hitze, den Krankheiten, mit Hunger und den Fluthen des Nils. Johannes Warnung ward nicht beachtet; des Pelagius Kühnheit gefiel besser und das Kreuzheer brach den 17. Juli von Damiette auf; ohne auf einen Feind zu stoßen, gelangten sie an die Südspitze des Delta zu jener Stelle, wo sich der nach Damiette fließende Arm des Niles von jenem trennt, welcher sich nach Tanis wendet. Hier trafen sie auf das Heer Kamels; es lagerte am linken Ufer des Niles, in der Ebene von Mansura und hatte sich durch Gräben gedeckt. Er wagte es nicht, die Christen anzugreifen, welche ihre Stellung stark befestigten; aber seine Flotte schnitt den Christen alle Zufuhr am Nil und von Damiette ab, so daß diese in die größte Noth kamen. Die Meisten der Kreuzfahrer verlangten unverzüglichen Rückzug nach Damiette; er allein konnte retten. Jetzt riß Verwirrung in das Heer der Pilger ein; die Saracenen überfielen die Abziehenden und zogen nicht bloß die einzelnen Schleußen des Nils auf; sondern durchstachen auch einen Hauptdamm; nun dran-

gen die Wasserwogen mit unaufhaltsamer Gewalt in das christliche Lager und mit jedem Augenblicke kamen Alle dem Ertrinken näher.

In dieser Noth eilte König Johann zu dem Sultan und forderte offenen Kampf. Kamel aber erwiederte: „Was soll ich Euch mit dem Schwerte vertilgen, da ihr dem Wasser nicht entrinnen könnt?" Schon riethen seine Emire, die Christen alle zu vernichten; aber der kluge und menschliche Kamel verwarf diese Vorschläge und schloß mit den Pilgern einen Vertrag ab, demzufolge alle Gefangenen sollten wechselseitig zurückgegeben, Damiette geräumt und der Friede zum mindesten acht Jahre gehalten werden, wofern nicht ein gekröntes Haupt christliche Heere in das Morgenland führe und den Krieg wieder beginne." Kamel gab für die richtige Erfüllung des Vertrages seinen Sohn als Geisel; die Christen den Cardinal Pelagius, den Herzog Ludwig von Bayern und den König Johann. Der Letztere vergoß Thränen vor dem Sultan. „Was weinst du? kein König muß weinen!" bemerkte Kamel. Johann erwiederte: „Mich jammert des Volkes; es wird im Wasser und vor Hunger umkommen!"

Da ließ Kamel sogleich die Schleußen sperren, Brücken schlagen und 129,000 Brode und die nöthigen Lebensmittel für die Armen auf vierzehn Tage austheilen. Am 8. September 1221 zog der Sultan mit großer Pracht in das geräumte Damiette; an 35,000 Christen und wohl noch einmal so viel Saracenen hatten in diesem erfolglosen Kreuzzuge das Leben eingebüßt. Vierzig wohlbemannte Schiffe hatte Kaiser Friedrich unter dem Kanzler Walter von Palear zu Hilfe geschickt; sie kamen zu spät. Die ganze Christenheit trauerte über den schlimmen Ausgang dieses Kreuzzugs, der anfänglich so viel versprach und bei besserer Führung und kräftigerer Unterstützung nur zum Ruhme hätte enden können.

Friedrichs Zwist mit dem Papste und sein Zug nach Palästina.

Niemand zeigte größere Betrübniß als Honorius. Im gerechten Unwillen machte er dem Könige Friedrich ernstliche Vorwürfe: „Ich habe mich über deine Erhöhung erfreut, wie ein Vater über seines Sohnes Erhöhung, in der Ueberzeugung, daß daraus für die Kirche und die ganze Chri-



stenheit der größte Gewinn hervorgehen würde," schrieb er ihm und warnte: „Hüte dich, in die Fußstapfen deiner Vorfahren zu treten, welche von Gott so gestraft wurden, daß außer dir kaum Einer noch von ihrem ganzen Geschlechte übrig ist!"

Dennoch wußte Friedrich den langmüthigen Honorius auf das Neue hinzuhalten; dieser gab ihm neue Frist, gab ihm die Kaiserkrone. Im Vertrage von Sct. Germano ward der Kreuzzug im August **1227** festgesetzt; fände er dann nicht statt, so sei der Kaiser gebannt. Im November desselben Jahres vermählte sich der Kaiser mit Jolantha, der Erbin des Königreiches von Jerusalem; allein er zeigte keine große Lust sein neues Land zu sehen; statt dessen suchte er Händel mit den Lombarden, und dadurch neuen Aufschub. Da starb Honorius (den **18.** März **1227**); schon des andern Tages ward erwählt Gregor **IX**, ein neunzigjähriger Greis, aber voll Kraft und Entschiedenheit; Friedrich selber hatte Achtung vor ihm. Der neue Papst warnte die Lombarden und mahnte dringend den Kaiser an die Kreuzfahrt; wirklich Friedrich ging in die See und — kehrte nach drei Tagen unter dem Vorwande einer Krankheit wieder um. So ward auch dieser Kreuzzug zu nichte. Nun mußte wohl Gregor den Bann über den Kaiser aussprechen; er that es, aber mit Milde und mit der Bitte, es möge derselbe doch seines Seelenheiles gedenken. Der Gebannte antwortete mit bittern Schmähungen; Stiefmutter nannte er die Kirche von Rom, die doch, laut seiner eigenen Worte, die Freundin und Beschützerin seiner Jugend gewesen war. Ohne Lösung vom Banne zu suchen, dem Papste wie zum Trutz', ging er mit einer geringen Macht nach Palästina. Die Christen daselbst, vom Papste gewarnt, nahmen ihn nur mit Mißtrauen auf; noch lastete der Bann auf ihm, und seine Unterhandlungen mit dem Sultan Alkamel, sein Umgang mit den Moslemin hatten schon längst Verdacht erregt; kein Kriegsmann wollte ihm gehorchen, kein Priester vor ihm Messe lesen. Da der Patriarch von Jerusalem sich weigerte, ihn zu krönen, setzte er sich in der Kirche des heiligen Grabes selbst die Krone von Jerusalem auf. Ohne Schlacht, ohne Sieg schloß Friedrich mit dem Sultan einen Vertrag, der ihm zum Scheine Jerusalem und einige andere Städte überließ; aber die heilige Stadt sollte

ohne Mauern bleiben, das Heer der Kreuzbrüder das gelobte Land sogleich verlassen! Dieser Friede verschlimmerte die Lage der Christen, statt sie zu verbessern und erbitterte sie auf das Aeußerste. Beladen mit den Verwünschungen der Getäuschten, ohne Ruhm schiffte der Kaiser nach Italien zurück.

Hier hatten Rainald und Berthold, seine Statthalter, bereits den Krieg wider Gregor eröffnet; wohlwollende Vermittlung bewirkte zwischen dem Kaiser und dem Papste zu St. Germano den Frieden; dieser ward vom Banne gelöst, und gelobte, die Rechte der Kirche zu ehren. Dagegen trat Gregor offen für den Kaiser auf, als Heinrich, dessen Sohn und seit fünfzehn Jahren statt des Vaters Regent in Teutschland, sich wider ihn empörte. „Wir wollen nicht leiden und sollen auch nicht leiden, daß irgend Jemand dem Kaiser Unrecht thue, daß er ihn verletze; weßhalb wir Euch bitten und bei unserm Herrn Jesus Christus beschwören, mit vorsichtiger Ueberlegung zu erwägen, wie unschicklich, ja wie schändlich es sei, wenn ein Sohn seinen Vater oder sonst irgend einen um ihn wohlverdienten Mann ohne Grund beleidiget." So schrieb Gregor an die Fürsten Teutschlands, und trug ihnen auf, Heinrich, so viel an ihnen wäre, von dem Wege des Verderbens abzuziehen. Das Wort des Papstes wirkte; Heinrich ward von den meisten seiner Anhänger verlassen, und kam in des Vaters Gewalt; der ungerathene Sohn büßte die böse That mit lebenslänglicher Gefangenschaft auf einem Schlosse in Apulien.

Dieser Beweis rechtlicher und wohlwollender Gesinnung machte auf Friedrich's Herz keinen Eindruck; es war hart geworden, und die vom Vater ererbte Wildheit brach oft schauerlich hervor. Seine Umgebung war nicht geeignet, ihn weicher und besser zu machen; Ezzelino von Romano, sein Feldherr, ein Wütherich ohne Gleichen, der einmal zwölftausend Bürger von Padua verbrennen oder verhungern ließ, ward sein Schwiegersohn; Freigeister, Sterndeuter, Menschen ohne Glauben und Grundsätze hielten sich bei ihm auf, und erstickten die Keime zum Guten und Großen, die sein reichbegabter Geist in sich schloß. Saracenen dienten an seinem Hofe, in seinem Heere; sie durften die Christen martern, ihre Kirche schänden und zerstören, aus ihrem Schutte sich Moscheen bauen. Sarace-

nische Weiber waren seine Beischläferinnen, zahlreiche Bastarde die Zeugen seines unkeuschen Lebens. Ueber das Heiligste goß er seinen Spott aus, man hörte ihn Moses, Christus, und Muhamed „die drei großen Betrüger" nennen! er bediente sich der Kirchengefäße wie andern Küchengeräthes, ließ die Asche und Reliquien der Heiligen zertreten, Priester hängen und verbrennen. Auf sein Wort konnte sich Niemand verlassen; wider seinen dem Papste geleisteten Eid gab er Sardinien an Enzio (Heinz), seinen unehelichen Sohn, anderer Wortbrüche nicht zu gedenken. Seiner Absicht, das Gut des heiligen Petrus (den Kirchenstaat) an sich zu reißen, machte er kein Hehl. Da mußte der Papst sich erheben; da mußte es zum Kampfe kommen. Er brach in der Lombardei aus; die Städte der Lombardei wurden durch die Unmenschlichkeit der kaiserlichen Statthalter zum Aufruhr getrieben, erlitten aber bei Corte Nuova die furchtbarste Niederlage; sie verstanden sich in ihrer Noth zu den demüthigsten Bedingnissen; der Kaiser aber verlangte Ergebung auf Gnade und Ungnade. Da erklärten sie, lieber auf dem Schlachtfelde, als durch des Kaisers Henker sterben zu wollen, und hielten mit der Kraft der Verzweiflung die Waffen Friedrichs auf. Jetzt nahm sich ihrer auch Gregor an, ohnedieß schwer beleidigt durch des Kaisers Wortbruch wegen Sardiniens, und bannte den Uebermüthigen, der keine seiner Bitten, keine seiner Warungen hören wollte. Mit frechem Hohne, mit Spottgedichten überhäufte dieser den Vater der Christenheit; auch Gregor antwortete mit bittern Vorwürfen und schrieb ein Concil aus. Der Kaiser selbst hatte darauf angetragen; jetzt verweigerte er den Prälaten die Reise dahin; Genuesische Schiffe, die mehr als hundert Prälaten nach Rom bringen sollten, wurden von Enzio angegriffen, die Prälaten gefangen und in die Schlösser Apuliens gesteckt. Da starb **1241** Gregor **IX.**, siebzehn Tage nach der Wahl auch sein Nachfolger Cölestin **IV.** Jetzt bestieg Innocenz **IV.** den Stuhl des heiligen Petrus; er machte billige Anträge zum Frieden; der Kaiser schien darauf eingehen zu wollen, aber insgeheim hatte er die Absicht, des Papstes sich zu bemächtigen. Innocenz durchschaute den Heuchler; schon hatten kaiserliche Truppen Sutri erreicht, da floh der Papst nach Frankreich, nach Lyon; auf den Jo-

hannestag **1245** berief er das Concil, das schon Gregor ausgeschrieben hatte. Hierher lud er auch den Kaiser, vor dem Angesichte der ganzen Christenheit sollte er Zeugniß geben von seinem Leben.

Auf dem Concil, dem dreizehnten allgemeinen, erschienen die Patriarchen von Constantinopel, Antiochien und Aquileja, zweihundertfünfzig Erzbischöfe und Bischöfe; auch Kaiser Balduin von Constantinopel, die Gesandten der Könige von Frankreich, England und Spanien sammt vielen Fürsten und Herren aus Teutschland hatten sich eingefunden. In ergreifender Rede schilderte der Papst die Schmerzen seines von fünf Wunden durchbohrten Herzens; diese Wunden hätten ihm geschlagen die Mongolen, welche mit unerhörter Wuth die Länder der Christen verheerten, der Trotz der Griechen gegen die Mutterkirche Rom, das Umsichgreifen der Ketzerei namentlich in Oberitalien, die Einnahme Jerusalems durch die wilden das Christenthum und die Christen vertilgenden Chowaresmier; die fünfte Wunde hätte seiner Seele der Kaiser beigebracht, der ein Meineidiger, ein Friedensbrecher, ein Kirchenräuber, ein Heiligthumschänder, ein Ketzer wäre. Thaddäus von Suessa, des Kaisers Rath und Gesandter, ein beredter Mann, erhob sich für seinen Herrn und suchte ihn wider solche Anklagen zu vertheidigen; seine Gewandtheit, seine glänzenden Versprechungen blendeten nicht. Innocenz **IV.** sprach den Bann über den Kaiser aus, und erklärte ihn seiner Kronen und Würden für verlustig; dann senkten er und die Prälaten ihre brennenden Lichter zur Erde, bis sie verloschen, und wie die Kerzen, so verlosch nun des Kaisers Glück.

Auf die Nachricht davon ließ Friedrich erzürnt seine Kronen bringen, und schwur, Niemand sollte sie ihm entreißen; aber sie begannen auf seinem Haupte zu wanken. In Teutschland traten Gegenkaiser auf, der Landgraf von Thüringen, Heinrich Raspe; nach dessen frühem Tode Graf Wilhelm von Holland. Wider sie stritt des Kaisers Sohn, Conrad; Sicilien und Neapel wollte Friedrich selber behaupten. Allein das Glück verließ ihn, die Meinung der Völker war gegen ihn; Viele seiner Anhänger wurden abtrünnig; selbst Peter von Vinea, sein trautester

Freund, den er von einem armen Studenten zu seinem Kanzler erhoben hatte, ward auf dem Versuche, ihn zu vergiften, ertappt, ward geblendet und zerschlug sich im Kerker den Schädel. Enzio, der liebste und schönste seiner Söhne, ward von den Bürgern Bologna's gefangen, und, trotz alles Bittens und Drohens von Seite des Vaters, nicht mehr losgelassen. Düsterer Gram zog nun in das einst so fröhliche Herz des Kaisers ein; er bat jetzt den König Ludwig, den Heiligen, um seine Vermittlung bei dem Papste; aber Innocenz wollte einem Manne, der so oft sein Wort gebrochen, nicht mehr trauen. jetzt setzte Friedrich den Kampf fort mit Ezzelino und Saracenen aus Sicilien und Africa. Da ereilte ihn unvermuthet der Tod zu Firenzuola, nachdem er gebeichtet, und vom Banne gelöst, den Leib des Herrn emfangen hatte. In seinem Testamente trug er Conrad auf, alle dem heiligen Stuhle zugehörigen Güter und Rechte zurückzugeben und einmalhunderttausend Unzen Gold zum Besten des gelobten Landes zu verwenden. Hätte er dieß doch zehn Jahre früher gethan! dann würde er sich, dem Reiche und der Christenheit unendlichen Schaden und Jammer erspart haben. Friedrichs Gaben an Geist und Herrschermacht waren so groß, daß er im Bunde mit den Päpsten ein zweiter Carl der Große hätte werden mögen.

Die Mongolenschlacht bei Liegnitz (1243.)

In dieser Zeit erscholl plötzlich die schreckliche Kunde, ein neuer Feind, die Heiden, wären in Rußland und Polen eingebrochen, hätten dieser Völker Heere vernichtet, und wälzten sich nun in zahllosen Schaaren gegen Teutschland; zwanzig Tagreisen in der Länge, fünfzehn in der Breite, bedeckten sie, so hieß es, das Land; sie würden weder durch Berge noch Wälder noch Flüsse aufgehalten, und eine Unzahl wilder Pferde laufe, die Verwüstung zu mehren, den Horden nach; aus der Hölle, meinten Viele, wären diese Tartaren (Mongolen) geboren.

Es war nur zu wahr, daß weder die Russen noch die Polen die Tartaren hatten aufhalten können; der Polen Oberherzog Boleslaus war nach Ungarn geflohen, die Macht der Woiwoden (Grafen) von Sendomir und Krakau überwunden worden, Alle Flüchtlinge und die, welche nicht Sclaven der

Mongolen werden wollten, eilten zu dem Herzoge Heinrich dem Frommen nach Nieder-Schlesien, einem Sohne der heiligen Hedwig. Er rüstete sich muthvoll; andere Hilfe brachten Boleslaus aus Mähren, und viele tapfere Ritter von der Elbe; auch die Bürger der schlesischen Städte kamen, und die Bergknappen stiegen aus den Schachten hervor, ihre Hämmer an den Schädeln der Mongolen zu prüfen. Dennoch betrug das Herr der Christen kaum dreißigtausend Mann, während Peta, der Fürst der Mongolen, mit zehnfacher Macht sie anfiel.

Anfangs April erzwangen die Mongolen, trotz des tapfern Widerstandes der Christen, den Uebergang über die Oder, verbrannten die Stadt Breslau, und griffen auf Sturmleitern das Schloß an. Aber auf den Mauern standen die Bürger, befeuert durch das Gebet und das Beispiel des heiligen Ceslaus. Blitze und Donner erschreckten die Heiden und haufenweise wurden sie von den Bürgern in die Gräbern hinabgeworfen. — Darauf zogen die Mongolen gegen Liegnitz; hier erwartete sie Herzog Heinrich auf der Ebene von Wahlstadt, die dem Feinde mehr Vortheil gab als ihm. Glorreich bewährte auch hier sich die Tapferkeit der Christen, der Teutschen zumal; sie durchbrachen mit stürmischem Angriffe die Horden der Mongolen, und drangen unwiderstehlich vor; da goßen ehrene schlangenartige Maschinen, Hepau und Schepau genannt, Ballen von Feuer und Schwefel auf die Christen, welche, Teufelskünste fürchtend, erschrocken stille hielten und wichen. Jetzt rief ein listiger Mongole oder ein Verräther in polnischer Sprache: „Flieht! Flieht!“ und die Verwirrung und Unordnung ward allgemein. Da brachte Herzog Heinrich sich zum Opfer; zum Tode entschloßen, stemmte er sich dem wüthenden Andrange der Heiden mit seiner Heldenschaar entgegen; erst als er getödtet und diese zersprengt war, ward den Mongolen der Sieg. Die Mongolen zogen den Herzog nackt aus, hieben ihm den Kopf ab, steckten ihn auf eine Lanze, und verlangten nun, die Burg Liegnitz solle sich nach dem Tode des Fürsten willig ergeben. In der Burg befand sich die Wittfrau Heinrichs mit ihren vier Kindern; sie gab ungebeugt die würdige Antwort: „Noch wären vier fürstliche Erben am Leben, und die Besatzung sei bereit, Gut und Blut für diese einzu-

setzen". — Die Mutter aber, die heilige Hedwig, kniete nieder und sprach: „Gott hat mit meinem Sohne verfügt, wie es Ihm gefallen!" Dann betete sie: „Ich danke Dir, Herr! daß Du mir einen solchen Sohn gegeben, der mich, so lang' er lebte, immer geliebt, geehrt, und niemals beschwert hat. Ob ich ihn gleich gerne noch bei mir auf Erden haben möchte, so gönn' ich es ihm doch vom Herzen, daß er, durch Vergießung seines Blutes, nun mit Dir, seinem Schöpfer, verbunden ist; Dir, o Herr! empfehl' ich seine Seele!"

Der edle Held hatte durch seinen Opfertod der Christenheit eben so sehr genützt, als Carl Martell vor fünfhundert Jahren durch seinen Sieg über die Saracenen bei Tours. Erschreckt durch den schweren Verlust und der Teutschen Tapferkeit, ließen die Mongolen von Teutschland ab und stürmten durch Mähren nach Ungarn, das sie in einen Haufen von Schutt und Blut verwandelten. Die Freude über den Abzug der Heiden war in Teutschland eben so groß, als früher die Angst gewesen; schon hatten die am meisten bedrohten Sachsen beschlossen, nicht blos die Männer, sondern selbst Weiber und Kinder wider sie zu bewaffnen und lieber kämpfend zu sterben, als Sklaven der Mongolen zu werden.

XII. Kapitel.

Ludwig IX. König von Frankreich, der Heilige.
(1226 — 1270.)

Während Kaiser Friedrich **II.** die Kirche durch Trotz und Unglauben betrübte, fand sie Trost und Freude in Ludwig **IX.**, dem heiligen Könige von Frankreich. Dieser Ludwig ist das herrliche Bild eines christlichen Königs; er zeigt, daß man ein König im vollen Sinne des Wortes und doch zugleich ein treuer Sohn der Kirche sein könne. Den Grund jener Gottseligkeit legte seine fromme Mutter Blanca. „Mein Sohn, sprach sie gar oft zu ihm, lieber will ich dich des Thrones, ja selbst des Lebens beraubt, als dich jemals durch eine Sünde

befleckt sehen!" Diese Worte schlugen Wurzel in dem Herzen des jungen Fürsten, der Gott und den Heiland von Tag zu Tag mehr lieben lernte. Er war kaum dreizehn Jahre alt, als sein Vater Ludwig VIII. 1226 starb; aber Blanca führte, wie von Gott erleuchtet, mit Weisheit und Kraft das Ruder des Staates, bis es ihr Sohn selber übernehmen konnte. Jetzt war die Zeit des jungen Königs getheilt zwischen den Werken der Andacht und der Liebe und denen seines mühsamen Berufes. Gar oft stand er, wie Carl der Große, des Nachts auf und ging zur heiligen Kapelle; er hatte sie selber erbaut und heilige Schätze, wie die Dornenkrone, die Nägel, die Lanze und ein großes Stück vom Kreuze Jesu in ihr niedergelegt — Schätze, die er von Balduin, dem Kaiser von Constantinopel, mit großen Kosten aber noch größerer Freude an sich gebracht hatte; hier pflegte er brünstig zu beten und oft beschien die Morgensonne den Betenden. Alltäglich speiste er hundertzwanzig Arme aus, oft noch mehr; mit ihm aßen jedesmal Mittags und Abends drei Greise und des Sonntags wusch er ihnen die Füße. Das Fasten hielt er mit großer Strenge, oft bei Wasser und Brod. Jeden Tag wohnte er mehrmals der heiligen Messe bei und das Wort Gottes anzuhören war ihm eine Herzensfreude; dem Gebete und der Betrachtung widmete er täglich eine Stunde; alle Freitage beichtete er und sprach dann gar oft zu dem Priester: „Hier seid ihr der Vater und ich das Kind!" So groß seine Andacht, so groß war auch sein Eifer für Gerechtigkeit; er verbesserte die Gesetze und die Rechtspflege; reiste selber umher und saß persönlich zu Gericht, Jedem ohne Ansehen der Person Gerechtigkeit spendend. Immer mild und freundlich und stets bereit Allen um Gotteswillen zu helfen, war Ludwig dabei ein tapferer Kriegsmann und wußte sein Ansehen wider die Feinde des Reiches und die trotzigen Barone kräftig zu behaupten.

Im fünfzehnten Jahre seiner Regierung erkrankte der fromme König bis auf den Tod; schon hielt die Wärterin ihn für gestorben und wollte sein Antlitz mit einem Tüchlein bedecken; da schlug er die Augen auf und sprach: „Das Licht des Morgenlandes hat sich durch die Gnade des Herrn über mich vom Himmel herabgegossen und mich vom Tode zurückge-

rufen.“ Gott zu danken und zu seiner Ehre gelobte jetzt Ludwig einen Kreuzzug, trotz des Abredens seiner Mutter und Gattin und anderer Herren. Schnell und machtvoll rüstete er sich; zahlreich zogen ihm die Barone und Großen Frankreichs zu, die den geliebten König nicht verlassen wollten. Kurz vor dem Aufbruche ließ Ludwig seinen Unterthanen bekannt machen: „Ich gehe in die weite See und weiß nicht, ob ich mehr zurückkomme. Wenn also Jemand da ist, dem ich Unrecht gethan, der sag' es mir frei heraus und ich will ihn zufrieden stellen!“ Am 25. August 1248 schiffte sich der König zu Aigues Mortes, begleitet von seiner treuen Gemahlin, ein; ihm folgte eine stattliche Macht. Sogleich rief der Admiral seinen Leuten zu: „Seid ihr fertig mit der Arbeit?“ Alle antworteten: „Ja!“ Als nun die Geistlichen eingestiegen waren, stimmten sie auf sein Geheiß den schönen Hymnus: „**Veni creator Spiritus**“ an, worauf Alle betend und mitsingend den Herrn um Seinen Segen flehten und die Anker lichteten. Sie steuerten auf Cypern zu und brachten dort den Winter zu. Im Mai 1249 führte der König die Flotte nach Aegypten; man war zur Einsicht gekommen, daß Palästina ohne Aegypten sich nicht behaupten lasse. Ritterlich hatte Ludwig dem Sultan Malek Alkamel von Aegypten offene Fehde angekündigt; deßhalb fanden die Franzosen die Feinde schon bereit, ihnen die Landung zu wehren; aber schnell drangen die christlichen Schiffe an die Küste; da sie des seichten Wassers wegen nicht weiter konnten, sprang der König, das Schwert in der Hand, in die Fluth, die Seinigen ihm nach; erschrocken flohen die Saracenen und räumten selbst Damiette. Demüthig, zu Fuß, mit bloßem Haupte hielt Ludwig seinen Einzug in die Stadt; schnell ward die Hauptmoschee in eine Kirche umgewandelt und dort das Dankopfer dem Herrn dargebracht.

Den Sultan erzürnte die Flucht seines Heeres auf das höchste; einundfünfzig Oberste ließ er aufknüpfen und den König auffordern, an einem bestimmten Tag und Ort durch eine Schlacht den Krieg zu entscheiden. Ludwig aber antwortete: „Nicht an einem Tage, nicht an einem Orte will ich kämpfen, sondern täglich und überall, bis der Sultan sich zu dem Herrn bekennt, der Alle erretten will und Allen den



Schooß Seiner Gnade öffnet.“ Den Sommer über blieb der König in Damiette und brach, als neue Zuzüge sein Heer bedeutend verstärkt hatten, nach Groß-Cairo auf. Inzwischen war Alkamel gestorben; auf seinem Todbette hatte er befohlen, seinen Tod geheim zu halten, bis Malek Moattam, sein Sohn, herankäme; unterdessen sollte Facardin, der Frömmste und Tapferste seiner Veziere, das Reich wider die Feinde vertheidigen. Facardin hielt wirklich die Christen auf, es konnten diese nicht über den Nil setzen, und schon wollten sie sich nach Damiette zurückziehen, als ein Ueberläufer versprach, ihnen eine Furt über den Strom zu zeigen. Der junge Graf von Artois setzte zuerst mit einer auserlesenen Schaar über den Nil und warf die Saracenen zurück; seines Eides, nicht zu kämpfen und aller Vorsicht vergeßend, stürmte er den Flüchtigen nach, die sich auf ihre Hauptmacht zurückzogen. Auch auf diese stürzten sich der Graf und seine Ritter; erschrocken über diese Kühnheit flohen, trotz alles Bittens und Drohens Facardin's die Saracenen und suchten Rettung in den Mauern der Stadt Mansura. Da glaubt der siegtrunkene Graf Alles wagen zu können; umsonst warnen der Großmeister der Templer und der Graf von Salisbury den Verwegenen; mit seiner Handvoll Ritter dringt Artois in Mansura ein; da gewahren die Saracenen das Häuflein, vor dem sie geflohen; beschämt halten sie Stand, fallen auf allen Seiten die Christen an; in den engen Strassen der Stadt half alle Tapferkeit nichts; die Meisten der Ritter werden erschlagen, kämpfend bis zum letzten Augenblicke stirbt auch Graf Artois.

Auf die Nachricht hievon bricht Ludwig eilends auf, die Seinigen zu retten; aber auch Facardin führt sein wieder ermuthigtes Volk gegen Mansura; und bald entbrennt in und um die Stadt der blutigste Kampf; Ludwig streitet in dem dichtesten Haufen der Feinde und verrichtet Wunder der Tapferkeit; schon umrungen, schlägt er sich durch, rettet seinen Bruder Carl aus der Gefangenschaft und behauptet, trotz der Wuth der Saracenen und der zerstörenden Wirkungen des griechischen Feuers, das Feld. Aber wenige Tage nach der Schlacht kam der neue Sultan Moattam mit einem mächtigen Heere an; mehr noch, als er, bedrängten Hunger und pestartige Krank-

heiten die Christen, welche jetzt den Rückzug nach Damiette antraten; zu allem Unglück erkrankte Ludwig selber; er bot dem Sultan einen Waffenstillstand an. Dieser wollte ihn gewähren, begehrte aber dafür den König selber als Geisel. Da schwuren die Franzosen, sich lieber tödten zu lassen, als darein zu willigen. Von allen Seiten werfen sich nun die Saracenen auf die abziehenden Christen; Graf Chatillon deckt den Rückzug und bietet das Aeußerste auf, was Muth und Standhaftigkeit vermögen; allein die Uebermacht der Saracenen ist zu groß; die schwachen gänzlich entkräfteten Schaaren der Christen werden umrungen und niedergemetzelt, und nur Diejenigen verschont, die ein Lösegeld hoffen ließen; gefangen werden auch der König und seine zwei Brüder. Man führte sie nach Mansura; dem Könige ließ man nur einen Diener und zwei Capläne. In solcher Verlassenheit und Noth zeigte Ludwig die ganze Ergebung und das Vertrauen eines wahren Christen, aber auch zugleich die Hoheit eines ungebeugten königlichen Muthes. Seine feste gelassene Ruhe gebot Ehrfurcht, und die Saracenen äußerten, er betrage sich wie ihr Herr und nicht wie ihr Gebieter. Der Sultan verlangte von ihm die Abtretung aller christlichen Städte in Palästina; Ludwig erklärte offen, er könne nicht über sie verfügen, sie seien Eigenthum des Kaisers und der Ritterorden. Jetzt drohte Moattam mit der Folter; der König sprach: „Ich bin in seinen Händen, er thue an mir, was ihm gefällt!“ Durch diesen unerschütterlichen Muth besiegt, begnügte sich der Sultan für die Loslassung des Königs und der Gefangenen mit der Zurückgabe Damiettes und dem Lösegelde von einer Million Goldbyzantiner. Mit Würde antwortete Ludwig: „Durch Gold kauft sich ein König nicht los; für mich geb' ich Damiette, die Million Byzantiner für meine Leute!“ Der edle Trotz des Königs gefiel dem Sultan so sehr, daß er ihm unaufgefordert zweimalhunderttausend Byzantiner nachließ.

Aber noch war der Kelch des Leidens nicht geleert; die Mameluken (Türken, die Wachen des Sultans) ermordeten ihren Herrn, den Sultan Moattam. Einer von den Mördern eilte mit dem Herzen des Getödteten zu Ludwig und rief: „Was gibst du mir, daß ich dir deinen Feind umbrachte, der bei län-

gerem Leben dich gewiß dem Tode würde überliefert haben?“ Mit Abscheu wandte sich Ludwig ab. Der Unmensch schwang jetzt drohend den Säbel über des Königs Haupt und schrie: „Wähle, entweder von meiner Hand zu sterben oder mich zum Ritter zu schlagen!“ Der König entgegnete furchtlos: „Werde ein Christ und ich will dich zum Ritter schlagen!“ Bestürzt durch solche Entschlossenheit entfernte sich der Mameluke. Da traten Andere der Mörder ein und verlangten von ihm, er solle zum Zeichen seiner Aufrichtigkeit den Vertrag mit einem Eide beschwören; sie sagten ihm nun eine gotteslästerliche Eidesformel vor. Keine Gewalt, keine Drohung konnten den König bewegen, also zu schwören, lieber wollte er sterben. Da ließen die Mameluken verwundert ab; Einer von ihnen äußerte, er sei der Mann, den sie zu ihrem Sultan machen müßten. —

Nun ward Damiette übergeben; die Mameluken wollten wider ihr Wort alle Christen der Stadt tödten; nur mit Mühe konnten Einige der redlichen Emire sie davon abbringen; der König aber entrichtete durch den Grafen von Montfort gewissenhaft die viermalhunderttausend Byzantiner, die er bei der Abfahrt von Aegypten noch zu zahlen hatte. Der Graf aber rühmte sich, die Saracenen um zwanzigtausend Byzantiner übervortheilt zu haben; das erzürnte den treuen König, und augenblicklich mußte der Graf zu den Saracenen zurück und das Fehlende ihnen überbringen. Nach einer sechstägigen Fahrt erreichte Ludwig mit den Seinigen glücklich Ptolemais. Da brach die Pest unter ihnen aus, und die, so dem Schwerte entronnen waren, fielen nun schaarenweise als Opfer der wüthenden Krankheit. Hier zeigte Ludwig die ganze Liebe seines Herzens; wiewohl selber kaum genesen, bediente er, der König, seine kranken Unterthanen, und bot Alles auf, durch Tröstung und Herbeischaffung heilsamer Arzneien ihre Leiden zu lindern. Als die Pest vorübergegangen, wallte Ludwig voll heißer Andacht in härenem Gewande nach Nazareth; nach Jerusalem aber ließen ihn die Seinigen nicht. Die Gefahr Seitens der Saracenen schien zu groß, und die Macht, die ihm geblieben, bei weitem zu gering, als daß ein König von Frankreich mit Würde sich damit vor Christen und Saracenen hätte zeigen können. Drei Jahre blieb Ludwig in Palästina und stand

nach seinen Kräften den Christen bei; mit großem Aufwande ließ er einige Städte befestigen, als Cäsarea, Joppe und Sidon. Da kam auch ein Gesandter des Alten vom Berge zu dem Könige. Die Ismaeliten nämlich, eine muhamedanische Secte, hatten 1090 unter Hassan-Ben Sabbah ein dem ganzen Morgenlande furchtbares Reich gegründet. Dieser Hassan (sowie seine sieben Nachfolger) heißt der Alte vom Berge, weil er seinen Sitz auf der Bergfeste Messiade in Syrien hatte. Der Grundsatz der Ismaeliten war: „Erlaube dir Alles und fürchte Nichts" Sie glaubten weder an Himmel noch an Hölle, überließen sich aller Sinnenlust, waren jedoch zu dem strengsten Gehorsam verbunden und verpflichtet, je nach den Geboten des Alten vom Berge, ihr eigenes oder fremdes Blut zu vergießen. Von nun an wurden die Anhänger des Alten vom Berge die furchtbarsten Meuchelmörder. Verkleidet unter allerlei Gestalten schlichen sie umher, und höchst selten entrann ihren Dolchen ihr Opfer, das sie sich nicht unter niedrigen Leuten, sondern unter Fürsten, Emiren, Veziren und Kalifen suchten. Als einst ein Gesandter des Sultans Sandschar zu dem Alten kam, ließ dieser Einige seiner Getreuen herbeirufen; zu dem Einen sprach er: „Morde dich selbst!" und augenblicklich stieß sich der Unglückliche den Dolch in die Brust. Zu einem Andern sagte der Alte: „Steige diesen Thurm hinauf und stürze dich hinab!" Eilends that der Jüngling nach seinem Worte und nach wenig Augenblicken lag er zerschmettert auf der Erde. Zwei abendländische Fürsten, Raimund von Tripoli und Conrad von Montferrat, waren unter ihren Dolchen gefallen. Meist berauschten sie sich mit Bilsenkraut (arabisch Haschischeh), daher ihr Name Assassinen. Die Mongolen und der ägyptische Sultan Bibars demüthigten den Alten vom Berge. König Ludwig empfing zwar seinen Gesandten; als aber dieser von ihm Tribut verlangte, antwortete er, wenn sich der Alte vom Berge nicht binnen vierzehn Tagen für einen Freund des Königs erkläre, so würde man ihn zu züchtigen wissen. Der Alte vom Berge, dessen Herrschaft die alte Furchtbarkeit schon verloren hatte, legte sich zum Ziele, gab Geschenke und erhielt Gegengeschenke. Ivo, ein Dominicaner, begleitete den Gesandten zu dem Alten vom Berge zurück und versuchte, ihn zu bekehren, richtete aber nichts

aus. Bald darauf brachte der päpstliche Gesandte dem Könige die Nachricht von dem Tode seiner Mutter Bianca; schmerzhaft schrie der König auf, warf sich dann vor dem Altare nieder und sprach betend: „Mein Herr und Gott! ich danke Dir, daß Du mir meine liebe Mutter so lange gelassen. Ich liebte sie mehr, als alle Geschöpfe der Welt; Du aber hast sie abgefordert in Dein Reich; Dein Wille geschehe!“ Nun mußte er sich losreißen von dem heiligen Lande und in sein Reich heimkehren, von welchem er sechs Jahre abwesend geblieben. Glücklich erreichte er Frankreich, wo seine Ankunft Alles in die höchste Freude versetzte. Ludwig selbst aber bekannte dem König Heinrich von England, er schätze sich glücklicher, daß er mit Ergebung alle Unfälle des Kreuzzuges erduldet, als wenn er die ganze Welt seinen Gesetzen unterworfen hätte.

Die erlittenen Drangsale, so groß sie auch waren, hatten dem Könige das Kreuz nur noch lieber gemacht, nie war dasselbe seit seiner Rückkehr von seiner Brust gekommen. Seine Sehnsucht, die Christen zu befreien und am Grabe des Erlösers zu beten, wuchs in seinem Herzen von Jahr zu Jahr, wuchs mit den Bedrängnissen der Christenheit im gelobten Lande. Da berief er den 25. August 1267 die Prälaten und Edlen des Reiches nach Paris; die Dornenkrone des Heilandes in der Hand, trat er in ihre Mitte, und ermunterte sie in einer ergreifenden Rede, den Christen die Bruderhilfe nicht zu versagen und das Land des Herrn den Ungläubigen zu entreißen. Auf's Neue schwuren die Versammelten, mit ihm wider die Saracenen zu ziehen. Im Kriegsrathe ward beschlossen, den Krieg in Afrika zu eröffnen; der König von Tunis zeigte sich geneigt, Christ zu werden, und nur die Furcht vor seinen Unterthanen, so hatte er Ludwig versichern lassen, halte ihn vom offenen Bekenntnisse ab. „Saget euerm Herrn, sprach der König zu dessen Gesandten, die mit ihm der Taufe eines Juden anwohnten, daß ich so sehnlich seine Bekehrung wünsche, daß ich gerne meine noch übrigen Lebenstage in Banden zubringen wollte, wofern ich ihm und seinem Volke um diesen Preis vom Himmel die Gnade der Taufe erlangen könnte.“

So zog nun König Ludwig mit der Kreuzesflotte nach Tunis; bald erwies es sich, daß der Fürst von Tunis ein

Verräther war; er leistete Widerstand; schon rüsteten sich die Christen, seine Heuchelei zu züchtigen und Tunis zu nehmen. Da erzeugte die glühende Hitze eine Pest im Lager der Christen, die binnen wenigen Tagen die Hälfte des Heeres tödtete; die Edelsten, die Bischöfe und Barone des Reiches starben dahin; an Ludwig's ältestem Sohne ging der Würgengel vorüber; aber zum bittern Jammer des Vaters tödtete er seinen jüngern Sohn Johann Tristan, Grafen von Nevers. Jetzt ergriff die Krankheit den König, der Tag und Nacht den Sterbenden beigestanden, selber. Als er sein nahes Ende fühlte, gab er seinem Sohne Philipp, dem Erben des Reiches, die letzten Lehren väterlicher Liebe und Weisheit und empfing die heiligen Sacramente mit solch' glühender Andacht, daß alle zu Thränen gerührt wurden; sein Bett ließ er mit Asche bestreuen; sterbend faltete er kreuzweise die Arme über die Brust und sprach die Worte des Psalmisten: „Ich will in dein Haus gehen, ich will anbeten in deinem heiligen Tempel und deinen Namen preisen."

So hauchte der edle Held die heilige Seele aus (1270); gleich nach seinem Tode kam Carl von Anjou, der König von Neapel, und konnte dem entschlafenen Bruder nur mehr die letzte Ehre erweisen. Ermuthigt durch Ludwigs Tod griff der Fürst von Tunis die Christen an, ward aber dreimal geschlagen und erkaufte gerne den Abzug der Christen mit Tribut an König Carl und mit schweren Summen an die Franzosen.

XIII. Kapitel.

Der Untergang der Hohenstaufen. — Rudolf von Habsburg. — Verlust des heiligen Landes.

Nach des Kaisers Friedrich II. Tode ging Innocenz IV. nach Italien zurück und erklärte als Lehnsherr von Neapel und Sicilien die Hohenstaufen auch dieser Reiche für verlustig. Dennoch behauptete sich hier König Conrad IV., seinem Vater an Härte und Grausamkeit gleich, bis er zu Lavello am Fieber

starb 1253. Sein Erbe war Conradin, sein einziges Söhnlein; Berthold, Markgraf von Hohenburg, dessen Vormund, bat den Papst, seinem Mündel Conradin die Belehnung mit Sicilien zu ertheilen. Das schlug ihm Innocenz ab; doch bestätigte er Conradin das Reich Jerusalem, das Herzogthum Schwaben und seine übrigen Lehen, auch die im sicilischen Reiche und gestattete, daß die Einwohner dieses Landes ihm und der römischen Kirche den Eid der Treue vorbehaltlich der Rechte des Kindes Conrad's schwuren. Den 15. December 1254 ging Innocenz nach einem mit Würde und Kraft geführten Pontificate zu Gott. Clemens IV. verlieh 1265 Sicilien an Carl von Anjou, den unähnlichen Bruder des heiligen Ludwig. Schwerer noch als die Hohenstaufen bedrückten er und seine Franzosen die Leute von Neapel und Sicilien. „Nein rief darüber empört der Papst, so arg hat es Friedrich II. nicht getrieben!" Da riefen die Unzufriedenen wider die Tyrannen den jungen Conradin herbei. Umsonst suchte die Mutter Elisabeth den erst sechzehnjährigen Sohn zurückzuhalten; zu Hohenschwangau trennte sie sich von ihm mit heißen Thränen und trauriger Ahnung. Friedrich von Baden, sein Jugendfreund und eine treffliche Schaar teutscher Ritter begleiteten den letzten Sproßen von Hohenstaufen. Und der Sieg schien mit ihm zu seyn. Die Anhänger seines Geschlechtes sammelten sich in Italien um ihn, Rom öffnete seine Thore und Conradin zog voll guter Hoffnung wider Carl von Anjou. Bei Tagliacozzo trafen Beide zusammen; schon war der Sieg für Conradin gewonnen, als seine Truppen bei dem Plündern des feindlichen Lagers sich zerstreuten und von den wiedergesammelten Franzosen zurückgeworfen und geschlagen wurden. Conradin selber gerieth mit Friedrich von Baden und vielen edlen teutschen und italienischen Herren in Gefangenschaft. Umsonst mahnte der Papst den Sieger zur Milde, umsonst rief er den König Ludwig von Frankreich um seine Vermittlung für Conradin an — Carl kannte kein Erbarmen. Zu Neapel ward der unglückliche Conradin auf das Schaffot geführt, mit ihm Friedrich von Baden und dreizehn andere Herren; vom Blutgerüste herab warf er seinen Handschuh, damit er seinem Vetter, dem Könige Peter von Aragonien, überbracht werde, zum Zeichen,

daß er ihm alle Rechte auf Sicilien und Apulien übertrage. Dann umarmte er seine Todesgenossen, zumal Friedrich, zog sein Oberkleid aus und rief, Augen und Arme zum Himmel erhebend: „Jesus Herr aller Creaturen! König der Ehren! wenn dieser Kelch des Leidens an mir nicht vorübergehen soll, so empfehl' ich meinen Geist in deine Hände!" Jetzt kniete er nieder, aber dann noch einmal sich emporrichtend rief er aus: „O Mutter welches Leid bereit' ich dir!" Dann empfing er den Todesstreich den 27. Okt. 1269.

Aber die Rache blieb nicht aus; als das Maß des blutdürstigen Carl und seiner Gesellen voll war, nahm sie das mißhandelte Volk auf fürchterliche Weise. Am Ostermontag des Jahres 1282 brachen die Sicilianer los und ermordeten die Franzosen; keiner fand Gnade, nicht ihre Frauen, nicht ihre Kinder; alle Spur französischer Herrschaft ward vertilgt. Carl von Anjou mußte fliehen, mit Mühe nur konnte er Neapel behaupten; Siciliens Krone kam an Peter von Aragonien; er gab sie seinem Sohne Jacob.

Rudolf von Habsburg.

Nach dem Aussterben der Hohenstaufen fand sich Keiner der teutschen Fürsten, der Lust bewiesen hätte, die Königskrone zu tragen; man bot sie auch auswärtigen Herrn, wie Richard von Cornwallis und Alphons von Castilien, an. Dreiundzwanzig Jahre blieb das große Reich der Wirklichkeit nach ohne Oberhaupt. Diese Zeit, wo das kaiserliche Ansehen nimmer galt, Unrecht und Gewalt mit eiserner Faust überall herrschten, heißt das Zwischenreich. Wie in Teutschland, also in Italien, auch hier Unruhe und Auflösung; die kleinern Städte waren geknechtet durch Tyrannen, die größern, wie Genua, Florenz, Pisa und Venedig durch Handelseifersucht getrennt und im Kriege mit einander zu Wasser und zu Land. Noch bestanden einander haßend die Parteien der Welfen und Gibellinen; die Sitten verwilderten, für Nichts war Gefühl als für Sinnlichkeit; gegen den Feind hielt man Alles erlaubt. Es war eine große Noth; nur die Schlechten jubelten, die Bessern seufzten jammernd um einen Herrscher, der das Reich säubern und nur in so weit dem Unwesen steuern würde, daß man

ehrlich sich zur Ruhe legen könnte, ohne Furcht im Schlafe geplündert und erschlagen zu werden oder mit Haus und Hof zu verbrennen.

Im Jahre **1273** hatten sich die Fürsten des Reiches zu Frankfurt versammelt, um einen König zu wählen, der für solche Noth der rechte Mann wäre. Papst Gregor **X.** empfahl ihnen Rudolph von Habsburg, einen in der Schweiz und Elsaß begüterten Herrn; es war der rechte Mann, voll Muth und Heldensinn, frommen Herzens, und geachtet überall. Zu Aachen ward er gekrönt; er sollte nun die Vasallen nach altem Brauche mit dem Scepter belehnen; aber es war keines vorhanden. Da nahm König Rudolph das Crucifix vom Altare und rief: „Dieses Kreuz, das die Welt erlöset hat, soll die Stelle des Scepters vertreten!" In diesem Geiste regierte Rudolph; er brach die Burgen der Raubritter, stiftete Ruhe im Reiche und saß fleißig und strenge zu Gericht; so half er dem gesunkenen kaiserlichen Ansehen wieder auf und demüthigte den stolzen Ottokar, den König von Böhmen; mit den Päpsten lebte er in dem besten Einverständnisse, zur Freude der ganzen Christenheit und zu seinem und des Reiches Nutzen.

Laut hatte Gregor **X.** auf dem Concil zu Lyon, dem vierzehnten allgemeinen, wo er die Vereinigung der Griechen zu Stande brachte, seine Freude über Rudolphs Erhebung ausgesprochen und ihn zwei Jahre darauf in Lausanne gesehen. Dieser Rudolph ist der Stammvater des österreichischen Kaiserhauses. — Alles trauerte, als es hieß, er sei in Germersheim gestorben. Sein Hintritt (**1291**) zeigte, was das Reich an ihm verloren; weder Graf Adolph von Nassau, den nun die Churfürsten wählten, noch Rudolphs Sohn, Albert von Oesterreich, der, wider den König Adolph von einer Parthei aufgestellt, ihn bei Göllheim schlug und tödtete (**1297**), besaßen des Verstorbenen Manneskraft und Mäßigung. Albrecht ward im zehnten Jahre seiner Regierung von seinem Neffen, Johann von Schwaben, ermordet (**1308**). Heinrich **VII.**, Graf von Luxemburg, sein Nachfolger, ging nach Italien, aber er starb schon im zweiten Jahre seines Kaiserthums **1310** und ließ Teutschland und Italien in größerer Verwirrung, als er es gefunden. In dieser Noth und allgemeinen Unordnung war das Hilfgeschrei

der bedrängten Christen im gelobten Lande ungehört verhallt, wiewohl die Päpste, zumal Gregor X., auf dem Concil zu Lyon auf das Eindringlichste die Könige und Völker zu einem einem neuen Kreuzzuge gemahnt hatten.

Der Verlust des heiligen Landes.

Der einzige Fürst, welcher den Christen im Morgenlande Hilfe brachte, war Carl von Anjou, aber sie reichte wider den Andrang der Saracenen nicht aus; bald waren die Christen bis zur Küste hinabgedrückt, und nur mühsam hielten sie sich noch in einigen Städten. Der Sultan der Mameluken, Seiffeddin Kelawun, nahm den Johannitern die Burg Markab, erstürmte Laodicäa und andere Schlösser, Tripoli verbrannte er. Der Zwiespalt unter den Christen half ihm mehr, als sein Schwert; zwar starb Kelawun, allein sein Sohn, Melech Seraph, setzte mit Kraft und Entschlossenheit den Krieg fort und zog wider Ptolemais. Es war fester als je; an fünfzehntausend Streiter lagen darin, mehr als genug zur sieghaften Vertheidigung; aber gefährlicher als die Saracenen waren für die Christen Sittenlosigkeit und Uneinigkeit. Die Einen hielten es mit dem Könige von Sicilien, die Andern mit dem von Cypern; erst als die äußerste Noth sie drängte, erkannten sie den Großmeister der Tempelherren, einen versuchten Kriegsmann, als ihr Oberhaupt. Er that das Aeußerste, und starb, von einem vergifteten Pfeile durchbohrt, den Tod des Helden; tief beugte sein Verlust die Belagerten; die erwartete Hilfe blieb aus, nur fünfhundert Fußknechte und zweihundert Reiter führte ihnen der König von Cypern zu. Dennoch widerstanden die Christen auf's Tapferste, nur Schritt für Schritt weichend, bis endlich die Saracenen die blutgeröthete Mauerer stürmten und mit schonungsloser Wuth über die Fliehenden herfielen. Nur Wenige konnten sich auf die Schiffe retten; manches Schiff ward überfüllt und ging unter; so jenes des Patriarchen, der liebevoll die Flüchtlinge in seine Galeere aufnahm und mit ihnen vor den Augen der drohenden Saracenen versank. Der Schmach zu entgehen, hatten die Jungfrauen des Klosters der heiligen Clara freiwillig sich gräßlich entstellt; sie wurden Alle getödtet, so auch die Söhne des heiligen Franziscus. Die Tempelherren



vertheidigten sich in dem Hauptthurme, bis er unterwühlt zusammenstürzte, und die Ritter wie die angreifenden Saracenen unter seine Trümmer begrub; nur 10 Templer blieben übrig; die Teutschherrn waren alle gefallen, von den Johannitern entkamen blos 7 mit ihrem todtwunden Großmeister Jean de Villiers. Mehr als sechzigtausend Menschen verloren bei der Einnahme von Ptolemais ihr Leben. Der Verlust dieser Stadt war das Ende der christlichen Herrschaft in Palästina; nun wurden Tyrus, Sidon und alle Schlösser längs der Seeküste verlassen. Mit Trauer und Schmerz sahen die Christen das Land ihrer Sehnsucht in den Händen der Ungläubigen. Wohl riefen die Päpste gar oft die Völker und Fürsten zum Kreuzzuge auf; allein die Begeisterung, die einst Hunderttausende zum Kampfe entzündet hatte, war erloschen; wohl zogen noch fromme Pilger bald einzeln bald in größern Gesellschaften zum heiligen Grabe, aber ein Kreuzzug kam nimmer zu Stande. Bis heutzutage sind die Christen Fremdlinge in Palästina, nur geduldet in der Heimath ihres göttlichen Erlösers.

Allein es hatte sich bei den Kreuzzügen nicht blos um die Eroberung des heiligen Grabes gehandelt: es galt, den Glauben und die Herrschaft der Christen wider die steigende Macht des Islam zu erhalten; daher der unermüdliche Eifer der Päpste, die Christen wider die Saracenen zu waffnen, und diese in ihrer Heimath, an der Wurzel ihrer Macht, anzugreifen und zu überwältigen; es war ein Kampf des Christenthums mit dem Islam. Dieß hatten die Päpste wohl erkannt; hätten die Völker des Abendlandes ihre Stimme gehört, ihrem Wirken die rechte Unterstützung gegeben, sie hätten sich endlosen Jammer erspart und kein Saracene wäre bewaffnet auf christlicher Erde erschienen. Aber es traf ein, was die Päpste seit Langem warnend verkündigt hatten: Die Bekenner Muhameds werden aus Angegriffenen nun selbst Angreifer; wenige Jahrzehnte nach dem Falle Ptolemais stehen sie an der Meerenge der Dardanellen, ihr Kriegsgeschrei erschüttert Constantinopel, und tönt schreckend bis nach Wien und Rom.

XIV. Kapitel.

Bonifacius VIII.
(1294—1303.)

Im Jahre 1294 bestieg der Cardinal Benedict Gaetani aus Anagni unter dem Namen Bonifacius **VIII.** den Stuhl des heiligen Petrus; er war der größte Rechtsgelehrte seiner Zeit, voll Geist und Kraft, aber auch hochfahrend und zu Uebertreibungen geneigt; die Tugend der Liebe und Milde fehlte ihm, darum auch der Segen von Oben. Gleich zu Anfang seiner Regierung machte er sich durch unkluge Härte die mächtige Familie der Colonna zu Feinden. Zwei der Colonna waren Cardinäle. Darauf ward er in den so verderblichen Kampf mit Philipp, Könige von Frankreich, verwickelt; Philipp hieß seiner Leibesgestalt halber der Schöne, aber sein Character war häßlich; Habsucht und Ungerechtigkeit aller Art beflecketen ihn; er war ein Räuber des Kirchengutes ohne Gleichen, ein Verfälscher der Münze. Bonifacius hatte dem Könige behufs eines Kreuzzuges den Zehnten alles Kirchengutes bewilligt; Philipp aber, den Kreuzzug ganz hintansetzend, hatte diese Erlaubniß nur zur Bedrückung und Aussaugung der Geistlichkeit mißbraucht, anderer Gewaltthätigkeiten nicht zu gedenken. Da schritt Bonifacius ein; warnend sandte er den Bischof von Pamiers Bernard von Saisset, an den König. Dieser war dem Bischofe wegen früherer Händel abgeneigt, ließ er ihn ohne Weiteres als Majestätsverbrecher vor Gericht stellen und gefangen setzen. „Niemanden erkenne er, äußerte Philipp, auf Erden, über sich an;" — worauf der Papst in einer Bulle ihm entgegnete: „Wohl habe er auf Erden einen Obern und sei dem Oberhaupte der Kirche unterworfen."

Ein zweites kürzeres Schreiben richtete Bonifacius an den König; aber es ward von seinen Feinden, wie man vermuthet, von dem Kanzler Peter Flotte, verfälscht. Mit höchstem Zorne las Philipp, daß er dem Papste im Zeitlichen wie im Geistlichen unterworfen sei. Schlau benützte der König den üblen Eindruck, welchen dieses verfälschte Schreiben auf das Volk machte, ließ es verbrennen und berief — in Frankreich

zum Erstenmale — die geistlichen und weltlichen Stände des Reiches; diese erklärten, nie würden sie zugeben, daß ein König von Frankreich im Zeitlichen einen Oberherrn erkenne. Diese Erklärung übersandten sie den Cardinälen; sie aber betheueten, nie hätte der Papst dem Könige geschrieben, daß er ihm in zeitlichen Dingen unterworfen sei, und sein Reich von ihm zu Lehen trage. Das Nämliche sprach Bonifacius selber in einem Consistorium zu Rom aus: „Nie sei es ihm in den Sinn gekommen, den Unterschied der beiden von Gott gesetzten Gewalten, der geistlichen und der weltlichen, zu läugnen oder sich die Herrschaft über den König anzumassen; aber der König sei ihm wie jeder andere Gläubige hinsichtlich der Sünde unterworfen."

Auf diese Erklärung des Papstes hätte gar leicht eine Verständigung zwischen ihm und dem Könige zu Stande kommen können; allein Philipp wies sie zurück; er fand für seinen Säckel und für seine Macht den Zwiespalt ergiebiger. Aerger als je preßte er die Geistlichen, verbot wiederholt die Ausfuhr alles Goldes und Silbers außer Landes, wie die Entrichtung aller dem Papste gebührenden Taxen. Mit einer Ungezogenheit, wie die Welt bisher an einem christlichen Fürsten noch nie gesehen, kränkte er den alten Papst mit den gemeinsten Schimpfwörtern, nahm seine Schreiben an die Geistlichen weg und ließ diese sogar einkerkern. Der Papst hatte eine Synode nach Rom berufen; der König untersagte den Prälaten Frankreichs, sich dahin zu begeben; schon drohte der Papst mit dem Banne; da ließ der König in rasendem Zorne vor einer Versammlung seiner Großen und Bischöfe durch seinen Rath, Wilhelm von Nogaret, den Papst der schändlichsten Verbrechen anklagen. Der König und die weltlichen Stände appellirten mit Vorbehalt der dem Stuhle des heiligen Petrus gebührenden Ehrfurcht an ein allgemeines Concil, für dessen Berufung Philipp zu sorgen versprach; ein solches Verfahren war beispiellos, war eine offene Spaltung. Alle mußten diese Appellation unterschreiben; die sich weigerten, wie die Dominicaner zu Montpellier, wurden geplündert und aus dem Lande gejagt.

Da reinigte sich Bonifacius vor den Cardinälen durch einen feierlichen Eid von den angeschuldigten Verbrechen und floh von

Rom nach Anagni. Schon hatte er die Bullen der Excommunication des Königs Philipp und des Interdictes über Frankreich ausfertigen lassen, als Wilhelm von Nogaret, von Sciarra Colonna begleitet, mit einem Haufen Söldner in Anagni einbrach. Ihr Erstes war, den Schatz des Papstes zu plündern, dann griffen sie ihn selber an. Bonifacius verlor die Fassung nicht: „Da ich verrathen bin, wie Christus, rief er aus, so will ich wenigstens als Papst sterben!" Er ließ sich mit dem Mantel und der Tiara bekleiden, nahm den Schlüssel und das Kreuz in die Hand, und setzte sich auf den päpstlichen Stuhl. Allein Nogaret und seine rohen Begleiter achteten weder der heiligen Zeichen seiner Würde noch seiner Thränen; ja sie schlugen ihn sogar. Nach dreitägiger Haft ward Bonifacius von den Bürgern Anagnis befreit, und ging nach Rom; dort harrte seiner neuer Verrath; seine Feinde wollten ihn auf das Neue gefangen setzen, das brach dem Greise das Herz (1303).

Bonifacius VIII. ist es, der das Jubiläum einführte. Schon früher, so ward behauptet, sei der große Jubiläumsablaß alle hundert Jahre den nach Rom Wallfahrenden geschenkt worden. Das Andenken daran war aber so erloschen, daß die ältesten noch lebenden Personen davon erst Zeugniß geben mußten, worauf Bonifacius eine Bulle erließ und den Ablaß zum größten Jubel der ganzen Christenheit feierlich bestätigte. Der Wunsch, daß jeder Christ das Jubeljahr erleben möchte, bewog Clemens VI. jedes fünfzigste Jahr, Urban VI. jedes dreiunddreißigste Jahr — denn so lange hatte Christus auf Erde gewandelt — Paul jedes fünfundzwanzigste Jahr zu einem Jubeljahr zu erheben.

XV. Kapitel.

Die Missionen.

(Die Bekehrungen in Asien und Afrika.)

Dieselbe Liebe zu Jesus, welche die Christen zur Eroberung des heiligen Landes entflammt hatte, trieb sie auch an, seine Lehre unter den Morgenländern, den Muhamedanern und

Heiden zu verbreiten und ihre Seelen Ihm zu retten. Mit dem thätigsten Eifer verwendeten sich dafür die Päpste; denn außer dem Gewinne, welche durch diese Bekehrung der Herrlichkeit des Heilandes und dem Ansehen der Kirche zuging, gab es kein besseres und sichereres Mittel; Jerusalem zu behaupten, als die Morgenländer der Irrlehre zu entreißen und sie mit den Christen im Glauben zu vereinigen. Für dieses große Ziel wurden schwere Opfer mit Freuden gebracht und unermüdlich gearbeitet, obgleich die Ernte der Mühe der Aussaat nicht gleichkommen wollte. Die Apostel, welche die beschwerliche Arbeit über sich nahmen, sind zumeist Söhne des heiligen Franciscus und Dominicus.

Schon der heilige Franciscus hatte vor dem Sultan von Marocco **1214** die Lehre des Gekreuzigten mit Feuereifer gepredigt, aber weder dessen Bekehrung noch die Martyrkrone für sich gewinnen können. Darauf verkündigte er das Wort des Herrn in Syrien und Palästina, und erwarb seinem Orden das noch jetzt bestehende Vorrecht, die heiligen Orte zu Jerusalem hüten und zwischen der Wiege und dem Grabe Christi beten uud sterben zu dürfen. Als der Heilige nach Italien zurückgekehrt, ward er durch die Botschaft erfreut, daß fünf seiner Brüder, Bernardus, Peter, Ajut, Otto und Accursus, zuerst im Gefängniße zu Sevilla glorreich für Christo gezeugt, und dann zu Marocco heldenmüthig ihr Leben gelassen. Ihr Martyrtod trieb sieben andere Brüder nach Marocco, und freudig, wie jene, boten auch sie ihre Häupter dem Henker dar (**10.** October **1221**). Zehn Jahre darnach traten zu Valencia zwei Brüder des Ordens des heiligen Franciscus den Weg zur Richtstätte an, dem muselmännischen Fürsten dankend, daß er ihnen zur Martyrkrone verhelfe. Darauf erhoben sie die Hände zu Gott und flehten, Er möge ihn zum Lohne bekehren. Gott erhörte diese erhabene Bitte. Der Verfolger ward Christ und erhielt den Namen Vincenz. Ueberwunden von dem Könige von Aragonien wollte er seinen Pallast, den ihm der Sieger zur Wohnung bestimmt hatte, den Brüdern derjenigen einräumen, die er so schwer verfolgt hatte.

Wie sein Bruder, der heilige Franciscus, betrieb auch der heilige Dominicus mit heißem Eifer die Bekehrung der

Morgenländer; noch bei seinen Lebzeiten drangen Dominicaner in Marocco ein. Nach dem Tode des Stifters versammelte sein Nachfolger, Jordanus, die Predigerbrüder und rief Diejenigen auf, welche sich für Missionäre geschaffen fühlten. Da knieten Alle, einige altersschwache Religiosen ausgenommen, nieder und baten: „Mein Vater! schicket mich, ich bin bereit!" Jordanus wählte die Tüchtigsten aus ihnen und sandte sie nach dem Norden, in den Orient und nach dem gelobten Lande. Xuron und Brochard, die Dominicaner, arbeiteten so fleißig, daß die Brüder binnen wenigen Jahren achtzehn Häuser im heiligen Lande besaßen. Mit ihnen wetteiferten die Franciscaner; zahlreiche Häuser der mindern Brüder erstanden in dem gelobten Lande; die Familie des heiligen Landes (so hießen die mindern Brüder:) besaß bald an achtzig Klöster, selbst in Aegypten (zu Damiette, Rosette, Alexandrien und Cairo) und in Cypern hatte sie Ordenshäuser. Als die Saracenen (1291) die Christen aus Palästina getrieben, ward die Noth groß; die heiligen Kirchen und Oerter schienen verlassen uud fast aufgegeben. Da reiste Bruder Roger Guerin zu dem Sultan nach Egypten und erwirkte, daß acht Franciscanern die Obhut über das heilige Grab anvertraut ward. König Robert von Sicilien unterstützte sie; nach langen Unterhandlungen und um bedeutende Geldsummen gelang es, die Griechen von allen Heiligthümern zu Jerusalem, Bethlehem und Nazareth zu entfernen; den Minoriten ward die Wache über die heiligen Oerter, wo unser Herr das Werk des Heiles vollbracht, wie die Besorgung des Gottesdienstes übertragen. Ihr Recht zu diesem Ehrenamte ward mehrmals von den Päpsten, zuletzt von Papst Urban **VIII.** feierlich anerkannt, wie auch der Eifer und die Hingebung, womit sie Gut und Blut opfernd die Wache gehalten.

Tancred, deren Provinzial, ausgezeichnet durch Rednergabe, bewog viele Muhamedaner und Juden zur Annahme des wahren Glaubens. Schon gab es christliche Bischöfe zu Marocco; die Päpste waren in einem ununterbrochenen Briefwechsel mit den Fürsten der Saracenen, die Gläubigen zu schützen und die Religion Jesu auszubreiten. Neue Gehilfen für das herrliche Werk sandte der Herr in den würdigen Söhnen der heiligen Felix von Matha und Peter von Nolasco, welche, die

Christen aus der Gefangenschaft der Ungläubigen loskaufend, durch ihre Liebe und Aufopferung selbst Diesen die Religion Jesu werth machten. Einer der edelsten Trinitarier war Peter von Armangola, ein Sprößling des erlauchten Geschlechtes der Grafen von Urgel in Catalonien. Seine Jugend brachte er mit übeln Dingen zu, aber Gottes Gnade trieb ihn 1288 zur Buße; er übte sie in dem Orden der Barmherzigkeit mit Strenge. Abgesandt zu den Saracenen nach Granada, erfüllte ihn der Anblick der gefangenen Christen und ihres Elendes mit dem tiefsten Wehe; seine Liebe und Hingabe, ihre Noth zu lindern, rührte selbst die harten Muselmänner. Darauf ging er nach Algier, wo er dreihundertsechsundvierzig Sklaven erlöste; zu Bugia befreite er Deren hundertneunzehn, darunter Mehrere seines Ordens. Da entdeckte er noch achtzehn Christenkinder, die alle der Rohheit ihrer Herrn geopfert werden sollten; er hatte kein Geld mehr, aber sein Bitten bewirkte, daß man ihm die Kinder überläßt, gegen das Versprechen, für ihre Freiheit tausend Dukaten zur bestimmten Zeit zu zahlen. Bis diese Summe angekommen, blieb Peter in Bugia, tröstete die Christen, und gewann sogar Muselmänner für Christo. Dieß erregte die Wuth der Ungläubigen; zum Unglücke traf auch die verheißene Geldsumme zur festgesetzten Frist nicht ein; und sie schleppten den Bruder erbittert zum Galgen. Daran hing er sechs Tage; nun kam Bruder Florentin mit den tausend Dukaten, und vernahm jammernd Peters Martyrtod. Aber seine Leiche will er retten; man gestattet es ihm. Doch statt einen Todten zu finden, fand Florentin in Peter noch Leben. Ganz Bugia erstaunte, als Peter, von Florentin und den Christen frohlockend begleitet, wieder die Stadt betrat und Allen sich zeigte. Sogleich glaubten einige Saracenen und baten um die Taufe. Lebenslang aber behielt Peter einen schiefen Hals und ein bleiches Gesicht zum Andenken der Marter; seine Rettung schrieb er der Fürbitte der seligsten Mutter Maria zu; er wirkte noch sechs Jahre mit nie ermüdender Thätigkeit für das Heil der Gefangenen. Innocenz XI. erlaubte dem Orden der barmherzigen Brüder in Peter einen Heiligen zu verehren.

Wunderbar ist es, was man von Bruder Lievin, aus dem Orden des heiligen Franciscus, erzählt. Den Ungläubige

das Evangelium zu predigen, war er nach Cairo gekommen. Dort hob er in der Hauptmoschee der Muhamedaner in Gegenwart des Sultans für Christo zu zeugen an; ihn schreckte nicht die Todesstrafe, welche darauf gesetzt war. Dem Sultan hielt er das Geheimniß der hochheiligen Dreieinigkeit vor, und forderte ihn auf zur Abschwörung seines Irrglaubens und zur Annahme der Taufe. Lievin konnte sich nur in der Sprache seines Landes (Frankreichs) ausdrücken; der Sultan verstand ihn nicht und befragte einige Renegaten (vom Christenglauben Abgefallene), was er spreche; diese aber getrauten sich nicht, ihm die Wahrheit zu sagen. Da begann Livin, der des Arabischen unmächtig war, plötzlich wie vom Geiste Gottes erleuchtet in dieser Sprache zu dem Sultan mit neuer Kraft zu reden. Dieser gerieth in die größte Wuth, und verurtheilte ihn zum Tode. Doch ward auch Lievin durch Vorspiegelung von Ehren und Reichthümern zum Abfalle versucht. Der Held aber rief: „Ihr versprecht mir vergängliche Güter, wenn ich dem Gesetze Mahomeds folge; ich aber verspreche Euch das ewige Leben, wenn Ihr an Jesum Christum glauben wollt.“ Darauf erlitt er mit größter Standhaftigkeit den Martyrtod, und erhielt so die ersehnte Palme, die ihm, wie er bekannte, schon vor Jahren die Himmelskönigin im Traume gezeigt hatte (1345). Der Sultan von Aegypten herrschte auch über Damascus; in wildem Hasse gegen die Christen ließ sein Statthalter daselbst zwei Viertel der Stadt anzünden und legte dann den Christen die Feuersbrunst zur Last. Nicht genug, daß er sie auf der Folter marterte, bis sie ihm ihr Vermögen opferten, wollte er ihnen auch das noch größere Gut des Glaubens rauben; er ließ ihnen die Wahl, Christum zu verläugnen oder am Kreuze zu sterben. Es gab Einige, die schwach waren und abfielen; aber es gab auch Märtyrer, und der Heldenmuth von zweiundzwanzig Katholiken erinnert an die schönste Zeit des christlichen Martyrthums. An das Kreuz geschlagen, lebten sie noch drei Tage, während welcher man sie mit ihrem Marterholze an Kameele gebunden, in den verschiedenen Theilen der Stadt umherführte, und zwar den gekreuzigten Vater an dem abtrünnigen Sohne und den Sohn an dem Vater vorbei. Die Abtrünnigen beschwuren mit Thränen in den Augen die Märtyrer, den Islam anzunehmen und so sich den furchtbaren Qualen zu entziehen. Diese aber antworteten mit dem Lobe des Heilandes und den Betheu-

erungen ihrer Standhaftigkeit. So starben sie, treu bis zum letzten Hauche. Als der Sultan Nachricht von der Unmenschlichkeit seines Statthalters erhielt, ließ er ihn in Stücke hauen.

Raimundus Lullus.

Auf die Bekehrung der Saracenen, zumal ihrer Lehrer und Geistlichen, verwandte auch Raimundus Lullus die reiche Kraft seines Lebens. Geboren zu Majorca 1236 fühlte er in früher Jugend schon den lebendigsten Trieb zur Wissenschaft, für welche ihm der Herr die schönsten Gaben verliehen. Mit unermüdlichem Eifer studirte er die Weisheit der Griechen, zumal der Araber, dieses damals so hochgebildeten Volkes. Er besuchte mehrmals Rom, lehrte auf den Schulen zu Montpellier, zu Paris und Alcala. Aber seine Wissenschaft und Lehre waren wahrhaft die des Glaubens, Christus die Quelle aller Weisheit; der Weg, zu dieser Weisheit zu gelangen, der lebendige Glaube an Ihn. Diesen Glauben und mit ihm die einzig wahre göttliche Wissenschaft den heidnischen und muhamedanischen Völkern zu bringen, hatte er sich zur Aufgabe gesetzt, und dafür brachte er jedes Opfer. Dafür hatte er in der Liebe zu Gott seine Reichthümer und Ehren am Hofe des Königs, ja selbst seine Gattin und Kinder verlassen. Im Jahre 1300 ging er nach Cypern und gründete dort eine Schule; von da eilte er nach Armenien, Syrien und Palästina, den Saracenen Christum predigend und die Jacobiten und Nestorianer zur Rückkehr zur kirchlichen Einheit auffordernd. Dreimal wanderte er nach Africa; auf seiner zweiten Predigerfahrt bekehrte er zu Bugia siebzig gelehrte Araber; darauf ging er nach Tunis und Algier, litt Spott und Hohn, Hunger und Gefängniß, und ward zuletzt mit Streichen unter Androhung der Todesstrafe, falls er nochmals zurückkehre, aus letzterer Stadt getrieben. Jetzt wandte er sich auf das aufs Neue nach Bugia, und besiegte in einer öffentlichen Disputation einen berühmten Lehrer der Muhamedaner; aus Aerger ließ ihn dieser in das Gefängniß werfen. Da wäre Lullus zu Grunde gegangen, hätten nicht genuesische Kaufleute durch ihre Verwendung ihm einen gesündern Kerker verschafft. Hier besuchten ihn die Gelehrten des Landes und wollten ihn eben so eifrig zu dem

Islam bekehren, als er sie zum Christenthume. Sie kamen zuletzt überein, es sollte jede Partei schriftlich und auf wissenschaftliche Art die Beweise für die Wahrheit ihrer Sache abgeben. Aber der Fürst der Saracenen fürchtete in solchem Streite die Niederlage der Seinigen und ließ Lullus auf einem genuesischen Schiffe mit seinen Büchern nach Europa bringen. Zwölf Meilen von Pisa scheiterte das Fahrzeug; doch Raimund rettete sich und seine Bücher mit Hilfe eines Brettes.

Mit welchem Ernste die Bekehrung der Ungläubigen in jener Zeit betrieben ward, bezeugen die Lehrstühle, welche auf Anordnung des Papstes Clemens V. für die Erlernung ihrer Sprachen zu Rom, Bologna, Paris, Salamanca und Oxford errichtet wurden. Eigene Anstalten hatten die Dominicaner und Franciscaner; überall ward Alles aufgeboten, den Missionären die Mittel zu verschaffen, die Sprachen und die Sitten der Ungläubigen kennen zu lernen. Daß solches geschah, war zum großen Theil das Verdienst Raimunds.

Er war jetzt achtzig Jahre alt; da trieb es ihn nochmal nach Africa; er schiffte nach Aegypten, besuchte Jerusalem und kehrte nach Tunis zurück 1314. Die Saracenen hatten einen Preis auf seinen Kopf gesetzt. Das schreckte ihn nicht. Zu Bugia trat er öffentlich auf und predigte mit der alten Begeisterung Christum, seinen Gott. Da trieben ihn die Muselmänner an das Gestade des Meeres, warfen ihn mit Steinen und mißhandelten ihn dergestalt, daß er für todt liegen blieb. Genuesische Kaufleute wollten die Leiche des Märtyrers begraben, da gewahrten sie noch einen Lebensfunken in ihm, trugen ihn in ihr Schiff und lenkten es nach Majorca. Im Angesichte der Insel starb der achtzigjährige Greis, eine herrliche Zierde der Kirche, gleich ausgezeichnet durch Liebesglut, Seeleneifer und Wissenschaft.

Die Missionen im Norden und in der Mongolei. — Der heilige Hyacinth. — Der Priester Johannes. — Johann von Plan Carpin. — Wilhelm von Rubruck. — Die Märtyrer von Tana.

In allen Theilen der Welt erblickt man in diesem Jahre die seeleneifrigen Söhne des heiligen Franciskus und Dominicus. Am beschwerlichsten und gefahrvollsten war die Mission im

Norden. Für sie opferte sich der heilige Hyacinth, ein Neffe Ivo's von Konskys, des Oberhirten von Krakau. Aus der Hand des heiligen Dominicus empfing er mit seinem Bruder Ceslas in der Kirche Santa Sabina zu Rom das Gewand des Prediger-Ordens. Zuerst belebte Hyacinth den Glauben in Polen, dann bekämpfte er die Ueberreste des Götzendienstes in Preußen, Pommern, Dänemark, Schweden, Roth- und Schwarz-Rußland, Norwegen, wie auf den Inseln des griechischen Meeres und bei den Comanen. Sein apostolischer Eifer umfaßte ganz Asien, er durchwanderte die große Tartarei, drang in Tibet ein und kam sogar nach China, von wo er wieder nach Polen zurückkehrte. Jeder Tag war bei ihm durch einen Sieg über das Heidenthum, über den Unglauben der Muselmänner, über die Ketzerei oder die Spaltung ausgezeichnet.

Die ungeheuern ostasiatischen Länder mit ihren endlosen Wüsten und himmelansteigenden Gebirgen, mit ihren wilden halbthierischen Bewohnern lockten nun die Missionäre an. Hier in den Steppen, wo Tartaren und Mongolen hausen, hatten schon früher die Anhänger des Nestorius die Kenntniß des Christenthums verbreitet, ja im Jahre 1000 sogar einen Chan (Fürsten) derselben bekehrt. Dieser Chan ward mit seinen Nachfolgern unter dem Namen des Priesters Johannes bekannt. Der armenische Bischof von Gabula brachte zuerst, freilich nur fabelhaft, Nachricht über diesen Priesterkönig nach Rom (1145). Ein Arzt des Papstes Eugen III., der die Tartarei bereist hatte, bestätigte die wundersame Kunde. Alexander III. erhielt von einem der Nachfolger des Priesters Johannes sogar einen Gesandten, den er zum Bischofe weihte und zurücksandte. Aber um das Jahr 1202 eroberte Dschingischan mit den Mongolen das Reich des Priesters Johannes und tödtete ihn selber. Doch nahm er eine Tochter desselben zur Frau und so erhielt sich auch am Hofe dieses mächtigen Herrschers das Christenthum. Immer weiter drangen selbst nach seinem Tode die Mongolen in Europa vor und als das sicherste Mittel, die Furchtbaren aufzuhalten, erschien es, sie zu Christen zu machen. Deßhalb sandte Papst Innocenz IV. (1245) drei Franciscaner zu dem tartarischen Großchan-Oktai. Das Haupt der Gesandtschaft war Bruder Johann von Plan Carpin, ein

Genosse des heiligen Franciscus und dessen würdig durch Klugheit, Frömmigkeit und Ausdauer. Von Lyon reiste er mit Stephan von Böhmen ab und traf in Breslau mit Benedict von Polen zusammen, der als Dollmetscher ihm dienen sollte. Unter großen Entbehrungen wanderte er mit seinen Gefährten durch Rußland, dessen Hauptstadt Kiew damals noch den Mongolen unterworfen war, ging mit Benedict (Stephan blieb zurück) durch Comanien längs des schwarzen Meeres und gelangte zu dem Ulus oder dem Lager Batu's, des Enkels Dschingischan. Die beiden Franciscaner mußten zwischen zwei Feuer durchgehen, um sich in den Augen der Tartaren von jeglichem Verdachte der Zauberei zu reinigen. Man legte ihnen auch auf, vor der Thüre des fürstlichen Zeltes dreimal auf das linke Knie sich niederzulassen und ja die Schwelle dieser Thüre beim Eintritte nicht zu berühren. Batu saß neben einer seiner Frauen auf einem thronartigen Stuhle; seine Brüder, seine Kinder und die vornehmsten Häuptlinge saßen in der Mitte auf einer Bank; die Brüder wurden eingeladen, auf der linken Seite Platz zu nehmen. Batu hörte sie an, bewirthete sie und sandte sie hernach zu dem Chan. Den 26. Juli 1246 erreichten sie die kaiserliche Orda (Lager).

Aber Oktai war gestorben; seine Wittwe Turrakina führte die Regierung bis zur Wahl eines Großchan; sie bot Alles auf, die Wahl auf Kajuk, ihren Sohn, zu leiten. Die Brüder waren nicht allein die Gesandten; es befanden sich an viertausend Abgesandte in der Orda, die theils Tribut und Geschenke brachten, theils ihre Unterthänigkeit bezeigten und an der Wahl Antheil nahmen. Diese fand auch statt und fiel auf Kajuk. Nach der Wahl brach Kajuk von der Syra Orda auf und ritt nach der vier Meilen entlegenen goldenen Orda; hier ward er feierlich unter eigenthümlichen Ceremonien von den Fürsten der Mongolen als Großchan ausgerufen. Sie sagten zu ihm: „Wir wollen bitten und befehlen, daß Ihr Macht und Herrschaft über uns Alle habt." Und der Chan fragte: „Wenn Ihr wollt, daß ich Euer König sein soll, wird dann Jeder von Euch Alles thun, was ich ihm befehle? wird er kommen, wenn ich ihm rufe? gehen, wohin ich ihn sende? wird er den tödten, den ich ihm bezeichne?" Sie schwuren es

ihm. Dann legten sie einen Filz auf die Erde, ließen ihn darauf sitzen und sagten: „Blicke nach Oben und bekenne einen Gott und betrachte dann den Filz, darauf du sitzest! Regierst du gut, gerecht und wohlthätig und ehrest du deine Fürsten, so wird Gott dir Alles geben, was dein Herz verlangt: thust du aber das Gegentheil, so wirst du elend, niederträchtig, arm und verachtet sein, so daß nicht einmal der Filz, auf dem du sitzest, dir gehören wird.“ Am Schlusse der Huldigung theilte der neue Chan die unermeßlichen Schätze und Kostbarkeiten Oktai's unter die Fürsten aus.

Kajuk war ein Mann von fünfundvierzig Jahren; klein, aber kräftig. Seine Mutter war eine nestorianische Christin; er hatte Christen, selbst einen christlichen Minister und einen Secretär an seinem Hofe, sogar eine Kapelle befand sich vor seinem Zelte, wo regelmäßig Gottesdienst gehalten wurde. Aber er selbst bekannte niemals mit Bestimmtheit seinen Glauben. Als Johannes ihm bemerkte, daß der Papst zu wissen wünsche, ob er wirklich ein Christ sei, war seine Antwort: das wisse Gott und wolle der Papst sich davon überzeugen, so solle er nur selber kommen und sehen.

Während ihres Aufenthaltes hatten die Missionäre Gelegenheit, die religiösen Uebungen der Mongolen zu beobachten. Es glauben diese zwar an ein höchstes Wesen, den Schöpfer aller Dinge, den Belohner der Guten und Bestrafer der Bösen, aber von einer Verehrung desselben mittelst Gebete, Lobgesänge oder anderer Ceremonien konnten die Brüder nichts wahrnehmen. Es ehren indessen die Mongolen auch Götzenbilder von Filz, die Aehnlichkeit mit Menschen haben und zu beiden Seiten der Thüren der Wohnungen aufgestellt werden; auch Götzenbilder von Seide fanden die Missionäre.

Die Mongolen opfern diesen Götzen von der Erstlingsmilch ihrer Schafe und Stuten; ehe sie essen, bringen sie ihnen von ihren Speisen und Getränken dar. Neben ihnen beten die Mongolen auch die Sonne, das Licht und das Feuer an, wie auch das Wasser und die Erde; auch ihnen bringen sie als Opfer die Erstlinge ihrer Speisen und Getränke dar. Es herrscht unter den Mongolen der Glaube an ein zukünftiges Leben, wo sie Heerden weiden, trinken, essen und Alles thun

werden, was sie hier auf Erden thun. Viel halten sie auf Zauberei, Weissagung und Deutung aus Vögelflug. Auch an böse Geister glauben sie und verehren sie mit Opfern. Alles was sie unternehmen, beginnen sie immer mit dem Neu- oder Vollmonde. Auch nennen sie denselben die große Kaiserin und Königin, und beten, auf dem Boden kniend, zu ihm. Wie nothwendig war nicht hier der Besuch eifriger Missionäre!

So war es November geworden, da ließ der Großchan den Missionären Briefe an den Papst zustellen; sie waren in drei Sprachen, in tartarischer, lateinischer und saracenischer d. h. arabischer oder persischer, abgefaßt. Turrakina beschenkte jeden Missionär mit einem gefütterten Fuchspelze und einem Ehrenkleide. Auf demselben Wege, auf dem sie gekommen, gingen sie auch zurück; es war Winter und sie mußten viele Nächte auf dem Schneeboden zubringen. Den 9. Juni hatten sie Kiew wieder erreicht und eilten durch Rußland, Polen, Böhmen und Teutschland nach Frankreich; zu Lyon übergaben sie die Briefe Kajuks in die Hände Innocenz IV. Der Papst belobte die treuen Diener und erhob Johannes auf den Stuhl von Antivari, der Metropole von Dalmatien.

Zur Bekehrung der Mongolen hatte Innocenz IV. auch Dominicaner abgesandt; an ihrer Spitze stand Nicolaus Ascelin. Sie folgten dem südlichen Ufer des kaspischen Meeres, und reisten durch Syrien und Persien. Im Monate August 1247 erreichten sie das Lager Batchu, eines der ersten Mongolenfürsten. Sie übergaben die Schreiben des Papstes. Der Chan, der sich einen Sohn des Himmels nennen ließ, empfing sie mit Hochmuth und verlangte, sie sollten sich vor ihm niederwerfen. „Wird der Chan ein Christ, so werden wir es thun," erwiederten die Brüder. Da ward Batchu wüthend und nur durch die Fürbitte seiner Frauen entgingen sie dem Tode; er ließ sie hungern und sandte sie zuletzt mit Briefen (Briefe des Himmels — nannten sie die Tartaren) an den Papst zurück. Im Sommer 1248, fast zu gleicher Zeit mit den Dominicanern, erschienen Batchus Gesandte vor dem Papste mit Briefen, voll lächerlichen Hochmuthes: „Wir schicken Euch dieses Gebot, welches befiehlt, daß, wenn Ihr im ruhigen Be-

sitze Eures Landes, Wassers und Erbes bleiben wollt, Ihr in eigener Person Euch zu Uns begeben und denjenigen besuchen müßt, der die ganze Erde beherrscht."

Innocenz empfieng trotz dieser Sprache die Gesandten der Mongolen mit Auszeichnung und beschenkte sie reichlich; allein unter solchen Verhältnissen erschien die Absendung neuer Gesandten nutzlos.

Im Anfang des Jahres **1247** erschienen auch Gesandte desselben Chan Batchu bei Ludwig dem Heiligen, Könige von Frankreich, und befahlen ihm Namens ihres Herrn, sich als dessen Unterthan zu erkennen. Ludwig war damals gerade mit seinen Rüstungen zu dem Kreuzzuge beschäftigt, und würdigte die Gesandtschaft keiner Aufmerksamkeit. Auf Cypern traten neue Gesandte, von Ilchi Kathai, dem Nachfolger Batchus, abgeschickt, zu dem „großen, sehr tapfern und kriegerischen Könige mehrerer Länder, dem Schwerte der Welt, dem Sieger unter den Christen, dem Vertheidiger des apostolischen Glaubens, dem Sohne des Evangeliums," wie sie Ludwig nannten. Sie boten ihm die Hilfe und das Bündniß der Mongolen wider den gemeinsamen Feind, die Saracenen, an, und behaupteten sogar, es sei Ilchi Kathai getauft und der Sieg der Christen das sehnlichste Verlangen der Mongolen. Auf ihren Wunsch ordnete der heilige Ludwig eine Gesandtschaft von drei Dominicanern, zwei Weltgeistlichen und eben so viel königlichen Beamten mit kostbaren Geschenken, Reliquien vom heiligen Kreuze und Ornamenten ab. Sie wählten den Weg durch Persien und gelangten glücklich zu Ilchi Kathai. Kajuk, der Großchan, war jedoch gestorben; die Regentin Ogul-Geimisch empfing die Gesandten, die nach ihrer Meinung den Tribut des Königs von Frankreich brächten, mit Ehren und entließ sie mit Geschenken und Briefen an den König, den sie nach zweijährigem Aufenthalte zu Acre trafen*). Für die Verbreitung des Christenthums unter den Mongolen hatte auch diese Gesandtschaft Nichts thun können.

Indessen Ludwigs heiliger Eifer ermüdete nicht. Zwei Jahre darauf (1253) sandte er den Franziskaner Wilhelm von

---

*) Ogul Geimisch und die christlichen Räthe wurden bald darauf in den Unruhen, die nach Kajuks Tode ausbrachen, getödtet.

Rubruck mit mehreren Brüdern zu den Mongolen. Von Constantinopel aus traten sie die Reise an; zwei Monate brauchten sie, die Steppen zu durchziehen, welche den Dnieper von dem Done scheiden. Drei Tagreisen von der Wolga war das Lager Sartaks. Dieser Chan der Mongolen galt für einen Christen und nahm sie freundlich auf. Er hatte nestorianische Priester bei sich, die nach dem besondern Ritus ihrer Secte den Gottesdienst hielten. Nach seinem Verlangen erschienen die Brüder vor ihm in ihren Meßgewändern, mit Kreuz, Rauchfaß nnd Meßbüchern, und sangen das Salve Regina. Mit großer Aufmerksamkeit betrachtete der Chan Alles, namentlich das Bild des gekreuzigten Heilandes; er hatte noch Keines gesehen, da die armenischen und nestorianischen Christen niemals das Bild des Erlösers auf ihren Kreuzen haben. Dann ließ Sartak die Brüder zu dem Lager seines Vaters Batu bringen; er verlangte von ihnen den Zweck ihrer Reise zu wissen. Bewegt rief Bruder Wilhelm aus, sie seien gekommen, ihm zur Seligkeit zu verhelfen durch den Glauben an Jesus. Der allein werde selig, der an Ihn glaube; wer aber nicht glaube, sei verdammt. — Drohend und lärmend erhoben sich bei diesen Worten die Mongolen; aber Bruder Wilhelm blieb muthig und bat Batu, ihn die Lehre des Heiles predigen zu lassen. Das wollte Batu nicht auf sich nehmen; solches könne nur Mangu, der 1250 Großchan geworden, bewilligen.

Zu Mangu eilten nun die Brüder; fünf Wochen lang gingen sie an den Ufern der Wolga, Hunger und alles Ungemach der Witterung leidend, bis sie den 16. September sich nach dem Ural wandten. Nach eilf Tagen erreichten sie das das Lager Mangu's, konnten aber erst den 1. Februar 1254 zu ihm kommen. Ihr Gespräch führte zu nichts; der Dollmetscher der Missionäre hatte sich betrunken, der Großchan auch. An Mangu's Hofe sahen die Brüder eine große Anzahl nestorianischer Priester, ja der Großchan selber wohnte mit seiner Familie öfters ihrem Gottesdienste bei. Er forderte die Brüder auf, ebenfalls zu singen, worauf sie das **Veni sancte Spiritus** anstimmten und nach seinem Verlangen eine Prozession abhielten und selbe mit dem Hymnus **Vexilla regis prodeunt** beschlossen. Auf sein Verlangen begleiteten die Missionäre den

Großchan nach Karakorum, einer Stadt am Fuße des Gebirges gleichen Namens; sie trafen daselbst zwölf Götzentempel verschiedener Nationen, zwei Moscheen und eine nestorianische Kirche. Höchlich erfreute sie, zu Karakorum einen Goldschmid aus Paris, Wilhelm Boucher, zu finden; derselbe hatte so eben ein herrliches Kunstwerk für Mangu, einen großen silbernen Baum mit vier Löwen verfertigt, welche vier Röhren, zum Ausgießen von Wein und andern Getränken bestimmt, trugen. Außer diesem Baume machte zum Aerger der Nestorianer der geschickte Künstler ein Crucifix und ein Bild der heiligen Jungfrau, umgeben mit Darstellungen der biblischen Geschichte, wie auch für die Missionäre ein Eisen, um Hostien zu machen und eine silberne Büchse zur Aufbewahrung des heiligen Sakramentes. Am grünen Donnerstage und am Osterfeste feierte Bruder Wilhelm in dem Taufgemache der Nestorianer die heilige Messe und theilte dem Volke die heilige Kommunion aus. Kurze Zeit darauf forderte Mangu ihn auf, den Glauben der Christen wider die Priester der falschen Religionen zu vertheidigen; es ward Wilhelm nicht schwer, dieselben zu überwinden. Nun berief Mangu den Bruder zu sich und sprach: „Wie Gott der Hand mehrere Finger gegeben, so bereitet er dem Menschen mehrere Wege zum Himmel. Den Christen gab er die heilige Schrift, aber sie befolgten dieselbe nicht. Die Mongolen, welchen er Wahrsager gab, thun, wie diese befehlen, und sie leben dadurch im Frieden." — Mit diesem Bescheid entließ er sie; für den König Ludwig gab er ihnen drei Gewänder und einen Brief: „Wenn er die Gnade und Freundschaft des Sohnes des Himmels und des obersten Herrn (so nannte sich Mangu) verdienen wolle, so müsse er genau die Gebote seines Vorfahrers Dschingischan halten."

Auf der Rückreise begegnete Bruder Wilhelm dem Sartak, der eine große Freude, ihn wieder zu sehen, bezeigte. Allgemein ging die Sage, es hätte dieser Mongolenfürst sich taufen lassen; gewiß ist es, daß auf seinen Befehl an den Ufern der Wolga eine christliche Kirche erbaut ward.

Den 16. September 1254 erreichte der Missionär Batu's Lager, wo er vier Wochen blieb, und dann über den Kaukasus durch Armenien und Syrien seinen Weg fortsetzte. Den

15. August 1255 kam er in Tripolis an, und erstattete dann von Acre aus dem Könige Ludwig Bericht über seine Reise, die, trotz allen Eifers und aller Opfer, dennoch fast erfolglos für die Bekehrung der Mongolen gewesen war.

Nach Mangu's Tod theilten seine zwei Brüder Kublai und Hulagu das große Mongolenreich. Kublai ward der Herr von China, Hulagu der Sultan von Persien. Hulagu und sein Sohn und Nachfolger waren den Christen geneigt und standen in Verkehr mit den Päpsten. Achmet, sein Enkel († 1284), ward wiederum Mahomedaner; aber Argun († 1291) wandte sich wieder dem Christenthume zu, und auch die beiden Chane Baidu und Cazan waren Christen, wie ihr Zeitgenosse Haitho, der König von Armenien, berichtet. Der Apostel der Mongolen in Persien war zu dieser Zeit der Dominicaner Franco aus Perugia. So gesegnet ward sein Wort und Wirken, daß die Christen in Sultanieh, der neuen Hauptstadt des Reiches, allein fünfundzwanzig Kirchen hatten. Papst Johannes XXII. erhob Sultanieh zur Metropole, den eifrigen Franco zu dessen Hirten; sechs Bischöfe ordnete er ihm als Suffragane unter. Einer seiner eifrigsten Mitarbeiter war Jordan Catalani; mit vier seiner Ordensgenossen, Jakob von Padua, Peter von Siena, Thomas von Tolentino und dem Laienbruder Demetrius von Tiflis, wollte er den Indiern das Evangelium bringen, und erreichte Tana auf der Insel Salcette. Jordan, der persischen Sprache kundiger als seine Brüder, ging nach Guzerate. Zu Tana aber wurden die Franciskaner von den Muhamedanern ergriffen. Standhaft weigerten sie sich, Christum zu verläugnen. Da wurden sie zu dem Scheiterhaufen geführt. Höhnisch riefen die Muhamedaner, sei der Christen Glaube wahr, so würden sie nicht verbrennen. Sie aber: „Aus Liebe zu Christo wollen wir alle Pein ertragen; verbrennen wir, so ist das Strafe für unsere Sünden und unser Glaube nichtsdestoweniger wahr." Jakob, als der Aelteste, ging, das Kreuz machend, Gott und Christum preisend, zuerst in die Flammen. Das Holz ward verzehrt, die Flamme erlosch, aber der Bekenner blieb unversehrt, nicht ein Haar, nicht ein Faden seines Gewandes war verbrannt. Da staunte das Volk, und begann den Gott der Christen zu preisen. Um so wüthender aber ward der Kadi (der Rich-

ter), er ließ den Bruder Jakob ganz entkleiden, in den brennenden Holzstoß Harz und Oel gießen, ihn selber mit Oel bestreichen und so in die hochlodernden Flammen werfen. Zum andern Male ging Jakob unverletzt aus dem Feuer hervor. Das Volk rief, vor Staunen außer sich, es seien diese Menschen gerecht und der Gott der Christen groß und mächtig. Der Kadi entließ die standhaften Bekenner; nächtlicher Weile aber wurden sie auf seinen Befehl überfallen und mit Schwertern getödtet. Als Jordan zurückgekommen, nahm er jammernd und frohlockend zugleich die noch unbegrabenen Leiber der Märtyrer, von welchen ein süßer Geruch ausging, und setzte sie heimlich in einer Kirche zu Supera bei. Diese wunderbare Begebenheit machte auf die Muhamedaner den tiefsten Eindruck; zahlreich verlangten sie nach der heiligen Taufe, so daß Jordan in einem Briefe vom Jäner 1323 die Obern der Minoriten und Predigermönche in Persien um neue Missionäre bat.

Der thätigste von diesen Missionären war Oderich aus Pordenone, ein Sohn des heiligen Franciscus. Abgehärtet durch strenge Bußwerke, voll Demuth und brennenden Seeleneifers, ging er im Jahre 1314 aus, den Ungläubigen den Herrn zu zeigen. Er besuchte die Städte des schwarzen Meeres, landete zu Trebisonde (Trapezunt), wanderte von Armenien nach Ormuzd, und schiffte von da nach Malabar. Zu Tana erfuhr er den glorreichen Tod der vier Minoriten, und sammelte zu Supera ihre Reliquien. Orderich ermüdete nicht, bis auf die Inseln Ceilon, Sumatra, Java und Borneo führte ihn sein Eifer, ja er scheint bis Pegu und Ava gekommen zu seyn. Ganz China durchwanderte er von Süden nach Norden.

Die Missionen in China.

Hier in China leuchtete das Licht des Evangeliums sehr frühe. In neuerer Zeit fand man in der Provinz Kiang-Si ein eisernes Kreuz 3000 Pfund schwer, dessen Chinesische Inschrift auf das Jahr 239 hinweiset. Ungefähr 400 Jahre später (633) erschien, wie chinesische Geschichtsbücher melden, eine dem großen Kaiser Tai-Tsong sehr willkommene Gesandtschaft aus fernem Lande, mit blonden Haaren, blauen Augen und ganz unbekannter Tracht. Auch eine alte arabische Hand-

schrift in der Bibliothek des Königs von Frankreich und eine in China selbst im Jahre 1625 aufgefundene steinerne Tafel berichten von dieser Gesandtschaft. Es schickte nämlich ein katholischer Patriarch von Indien jener Handschrift zu Folge um diese Zeit Missionäre nach China, die in der Kaiserstadt sehr ehrenvoll empfangen wurden. Das Denkmal aber sagt aus, daß etwa 636 aus Ta-Lyn (Syrien) unter der Regierung Tai-Tsongs ein sehr tugendhafter Mann Olopuen mit einigen Gefährten nach China gekommen, um die Lehre des Heiles zu verkündigen. Es hätte der Kaiser ihm dieses erlaubt und den Mandarinen (den obersten Beamten) aufgetragen, eine Kirche an seinem Hofe für diese Geistlichen zu bauen, welche von 21 Clerikern bedient ward. Um 699 und 713 brachen Christenverfolgungen aus, durch welche die Kirche schwer litt. Doch unter dem Kaiser Hiven-Tsong begann sie wieder aufzublühen; es beauftragte dieser fünf Große des Reiches in der Christenkirche zu beten, auch ließ er zum Zeichen seiner besondern Gnade die Bildnisse seiner Vorfahren darin aufstellen. Unter seinen Nachfolgern kam wieder ein Bischof aus Palästina oder Indien; in fünf Städten baute er Kirchen. Um 722 hieß nach einem Denkmale der Bischof der christlichen Kirche Him-Sin. Doch fast alle diese Missionäre waren Nestorianer, die sich damals über Persien, Indien und die Mongolei verbreiteten.

Es war etwa um das Jahr 1255, als zwei Kanfleute aus Venedig, Nicolo und Maffeo Polo, des Handels wegen die Staaten des großen Chans besuchten und auch zu Kublai selber kamen. Dieser empfing sie freundlich, befragte sie über die Zustände Europas und namentlich über die christliche Religion, von der er bereits einige Kunde hatte, besonders interessirte er sich für den Papst. Das Ergebniß ihrer Unterredungen war Seitens Kublais das Ansuchen, es möchten die beiden Venetianer nach Europa zurückkehren und in seinem Namen das Oberhaupt der Kirche um 100 Geistliche zur Aussaat des Christenthums in seinen Staaten bitten. Mit Freuden waren die Venetianer dazu bereit; aber Hindernisse aller Art hielten sie auf, und erst im Jahre 1271 konnten sie nach Europa gelangen und Papst Gregor X. Kublais Anliegen

vortragen. Sogleich ordnete Gregor zwei Dominicaner mit einem Schreiben und Geschenken an Kublai ab, und die eifrigen Brüder Polo übernahmen es, sie zu dem Großchan zu geleiten. Schon hatten sie die Gränze Armeniens erreicht, da hörten sie, daß der Sultan von Babylon mit großer Macht in Armenien eingefallen sei. Nun verloren die Dominicaner den Muth und kehrten um; aber die Venetianer setzten trotz aller Schwierigkeiten die Reise fort, und gelangten glücklich zu Kublai, der unterdessen der Herrscher von China geworden war. Mit Freuden und Ehren nahm Kublai sie wieder auf und laut beklagten er und Alle, denen die Verbreitung der Religion Jesu am Herzen lag, daß die Mission verunglückt wäre.

Jetzt gingen die Franciscaner an das große Werk. Johannes von Monte-Corvino, ein herrlicher Sohn des heiligen Franziscus ward von Nicolaus IV. zu Kublai gesandt; er empfing zugleich von dem Papste Briefe an den mongolischen König von Persien, an Dionysius, den Bischof von Tauris, an die Häupter der Nestorianer, an die Könige der Indier. Zuerst ging Johannes nach Persien und von da zu den Indiern. Zu Meliapur verlor er durch den Tod seinen würdigen Gefährten, den Dominicaner Nicolaus von Pistoja, doch hatte er dafür den Trost, in dieser Stadt an hundert Heiden taufen zu können. Nur nach Ueberwindung der größten Schwierigkeiten und Drangsalen gelang es dem begeisterten Johannes, Kathai oder Nord-China zu erreichen. Zwar durfte er an Kublai die Briefe des Papstes übergeben, und ward von ihm wohlwollend aufgenommen; aber die Ränke und Verläumdungen der Nestorianer hätten ihm bald das Leben gekostet. Sie beschuldigten den Bruder Johannes, er hätte den wahren Abgesandten des Papstes ermordet, sich dessen Schreiben bemächtigt und gäbe sich nun fälschlich für den Gesandten aus. Schon war das Todesurtheil über ihn gesprochen — da ward einer der falschen Zeugen von Gewissensangst gepeinigt und widerrief seine Aussage. Aber der Haß der Nestorianer ruhte nicht; nur mit Mühe konnte Johannes gegen ihre Umtriebe den Bau eines Bethauses durchsetzen. Eilf Jahre arbeitete Johannes mit rastlosem Eifer ganz allein für die Bekehrung der Mongolen, bis sein Ordensbruder Arnold aus Cöln ihm zu Hilfe kam. In Chan-Balik (d. h. Königs-

stadt) oder Cambalu (jetzt Peking) erbaute er eine Kirche und ertheilte 6000 Heiden die heilige Taufe. Auf dem Sclavenmarkte erkaufte er 150 Knaben und erzog sie zu Christen. Das neue Testament und die Psalmen übersetzte er in das Mongolische. Auch einen mongolischen Fürsten aus dem Stamme der Keraiten bekehrte er. Im Jahre 1306 durfte er nur einen Steinwurf von der kaiserlichen Residenz entfernt eine Kirche bauen, und zwar in solcher Nähe der kaiserlichen Gemächer, daß der Kaiser bei dem Gottesdienste die Gesänge hören konnte. Clemens VI. erhob Chan-Balik zur Metropole den eifrigen Johannes ernannte er zum Erzbischofe. Dann weihte er sieben Brüder seines Ordens zu Bischöfen und sandte sie zu seiner Unterstützung. Johannes starb 1330; zu seinem Nachfolger wurde der Minorite Nicolaus ernannt; aber er kam, wohl durch Gefangenschaft oder Tod gehindert, nicht nach Chan-Balik. Dreißig Jahre später wurden die Mongolen aus China vertrieben und in den langwierigen Kämpfen ging auch die dortige Christengemeinde zu Grunde.

Die Missionen in Armenien. — Die Vereinigung der Armenier, der Nestorianer und der Monophysiten mit der Kirche.

Für Armenien, wo Muhamedaner, Nestorianer und Jacobiten mit Götzendienern vermischt hausten, wirkte mit heiligem Eifer der Dominicaner Bartholomäus von Bologna. Papst Johannes XXII. hatte ihn 1318 zum Bischofe von Maraga, der bedeutendsten Stadt Armeniens, geweiht; von hier aus betrieb Bartholomäus eben so weise als standhaft zuerst die Bekehrung der Götzendiener und Muhamedaner, dann bemühte er sich, die Mönche von der Regel des heiligen Basilius, die mehr aus Unwissenheit, denn aus Bosheit vom wahren Glauben abgewichen, wieder mit der Kirche zu vereinigen, und wirklich schwuren diese Religiosen auf der Versammlung zu Chermac 1330 alle Irrthümer der Spaltung ab und bekannten den Glauben der Kirche. Zum größten Schmerze der Armenier starb Bartholomäus schon drei Jahre darauf, nachdem er von Johannes XXII. zum Erzbischofe von Nackschiwan, einer der ältesten Städte von Armenien, am Fuße des Ararates, ernannt worden war.

Bartholomäus Tod hinderte den Fortgang des schönen Werkes der Bekehrung und Vereinigung; trotz der Mühe der nachgesandten Missionäre erhob sich die alte Abneigung, die alten Irrthümer verwirrten die Gemüther. Doch ließen die Päpste die Kirche Armeniens nie aus den Augen. Im Jahre 1434 trug Papst Eugenius IV. dem Patriarchen Jesaias von Jerusalem auf, die Verbindung der armenischen Kirche mit der römischen wieder zu erneuern. Jesaias übersetzte das Schreiben des Papstes in das Armenische, sandte es dem Patriarchen der Armenier und konnte in kurzer Zeit dem Papste die erfreuliche Antwort geben, es sei alle Hoffnung zur Vereinigung da. Jetzt schickte der Papst einen Gesandten nach Armenien, worauf auch Constantin, der Patriarch, vier Abgeordnete zu dem Concil nach Florenz sandte und um Aufnahme in die römische Kirche bat. Sie nahmen die allgemeinen Concilien und die ganze Glaubenslehre und die Festtage der katholischen Kirche an, und gehören von nun an zu ihr. (1439).

Darauf wandte sich Eugen IV. an die Jacobiten, die der Lehre des Eutyches und Dioscurus folgten. Ihr Oberhaupt hatte seinen Sitz in Mesopotamien und nannte sich den Patriarchen von Alexandria. Eben so freudig als ehrerbietig antwortete der Patriarch dem Papste, vor dem er sich bis auf den Erdboden neigte, und begrüßte ihn „als den gerechtesten und heiligsten Vater, die Vollkommenheit des Priesterthums, den besten Hirten, den Fürsten der Rechtschaffenheit und Heiligkeit, den frömmsten Führer, Herrn Eugenius, den Papst der großen Stadt Rom, den apostolischen Hirten aller christlichen Kirchen, den einzigen aus den Fürstensitzen Christi, den Fürsten aller Väter und Priester, den Arzt der kranken Seelen." Sein Abgesandter unterwarf sich in Allem dem Ausspruche des Papstes, der ihm über jene Punkte, in welchen die Jacobiten von der Kirche abwichen, liebevolle und gründliche Unterweisungen mittheilte, und so waren denn auch die Jacobiten wieder Kinder der Kirche geworden (1441).

Nach Rom kamen um diese Zeit (1444) auch Gesandte vom Könige der Aethiopier; dann Abdala, Bischof von Edessa, als Abgesandter des syrischen Patriarchen Ignatius; der nestorianische Bischof Timotheus von Tarsus, und Elias, der Bischof der Maroniten. Auch sie erkannten den Vorrang der römischen

Kirche an, versprachen den Nestorianischen und Eutychianischen Irrlehren zu entsagen und in der Einigkeit mit der katholischen Kirche zu beharren. Schade nur, daß alle diese Vereinigungen von keiner Dauer waren. Nachtheilig wirkte die weite Entfernung von Rom, dem Mittelpunkte der kirchlichen Einheit, die Beschwerlichkeit der gegenseitigen Mittheilung, welche besonders unter der Herrschaft der rohen, christenfeindlichen Türken immer gefahrvoller und schwieriger ward, der Mangel wohlunterrichteter Priester und die Unwissenheit des Volkes. So geschah es, daß im Laufe der Jahrhunderte, trotz aller nie ermüdenden Sorge der Päpste und der Aufopferung der Missionäre, diese Völker nicht so fast zu den alten Irrthümern zurückkehrten, sondern vielmehr sogar den Kern des Christenthums verloren. Außer dem christlichen Namen und einigen äußerlichen Zeichen ist von unserer heiligen Religion ihnen fast nichts mehr übrig gebieben.

Sechster Zeitraum.

Von Bonifacius VIII. Tode bis zur abendländischen Kirchenspaltung.

(Vom Jahre 1303—1517.)

Die Päpste in Avignon — Die Verbesserung des kirchlichen Lebens angestrebt — Kampf wider die Secten — Streit wider den Islam — Untergang des griechischen Reiches.

I. Kapitel.

Die Päpste in Avignon — Das fünfzehnte allgemeine Concil — Ludwig der Bayer — Rückkehr des Papstes nach Rom.

So hatte denn Philipp durch Schlauheit und Gewaltthat über Bonifacius VIII. gesiegt; er säumte nicht, die Früchte des Sieges nach seiner Art zu ernten und den heiligen Stuhl ganz in seine Abhängigkeit zu bringen. Bonifacius VIII., Nachfolger Benedict XI., starb schon nach acht Monaten; jetzt bestieg Bertrand von Agoust, Erzbischof von Bordeaux, gewählt von der französischen Partei der Cardinäle den Stuhl Petri. Während die Cardinäle den neuen Papst — (er nannte sich Clemens V.) — beschwuren, der Noth der Zeiten zu gedenken und nach Italien zu gehen, beschied sie dieser nach Lyon zu seiner Krönung. Clemens war es, der Rom, die anderthalbtausendjährige Hauptstadt aller abendländischen Provinzen, den Stuhl Petri und das Grab der Apostelfürsten verlassend, den

Sitz der Statthalterschaft Christi in einen Winkel Gascognes verlegte. Diese Residenz der Päpste zu Avignon schlug der Kirche viele Wunden und man hieß sie nur die siebzigjährige Gefangenschaft der Päpste.

Mit unerhörter wahrhaft empörender Rachsucht begehrte der König von Clemens, Bonifacius **VIII.** für einen Ketzer zu erklären und ihn aus der geweihten Erde ausgraben zu lassen. Allein drei Cardinäle vertheidigten das Andenken des Todten, und zwei Ritter aus Catalonien erboten sich, für seine Unschuld den Gotteskampf zu bestehen. So ward Bonifacius von der Anklage der Ketzerei feierlich losgesprochen. Aber in der Aufhebung des Ordens der Tempelherrn war der Papst dem Könige zu Willen. Ihr Verbrechen war ihr Reichthum, wonach es den habsüchtigen Philipp schon lange gelüstet hatte. Auf dem Concil zu Vienne (vom **16.** Oktober **1311** bis **6.** Mai **1312**), dem fünfzehnten allgemeinen, ward der Orden schändlicher Verbrechen bezüchtigt und aufgehoben; seine Güter zog der König sogleich ein, und ließ die Ritter mit Grausamkeit durch Feuer und Rad hinrichten oder im Kerker langsam verbrennen.

Auf Clemens **V.** folgte Johannes **XXII. (1316)**; auch er blieb, wie jener in der Abhänigigkeit vom französischen Hofe; aber gegen Italien und Teutschland machte er sein Ansehen geltend.

In Teutschland hatte nach Heinrich **VII. (1314)** eine zwiespaltige Königswahl stattgefunden. Die eine Partei wählte den Herzog Ludwig von Oberbayern, die andere den Herzog Friedrich von Oesterreich; acht Jahre stritten die beiden Herzoge, Jugendfreunde und Vettern, wider einander, bis Friedrich in der Schlacht bei Mühldorf unterlag und gefangen auf das Schloß Trausnitz gebracht ward. Seine Brüder und und Freunde setzten nur um so erbitterter den Kampf fort. Da verglich sich Ludwig mit Friedrich, die alte Freundschaft erwachte in ihren Herzen; Friedrich entsagte allen Ansprüchen auf die Krone und suchte auch seine Brüder mit Ludwig auszusöhnen. Allein die Brüder Friedrich's wiesen alle Anträge zurück. Da kehrte Friedrich, seinem Worte getreu, nach München zurück; gerührt von dieser Treue hielt ihn

von nun an Ludwig als seinen besten Freund, aß mit ihm an einem Tische, schlief mit ihm in einem Bette. Brüder nannten sie sich, Beide führten den Namen des teutschen Königs und diese Treue und Liebe hielt fest bis zu Friedrichs Tode.

Mit Ludwig gerieth nun Johannes XXII. in schweren Kampf; er wollte ihn nicht als König der Teutschen erkennen, und hätte die teutsche Krone gern dem Könige Karl von Frankreich zugewendet; der Streit ward von beiden Seiten mit großer Heftigkeit geführt; der Papst belegte Ludwig sogar mit dem Banne, das Reich mit dem Interdicte. Dieser erklärte in einer Denkschrift den angeblichen Papst Johannes für einen Feind des Friedens und den Urheber aller Zwietracht. Ja so weit ging der übelberathene König, daß er zu Rom den Papst absetzen und dafür den Peter Rainalducci unter dem Namen Nicolaus V. als Gegenpapst aufstellen ließ (1328). Aber von jeher haben die Fürsten, welche solches gethan, von ihren Päpsten mehr Schande als Ehre, mehr Schaden als Nutzen gehabt! So auch Ludwig; er konnte Rom nicht behaupten, und sein Papst Nicolaus fiel mit einem Stricke um den Hals zu Avignon Johann XXII. zu Füßen und erhielt Verzeihung. Jetzt suchte auch Ludwig Aussöhnung mit dem Papste; allein dieser wies seine Anträge zurück und mahnte die Churfürsten zu einer neuen Königswahl. Heftiger als je drohte der Zwiespalt zu werden; für Ludwig erhob sich nun selbst ein Theil der Minoriten mit dem gelehrten Wilhelm von Occa. Da starb der unbeugsame Johannes XXII. (1334); die Cardinäle beriefen den Bischof von Mirepoir, Jakob Fournier, auf den Stuhl des heiligen Petrus. Er nannte sich Benedict XII. und war ein redlicher, aber schwacher Herr; auf das Neue bot Ludwig die Hand zur Versöhnung, versprach jede billige Genugthuung, selbst einen Kreuzzug. Aber Benedict, abhängig von dem Könige von Frankreich und den französischen Cardinälen, durfte nicht; mit Thränen in den Augen soll er den teutschen Gesandten gestanden haben, daß der König von Frankreich ihm gedroht habe, wenn er ohne seine Zustimmung den Bayer losspreche von dem Banne, ärger mit ihm zu verfahren, als Philipp der Schöne mit Bonifacius VIII. verfahren sei. König Carl aber war wider Ludwig, weil dieser mit seinem Feinde Eduard,

König von England, ein Bündniß geschlossen hatte. Dagegen verwahrten der Kaiser und die Churfürsten auf dem Tage zu Rense ihr Wahlrecht und die Unabhängigkeit des Reiches in einer feierlichen Erklärung, bezeichneten laut den König Carl von Frankreich als das Hinderniß des Friedens und trotzten dem Interdicte als ungerecht und unverbindlich. Der Streit brachte ganz Teutschland in Unruhe; überall stritt man bald für den Papst, bald für den Kaiser. Benedicts Tod (1342) führte keinen Frieden herbei. Ludwigs Ländersucht und sein Eingreifen in die Rechte der Kirche — er ertheilte selber Ehedispense zu Gunsten seines Sohnes — erregte das Mißvergnügen der Großen und die Unzufriedenheit des Volkes. Doch wandte er sich wiederholt um Lossprechung des Bannes an den neuen Papst Clemens VI. Dieser schrieb ihm schwere demüthigende Bedingnisse vor; Ludwig, im Grunde des Herzens fromm und gebeugt von der doppelten Last des Bannes und des harten Kampfes wider seine Feinde, wollte sie eingehen; aber die Fürsten des Reiches verweigerten ihre Zustimmung zu den Forderungen des Papstes, als welche ihnen die Würde des Königs der Teutschen zu entehren schienen. Nun sprach auf das Neue der Papst über den König den Bann aus; wider ihn erhob sich als Gegenkönig Carl von Böhmen; doch behauptete sich Ludwig bis zu seinem Tode, der in der Nähe Münchens auf einer Bärenjagd erfolgte *). (1347). Er war der letzte Kaiser, der in den Bann gethan ward.

Clemens VI. (1342—1353) erwarb durch Kauf dem päpstlichen Stuhle die Grafschaften Avignon und Venaissin, die aber durch die französische Revolution demselben verloren gingen. Die Bitte der Römer, nach Rom zu kommen, schlug er ab, doch gewährte er ihnen das Jubiläum als ein Dankfest für das Geschenk der christlichen Religion. Der große Ablaß fing zu Rom um Weihnachten an, mehr denn eine Million Andächtiger kamen. Unter Clemens Regierung wüthete der schwarze Tod, eine furchtbare Krankheit, die ganz Europa traf, und streckte zwei

*) Unter Ludwigs Regierung erfindet Berthold Schwarz das Schießpulver, das die ganze Gestalt des Krieges verändert und zunächst den Untergang des Ritterthums herbeiführt.

Drittheile der Bevölkerung auf die Bahre. „Die Lebendigen" sagt ein Biograph des Papstes, reichten kaum zur Beerdigung der Todten hin; ja auch die Hausthiere wurden davon hingerafft." Innocenz VI., sein Nachfolger, zeigte Eifer und Redlichkeit; die übermüthigen Cardinäle wies er in die Schranken ihrer Macht zurück, beschränkte die Pracht seines Hofstaates und stellte das gesunkene Ansehen des Papstes wenigstens in etwas wieder her. In Rom, wo nach Abwesenheit der Päpste offener Kampf der adelichen Familien untereinander, Unruhe und Zuchtlosigkeit aller Art eingerissen war, hatte ein merkwürdiger Mann, Colas Rienzi, sich an die Spitze der Bürger gestellt, den übermüthigen Adel gedemüthigt, und die altrömische Republik, jedoch unbeschadet der Oberherrlichkeit des Papstes, ausgerufen. Colas herrschte unter dem Namen eines Volkstribuns; aber der Hochmuth berauschte ihn, durch Gewaltthaten und Schwelgerei machte er sich verhaßt und verächtlich, so zwar, daß er die Flucht ergreifen mußte, und bei seiner Rückkehr im Aufruhr erschlagen ward. Carl IV., König von Teutschland, zog darauf nach Rom, und erhielt daselbst die Kaiserkrone — seit Friedrich II. der erste rechtmäßige römische Kaiser; dann ging er wieder nach Hause zurück, ohne sich viel um Rom und die Römer, die ihn zur Aufrichtung des altrömischen Kaiserthums ermunterten, zu kümmern.

Nach Innocenz VI. († 1362) ward Urban V. Papst, und machte ernstliche Anstalten, nach Rom zu gehen; umsonst hielt ihn König Carl von Frankreich zurück, und wollte ihm beweisen, daß Frankreich das heiligste Land sei, und eben so viel Reliquien besitze als Italien! Aber das verlassene Rom bat, und Petrarca, der erste Dichter Italiens, stellte ihm Alles vor, was ihn zur Rückkehr bewegen konnte, und fragte ihn, ob er lieber zu Avignon unter den Sündern, als zu Rom unter den Aposteln auferstehen wollte? Da schiffte sich Urban zu Marseille ein; nur fünf französische Cardinäle begleiteten ihn, und diese riefen noch: „O des schlimmen Vaters! wohin schleppt er seine armen Söhne fort?" In so großem Ruhme stand damals Rom! Angelangt in der Stadt, hielt Urban in der Peterskirche wiederum ein Hochamt, was seit dreiundsechzig Jahren kein Papst gethan. Im folgenden Jahre kam auch Kaiser Carl und leitete, wie einst seine Vorfahren, das Pferd des reitenden Pap-

stes beim Zaume; aber es wollte dem Papste in Rom nicht recht gefallen. Urban, trotz aller Bitten der Römer, trotz aller Vorstellungen des frommen Minoriten Peter von Aragon, trotz der heiligen Birgitta, die ihm den Tod bei seiner Ankunft in Frankreich weissagte, ging nach Avignon zurück. Sie hatte recht prophezeiht; zwei Monate nach seiner Landung starb er in Marseille, und hinterließ bei Geistlichen und Weltlichen ein gutes Andenken (1370).

Er hatte Gregor XI. zum Nachfolger; dieser wies die Bischöfe an, sich nur in ihren Diöcesen aufzuhalten. Da traf er einen Bischof, welcher zögerte. Der Papst gebot ihm, in seine Kirche zurückzukehren. „Aber warum gehen denn Eure Heiligkeit nicht zu der Ihrigen zurück, die doch weit vornehmer und schöner ist,“ war die Antwort? Der Papst nahm ihm diese Freimüthigkeit nicht in übel. Bald sah er, daß es höchste Zeit wäre, nach Rom zurückzukehren; in Italien stieg die Verwirrung, und drohte, alle Bande der Ordnung aufzulösen; Rom und das Gut des heiligen Petrus schienen bei längerem Zaudern verloren. Das dringende Bitten und Warnen der hochangesehenen Dominikanerin, der hl. Catharina von Siena, entschied. Den 13. September 1376 verließ er mit den meisten Cardinälen Avignon; nur sechs blieben in Frankreich. Den 17. Jäner 1377 hielt er unter dem Jubel des Volkes seinen Einzug in Rom. Aber nur zu bald erfuhr Gregor den Wankelmuth der Römer. Diejenigen, welche ihn mit offenen Armen empfangen und die Treuschwüre geleistet hatten, erhoben sich nach kurzer Zeit mit keckem Trotze wider ihn, und verleideten ihm in Rom den Aufenthalt dergestalt, daß er sich nach Avignon zurücksehnte. Schon hatte er, wie es hieß, im Stillen Anstalt gemacht, dahin zurückzugehen, da überraschte (1378) ihn plötzlich der Tod.

II. Kapitel.

Die große Spaltung von 1378 — 1428 — Päpste zu Rom und zu Avignon — die Concilien zu Pisa und Constanz.

Als die Cardinäle nach Gregors XI. (1378) Tod sich zur Wahl versammelten, verlangte drohend das Volk zu Rom einen Rö-

Römer oder wenigstens Italiener; es ward Bartholomäus von Prignano, Erzbischof von Bari, erwählt, und er nannte sich Urban VI.; das Volk war es zufrieden, den Cardinälen, namentlich den französischen, mißfiel seine Strenge und der Ernst, mit dem er an ihnen auf frommen Wandel drang. Dreizehn Cardinäle flohen deßhalb nach Anagni, zogen andere dem Papste abgeneigte ihres Collegiums an sich und erklärten dessen Wahl, weil durch die Drohungen des Volkes erzwungen, für ungiltig. Jetzt machten sie den Cardinal Robert von Genf, Erzbischof von Cambrai, zu ihrem Papste; Robert, als Papst Clemens VII., zog wiederum nach Avignon.

Jetzt spaltete sich die christliche Welt; Urban VI. ward von Kaiser Carl IV. von ganz Teutschland, von dem größten Theile Italiens, von Dänemark, Schweden, England, Portugal und Ungarn anerkannt; aber Neapel, Savoyen, Frankreich, Spanien und Lothringen waren für Clemens. Es war ein trauriger Anblick, wie ein Papst den andern bannte, einer wider den andern mit weltlichen Waffen stritt. Nach ihrem Beispiele fochten auch ihre Anhänger, oder, wie man es hieß, ihre Obedienzen gegen einander, Gelehrte und Ungelehrte, Universitäten, Kirchen, Theologen und Juristen. Der Streit verwickelte sich mehr und mehr; selbst redliche und gelehrte Männer konnten nicht zur Gewißheit kommen, wen sie für den wahren Vater der Christenheit zu halten hätten. Das aber ist gewiß, daß Urban fast ein halbes Jahr von allen Cardinälen und der ganzen katholischen Kirche als das einzige wahre Oberhaupt erkannt wurde, bevor die Spaltung eintrat. —

Urban VI. starb zu Rom 1389; seine Obedienz erwählte den jungen Cardinal Peter Tommacelli, Bonifacius IX.; er beschwur den König Carl von Frankreich, der Spaltung ein Ende zu machen und in ihm das wahre Oberhaupt der Kirche zu erkennen. Die Universität und der Clerus von Paris veranstalteten öffentliche Gebete und Bittgänge um Wiederherstellung der Einigkeit; die Universität von Paris, hochangesehen in der ganzen Christenheit, schlug drei Mittel zur Beseitigung der Spaltung vor, die freiwillige Entsagung beider Päpste, Entscheidung über die Rechtmäßigkeit durch Schiedsrichter, und endlich ein allgemeines Concil. Allein jedes dieser Mittel hatte seine Schwierig-

keiten. Der Tod Clemens VII. (1394) hätte Alles bessern können; allein wider die Abmahnung des Königs Carl traten die Cardinäle von der Partei des Verstorbenen zur Wahl zusammen, leisteten jedoch ehevor den Eid, daß Jeder, der da erwählt würde, abdanken wolle, falls der Friede der Kirche es erheische. Die Wahl fiel auf Peter von Luna, gerade auf den schlauesten und hartnäckigsten der Cardinäle; er gab sich den Namen Benedict XIII. Als man nun wirklich in ihn drang, zu entsagen, nahm er ein solches Ansinnen sehr übel auf; nun sagten ihm der König und die Geistlichkeit von Frankreich förmlich den Gehorsam auf; allein Peter von Luna blieb starrsinnig, auch dann noch, als er in seinem Pallaste belagert ward, und floh nach Aragonien. Von hier aus bot er Alles auf, Frankreich und dessen König für sich zu gewinnen, und wirklich ward er daselbst wieder als Papst anerkannt. Indeß stärb (1404) auch Bonifazius IX., und bald darnach (1406) auch Innocenz VII. sein Nachfolger. Nun ward von den Cardinälen zu Rom Angelo Corrario unter der freilich sehr seltsamen Bedingung erwählt, abzudanken, wenn sich auch Peter von Luna dazu verstünde; beide Päpste sollten auf einer Zusammenkunft zu Savona hierüber sich verständigen; allein sie kam nicht zu Stande. Keinem der Päpste war es Ernst mit der Abdankung; am wenigsten wollte Peter von Luna davon wissen; deßhalb kündigte ihm Frankreich zum andern Male den Gehorsam auf; da floh er nach Perpignan. Die Spaltung wollte kein Ende nehmen, aber immer lauter und dringender ward der Ruf der tiefbetrübten Christenheit um Tilgung des unseligen Zwiespaltes. Nur Ein Mittel schien noch übrig, den Frieden der Kirche herzustellen: ein allgemeines Concil sollte entscheiden. —

Es ward zu Pisa den 25. März 1409 eröffnet; Gesandte aller christlichen Herrscher Europa's, die Erzbischöfe von Cöln, Mainz und Trier, die Titular-Patriarchen von Alexandrien und Antiochien, der Patriarch von Aquileja, zweiundzwanzig Erzbischöfe, achtzig Bischöfe, eine Menge Prälaten, die Großmeister der Ritterorden, die Abgeordneten der Universitäten von Paris, Bologna, Wien, Cracau, Montpellier, Oxford, Toulouse, Angers und an achtzig Doctoren der Theologie hatten sich eingefunden. In der fünfzehnten Session verkündigte der Patriarch von Aquileja das Urtheil der Synode

— die Absetzung Peters von Luna und Angelo's Corrarios; die Cardinäle wurden aufgefordert, einen neuen Papst zu wählen; sie wählten den Erzbischof von Mailand, Peter Philardi, Alexander V.

Auf diesem Concile kamen auch die lauten und dringenden Wünsche und Bitten vieler und redlicher Christen, die Verbesserung der Kirche an Haupt und Gliedern betreffend, zur Sprache. Viele Mißbräuche hatten sich im Laufe der Zeit durch Menschenschuld in der Kirche eingeschlichen; man hörte gerechte Klagen über das Sittenverderbniß der Gläubigen, auch der Geistlichen, der hohen wie der niedern, der Kloster- wie der Weltgeistlichen. Andere beschwerten sich, daß der römische Hof sein Recht auf die Besetzung der Pfründen an den Kirchen zu weit ausdehne, dadurch die Wahlfreiheit der Capiteln beschränke und auch die Taxen und Gebühren für Verleihung der Pfründen, Dispensationen zu hoch ansetze; andere Wünsche betrafen die Abläße. Die Erledigung dieser Klagen und Wünsche schien eben so gerecht als nothwendig; sie sollte jedoch nach dem Urtheile des Papstes dem binnen drei Jahren zu versammelnden Concil aufbehalten bleiben. Die Väter stimmten bei und gingen auseinander.

Aber weder Angelo Corrario noch Peter von Luna wollten sich dem Beschluße des Concil's von Pisa unterwerfen; sie weigerten sich abzudanken; noch hatte Jeder seinen Anhang, der eine in Italien, der andere in Spanien; so war also die Spaltung ärger als je. Drei Päpste sah die Christenheit! Das Uebel ward nur schlimmer, als Alexander V. 1410 starb und Cardinal Balthasar Coßa, unter dem Namen Johannes XXIII. den Stuhl des heiligen Petrus bestieg und leider entweihte; dringend schien es nothwendig, das neue Concil, schon zu Pisa beschlossen, baldigst zu berufen. Dazumal herrschte Sigmund von Ungarn als König über die Teutschen. Er war es, der vor allen Fürsten der Christenheit sich mühte, keine Reise, keine Kosten scheute, um das Concil zu Stande zu bringen; er schlug Costnitz (Constanz), die so schön am Bodensee auf den Grenzmarken Teutschlands und Italiens gelegene Reichsstadt, zum Orte der Versammlung vor. Johannes willigte ein und setzte die Eröffnung des Concils auf den 1. November 1414 an. Fünf Tage zuvor hielt er einen glän-

zenden Zug in die Stadt; am fünften November feierte er das Hochamt, wobei König Sigmund als Diacon das Evangelium absang: „In der Zeit ging ein Gebot vom Kaiser Augustus aus, daß der Erdkreis sollte beschrieben werden."

Eine glänzendere Versammlung, als die zu Costnitz, hatte die Christenheit bis dahin noch nicht gesehen; man zählte an achtzehntausend Geistliche, darunter zweiundzwanzig Cardinäle, zwanzig Erzbischöfe, vierundneunzig Bischöfe, der Aebte hundertvierundzwanzig; Johannes und Sigmund waren in Person zugegen, die andern Monarchen durch Gesandte vertreten; eingefunden hatten sich auch die Herzoge des teutschen Volkes und der Grafen und Herren eine Unzahl, so daß ein Mal an einmalhundertfünfzigtausend Personen und dreißigtausend Pferde in der Stadt sich aufhielten. Nicht nach Köpfen, wie sonst, sondern nach den vier Nationen, der teutschen, englischen, italienischen und französischen wurden die Stimmen gezählt; später nach Beseitigung des Peter von Luna kam auch die spanische Nation dazu. Den versammelten Vätern schien der Friede in der Kirche nur möglich durch die Abdankung der drei Päpste; sie verlangten selbe. Johannes gab betroffen nach; öffentlich ließ er die Urkunde seiner Entsagung verlesen; alle freuten sich, Keiner mehr als Sigmund, der ihm aus Dankbarkeit dafür die Füße küßte. Aber es war nur Schein — wenige Tage darauf entwich Johannes unter dem Schutze des Herzogs Friedrich von Oesterreich und mit ihm die italienischen und österreichischen Prälaten. Doch die Synode ließ sich dadurch nicht irre machen, sie sprach über den Herzog den Bann, über Johannes, der bald gefänglich eingebracht ward, die Absetzung aus. Johannes büßte auf dem Schloße zu Heidelberg, kam später wieder los und starb als Cardinal-Bischof von Frascati.

Gregor **XII.** legte, wie er das Wort gegeben, sogleich seine Würden nieder und ward Cardinal Bischof von Porto. Aber wider alle Bitten und Drohungen blieb Peter von Luna taub; umsonst unternahm König Sigmund die weite Reise nach Peniscola, wo er sich aufhielt und nach seiner Behauptung allein die Kirche (die Arche Noe's) war; da setzte das Concil den Hartnäckigen ab, seine Anhänger sagten ihm den Gehorsam auf und verlassen starb er zu Peniscola. Nun schritten die Väter zu Con-

stanz zur Wahl und erwählten den frommen, milden und gelehrten Cardinal Otto von Colonna, Martin V. Dringend ward er gebeten, die Reform der Kirche an Haupt und Gliedern vorzunehmen und die Wünsche der Christenheit hierin zu berücksichtigen. Er bewilligte Vieles, aber die Zeit zu durchgreifenden Verbesserungen schien ihm noch nicht gekommen zu sein; doch setzte er eine Commission von sechs Cardinälen und Abgeordneten aller Nationen zur Berathung über die gewünschten Verbesserungen nieder; aber sie konnten sich nicht vereinigen; die Forderungen der Abgeordneten waren oft maßlos, einander widersprechend. Die vier Nationen schloßen daher, Jede für sich einzeln, mit dem Papst Verträge, Concordate, ab, um mindestens den schreiendsten Mißbräuchen und Uebelständen abzuhelfen; binnen fünf Jahren sollte ein neues Concil zu Pavia abgehalten werden.

Aber neben der Tilgung des Zwiespaltes und der Reform der Kirche hatte das Concil noch eine andere wichtige Aufgabe: über Huß und seine Irrlehre abzuurtheilen.

III. Kapitel.

Johannes Huß.

Johann Huß war der Nachtreter John Wikliffes, Professors der Theologie zu Oxford in England. Dieser behauptete, die heilige Schrift sei die alleinige Glaubensquelle; er leugnete die Verwandlung des Brodes und Weines im heiligen Altarssacramente und die göttliche Einsetzung des heiligen Meßopfers; auch ohne Beichte empfange der Sünder, wie er lehrte, durch die Reue allein die Nachlassung der Sünden. Daß die Geistlichkeit Güter besäße, sei gegen die heilige Schrift; Jeder, der in eine Todsünde gefallen, sei er Papst oder Kaiser, Priester oder weltlicher Beamter, verliere seine Gewalt und es könnte ein Geistlicher in einem solchen Falle kein Sakrament giltig spenden; sie und die Weltlichen hätten der Sünde wegen sogleich ihr Amt niederzulegen und es wäre ihnen kein Gehorsam zu leisten. Solch' verderbliche Lehren, die Staat und Kirche zugleich zu Grunde richten mußten, wurden auf einer Synode von London

verdammt; Wikliffe mußte seine Lehrstelle aufgeben und auf seine Pfarrei Luttworth sich zurückziehen, wo er, alle Belehrung und Mahnung zurückweisend, im Irrthume starb. Am Tage der unschuldigen Kindlein während der Messe sank er vom Schlage berührt um (1384). Seine Anhänger — er zählte derer nicht Viele — hießen Lollharden und wurden bald unterdrückt.

Diese Lehren Wikliffes brachte Hieronymus Faulfisch, ein böhmischer Edelmann, der in Oxford studirte, nach Prag und gewann den Johann Huß, den Lehrer der Theologie an der dortigen Universität für sie. Ohne Scheu, mit fanatischem Eifer verkündigte sie nun Huß auf der Kanzel, wie in Privatunterredungen mit Weibern, Dienstboten, Bürgern und Handwerkern. Er fand zahlreiche Anhänger, aber auch Widersacher; zu den Letztern gehörten zumal die Teutschen an der Universität, und auf ihr Betreiben vornemlich verdammte diese fünfundvierzig Sätze des Huß. Allein Huß fand Schutz bei dem Könige Wenzel, *) der ohnedieß die Teutschen nicht leiden konnte, da sie ihn wegen seiner Lüderlichkeit abgesetzt hatten. Von Huß angereizt, verletzte der König die Gerechtsame der Teutschen an

*) Unter der Regierung dieses Königs lebte Johannes, (geboren 1330 zu Nepomuk) ein mit allen Tugenden geschmückter Priester. Der König selber schätzte ihn hoch, und trug ihm das Bisthum Leitmeritz und die Propstei von Wischrath an, die aber der demüthige Johannes ausschlug. Darauf ward er der Beichtvater der Königin Johanna, ward ihr Tröster in ihrem schweren Ehekreuz, denn König Wenzel war dem Trunke ergeben, voll Eifersucht, zornig und grausam. Da ließ einstmals König Wenzel Johannes rufen, und verlangte von ihm, er möge ihm alles offenbaren, was die Königin ihm in der Beichte vertraut hätte. Johannes bewahrte mit dem standhaftesten Muthe das heilige Geheimniß der Beicht. Umsonst verschwendete der König Drohungen, Flüche und Versprechungen. Umsonst war es, daß er den treuen Gottesmann auf der Folter martern, und mit langsamem Feuer rösten ließ. Rasend vor Wuth befahl nun Wenzel, den Martyrer von der Brücke, welche die Kleinseite mit der Altstadt verbindet, in die Moldau zu werfen. Dieß geschah am Abende vor Christi Himmelfahrt 1383. Aber die Leiche des Martyrer erhob sich aus dem Wasser, und Himmelsglanz umstrahlte sie. Entsetzt, wie von bösen Geistern gejagt, floh Wenzel aus Prag. Die Bürger der Stadt eilten herbei, das Wunder zu schauen. Der Leib des Heiligen ward zuerst in die Kreuzkirche, von da aber mit größter Feierlichkeit in die Domkirche gebracht, wo er noch ruht. Als man den 14. April 1719 sein Grab eröffnete, fand man sein Gebein noch wohl erhalten, die Zunge aber so frisch, als wäre der Heilige kaum verschieden.

der Universität auf kränkende Art; da verließen die teutschen Studenten mit ihren Professoren Prag und gründeten die Hochschulen zu Leipzig und Ingolstadt. Dieser Gegner los, schmähte nun Huß um so heftiger auf Papst und Kirche. „Magister! rief Einer seiner Zuhörer, ich bin in Rom gewesen, und habe den Papst und die Cardinäle gesehen; aber so arg ist es nicht, als Ihr es macht!" Der Magister aber versetzte: „Wenn dir der Papst so gut gefällt, so gehe wieder nach Rom und bleibe dort!" Doch Dieser: „Ich bin schon zu alt dazu; geh' Du hin, und Du wirst finden, daß es nicht so arg ist, als Du es uns vormachst!" Der Erzbischof von Prag verbot ihm das Predigen; Papst Alexander V. verdammte seine Sätze; das focht ihn wenig an; jetzt verwarf er auch das Papstthum. Johannes **XXIII.** forderte ihn zur Rechenschaft nach Rom; seine Antwort war nur schamloseres Schmähen und das Verbrennen der von dem Papste unlängst erlassenen Ablaßbulle. Nun sprach Dieser den Bann über ihn aus; allein Nichts konnte den Huß zur Besinnung bringen, Nichts seine Hartnäckigkeit brechen. Bald kam es zu dem Aergsten; seine Anhänger wütheten mit Mord und Brand wider die Katholiken, schändeten ihre Kirchen, entweihten ihre Heiligthümer; er selber ließ zwei Mönche, den einen in die Moldau, den andern in den Kerker werfen.

Der Erzbischof von Prag verkündigte nun den über Huß ausgesprochenen Bann von der Kanzel. Dieser spottete darüber, fand es aber doch für gut, Prag zu verlassen und nach Hussinecz, seinem Geburtsorte, sich zu begeben; doch bald ging er wieder in die Hauptstadt zurück, und trieb sein wildes Wesen wie zuvor; da erhielt er die Ladung, vor dem Concil in Costnitz sich zu verantworten. Immerfort hatte sich Huß auf ein allgemeines Concil berufen; öffentlich ließ er jetzt an allen Kirchthüren Prag's anschlagen, er unterwerfe sich dem Concil und ziehe nach Costnitz. König Sigmund gab ihm einen Geleitsbrief oder eigentlich einen königlichen Reisepaß, der seine Person wider rechtlose Gewalt sicher stellte, ihn den geistlichen und weltlichen Herren zur freundlicher Aufnahme empfahl und ihn von den Weg- und Brückengeldern befreite. Mehr konnte der König zur Sicherung seiner Person nicht thun. Huß hatte sich einmal dem Ausspruche des Concils freiwillig unterworfen; er mußte also auch alle Folgen,

die guten, wie die schlimmen auf sich nehmen, welche ihm aus dem Urtheile erwachsen konnten. Sigmund war König, Schirmvogt der Kirche und des Rechtes; als solcher konnte und durfte er den Huß weder dem Urtheile der Synode und der Strenge der jenem gar wohl bekannten Gesetze entziehen, noch die Vollziehung derselben durch weltliche Richter verhindern. —

Am dritten November langte Huß wohlbehalten zu Costnitz an; er ward mit aller Milde aufgenommen, durfte ausgehen und wohnen, wo er wollte; ja Johannes XXIII. befreite ihn sogar während der Dauer der Verhandlungen von dem Interdicte; nur Meßlesen und Predigen war ihm verboten. Aber Huß zeigte auch hier den allen Ketzern eigenthümlichen Trotz; wider das Verbot hielt er Gottesdienst in seiner Herberge; ungescheut predigte er seine Irrthümer dem neugierigen, schaarenweise zusammengelaufenen Volke; ja er machte sogar einstmals Miene, in der Domkirche die Kanzel zu besteigen. Vorgeladen zur Vertheidigung erklärte er sich zum Widerrufe bereit, nur müsse man ihn zuvor aus der heiligen Schrift des Irrthums überweisen. Dieß aber war bei ihm, wie bei allen Ketzern, eine unmögliche Sache; denn nicht die Auslegung der Kirche nehmen sie für die wahre, sondern die ihrige; nicht die Kirche hatte ihnen den Geist Gottes, sondern sie hatten ihn. Es ward nun dem Huß nicht wohl zu Muthe; wider sein Wort entfloh er, ward wieder zurückgebracht, und mit ihm auch sein Freund Hieronymus Faulfisch von Prag. Auch dieser war — ohne Geleitsbrief — nach Costnitz gekommen, und hatte sich, wie sein Magister, in böser Ahnung stille fortgemacht, unterwegs schmähend auf geistliche und weltliche Obrigkeiten, bis sie ihn bei Hirschau in der Oberpfalz fingen und nach Costnitz lieferten. Die Väter des Concils boten Alles auf, den Huß zu bekehren, selbst König Sigmund sprach ihm eifrig zu; und wirklich schien es ein Mal, als wollte er widerrufen. So groß war darüber die Freude, daß man unter dem Geläute aller Glocken der Stadt Gott dafür zu danken befahl. Aber gleich darauf zeigte Huß den alten Starrsinn. Sieben Monate lang hatten die Väter des Concils Alles angewandt, was immer nur Liebe und Ernst vermochten; man hatte ihn nicht blos der Ketzerei überwiesen, sondern auch des Versuches in Böhmen und England Aufruhr anzufachen, wofür die englischen

Prälaten Beweise vorgelegt. Huß appellirte an den höchsten Richter Jesum Christum; die letzten liebevollen Versuche, ihn zur Erkenntniß und Unterwerfung zu bringen, wies er mit starrem Trotze zurück. — Jetzt mußte wohl das Concil nach den Gesetzen, nach der Strenge der von ihm so übermüthig herausgeforderten Gerechtigkeit verfahren. Es fällte das Urtheil: „Johannes Huß, ein unverbesserlicher Ketzer, welcher Aufruhr gepredigt und das Ansehen der Kirche gelästert hat, soll des Priesterthums entsetzt und aller Weihen beraubt, dem weltlichen Arme überliefert werden, da die Kirche nichts weiter mehr mit ihm zu schaffen hat." Des folgenden Tages ward er zum Hochaltare geführt, und neuerdings zum Widerrufe aufgefordert, er aber weigerte sich auch jetzt; da nahm man ihm den Kelch und die priesterlichen Kleider, nahm den geweihten Fingern die Weihe und zerstörte die Tonsur. Nun übergaben die Bischöfe den Huß als einen Laien, über den sie keine Gewalt mehr hätten, dem anwesenden Könige Sigmund, mit der Bitte, ihn nicht zu tödten, sondern in lebenslänglicher Gefangenschaft zu halten. Dieser aber überlieferte ihn dem Pfalzgrafen Ludwig, welchem die Rechtspflege auf dem Concil anvertraut war, und sprach: „Lieber Fürst und Oheim! dieweil wir das Schwert nicht umsonst tragen, sondern zur Bestrafung Derer, die da Böses thun; so nimm diesen Mann Johannes Huß, und vollziehe an ihm in unserm Namen die Strafe, welche einem Ketzer gebührt." Die Hinrichtung eines Verbrechers stand aber dem Magistrate der Stadt Costnitz zu; diesem überlieferte der Pfalzgraf den Verurtheilten, indem er sprach: „Nehmet hin den Johannes Huß, der nach unsers gnädigsten Herrn, des römischen Königs, Ausspruche und nach unserm eigenen Befehle als ein Ketzer soll verbrannt werden." Zu dieser Strafe verurtheilt die Ketzer das Gesetz in dem von Kaiser Friedrich II. bestätigten und damals zu Costnitz geltenden schwäbischen Landrechte. Noch am selbigen Tage ward Huß hinausgeführt; schon war er an den Pfahl gebunden, da nahten sich ihm noch einmal der Herzog von Bayern und Graf Pappenheim, und baten ihn, in sich zu gehen, noch könne er Leib und Seele erretten. Er aber betheuerte seine Unschuld und hob an zu dem Volke zu sprechen; da ward das Holz angezündet, und er starb mehr vom Rauche erstickt, als vom Feuer verbrannt (1415). — Hieronymus von Prag schwur alle

Irrthümer des Wicliffe und Huß ab, und gelobte feierlich, im katholischen Glauben zu leben und zu sterben; aber auch er fiel in die alte Ketzerei zurück, und erlitt, da er unverbesserlich trotzte, dieselbe Strafe an dem nämlichen Orte wie Huß. —

Außer der Irrlehre des Huß und Hieronymus verwarf das Concil auch die Behauptung des Jacob von Mies, es sei zum giltigen Empfange des heiligen Altarsacramentes die Communion unter den beiden Gestalten des Brodes und Weines erforderlich. Um diesem Irrthume zu begegnen, untersagte das Concil die eigenmächtige Austheilung Kelches; doch mit Ungestüm begehrten ihn bald die meisten Anhänger des Huß; darum erhielten sie auch den Namen Calixtiner (Kelchfordernde) oder Utraquisten (die unter beiderlei Gestalt Communicirenden).

Die Hussiten.

Der Tod des Huß und des Hieronymus entzündete das Feuer in Böhmen zu einem furchtbaren Brande; wüthend erhoben sich ihre Anhänger (Hussiten); der Kelch ward ihr Losungswort, Tod den Teutschen, als den vermeintlichen Mördern ihrer Landsleute, geschworen, ein nahe bei Prag gelegener Berg der Ort ihrer Versammlung. Diesen Berg nannten sie Tabor, sich selber Taboriten; der Bann, welchen der Papst jetzt über sie aussprach, reizte ihren Fanatismus nur noch mehr. An ihre Spitze traten jetzt Nicolaus von Hussinecz, und Johann von Zisca, ein Mann, der bei aller Glut der Leidenschaft als Feldherr dennoch Kaltblütigkeit und Schlauheit bewies. Selbst die Universität trat zu ihnen über. Umgänge auf Umgänge hielten sie, den Kelch vorhertragend; sie plünderten die Kirchen und äscherten sie ein; in steigendem Grimme erstürmten sie das Rathhaus, warfen die Rathsherrn herab in die Spieße des Pöbels. Da brachten Zorn und Angst dem Könige Wenzel den Tod; Sigmund war jetzt der rechtmäßige Erbe seiner Krone; allein die Hussiten verwarfen ihn; er wäre ja, so bewiesen ihre Prediger, der in der Apocalypse beschriebene rothe Drache! Mit teutscher Hilfe zog Sigmund nach Prag; aber die wilde Begeisterung der Taboriten, welche Zisca trefflich zum Kriege eingeübt hatte, und mit überlegenem Feldherrntalente leitete, gewann den Sieg über ihn und seine Bundes-

genossen bei Prag, bei Grimma, bei Tauß. Jetzt brachen sie sengend und mordend, wie ein verheerender Feuerstrom, in die Nachbarländer, in Sachsen, Franken, Bayern, Oesterreich und Schlesien ein, und kehrten allermeist unbesiegt und mit reicher Beute nach Hause. Streifende Hussiten brachten Wasser aus der Ostsee geschöpft nach Böhmen. Ein Haufe Hussiten fiel raubend und plündernd in die Oberpfalz ein, und drang bis Hiltersried in der Nähe von Nabburg vor. Eiligst mit nur zweihundert Kriegsknechten warf sich ihnen Pfalzgraf Johann Georg von Neumarkt entgegen; aber das Landvolk, welches zahlreich von allen Seiten ihm zuzog, verstärkte seine schwache Schaar. Der Pfalzgraf, ein unverzagter Held aus dem Geschlechte Wittelsbach, schwur seinem Volke, die Feinde zu schlagen oder zu sterben, gab sein Banner dem Hans Zenger von Paulsdorf, und führte die Reisigen und die Bauern, unter Gebet und Anrufung der seligsten Mutter Maria, wider die Hussiten. Nach ihrer Weise, die Spieße vorgehalten, die Schilde miteinander verbunden, erwarteten Diese den Anfall, um, nachdem er abgeschlagen, desto sicherer die Weichenden vernichten zu können. Allein der Angriff Johanns war so gewaltig, daß in kürzester Zeit ihre Reihen getrennt, ihre ganze Schlachtordnung troß des wüthendsten Widerstandes gebrochen ward, aber sie stritten fort, und wichen erst, nachdem ihrer sechshundert Leichen geworden waren. Der Sieg, den hier ungeübte Bauern wider versuchte Krieger mit geringem Verluste erfochten, galt für ein halbes Wunder und wird noch heute mit einem Jahrtage gefeiert. Bald hatten jedoch die Hussiten die Schande dieses Tages durch neue Siege gut gemacht; ihr Name schon flößte Schrecken ein; schauderhaft war ihre Wildheit; nicht Frauen noch Kinder fanden Erbarmen; Gnade, zumal den Mönchen, die in Ziskas Hände fielen! alle Städte, die in ihre Gewalt kamen, sie wurden verbrannt; wären alle Städte der Erde bis auf fünf eingeäschert, so glaubten sie, beginne das neue Reich des Herrn. Jetzt aber sei die Zeit der Rache, und Gott ein Gott des Zornes.

Waffengewalt vermochte Nichts wider sie, auch nach Zisca's Tode (1425) nicht; siegreich war auch Procop, der Große, der dann sie führte. Aber Uneinigkeit spaltete sie in Parteien, in

die Calixtiner und in die Taboriten. Die Synode zu Basel lud sie ein, ihre Beschwerden und Forderungen vorzubringen. Da stellten sie vier Forderungen: 1) Das Wort Gottes sollte frei gepredigt werden. 2) Jedem, der es verlange, solle der Kelch gereicht werden. 3) Die Geistlichen sollen sich alles Besitzes entäußern, und wie die Apostel leben. 4) Jede Todsünde solle sowohl bei Weltlichen als bei Geistlichen gestraft werden.— Als ihnen diese Forderungen nicht unbedingt zugestanden wurden, gingen sie fort; aber auf's Neue luden die Väter von Basel sie ein, und gestanden zu: 1) Daß Gottes Wort frei sollte gepredigt werden dürfen, jedoch unter Aufsicht des Bischofs. 2) Daß die Kirche, wiewohl sie den Gläubigen aus wichtigen Gründen den Kelch entziehe, dennoch das Recht habe, was die Synode hiemit auch thue, ihnen Denselben wieder zu bewilligen; nur sollte das Volk belehrt werden, daß der Empfang des heiligsten Altarsakramentes unter Einer Gestalt derselbe und vollständig sei. 3) Die Geistlichen dürfen Güter besitzen, sollen sie jedoch nach den Vorschriften der Kirche anwenden.

Die Calixtiner waren mit diesen Zugeständnissen zufrieden, nicht so die Taboriten: es kam zwischen ihnen zum Kampfe; mit den Katholiken vereint, siegten die Ersteren über die Taboriten; die beiden Procope, deren Führer, fielen in der Schlacht, ihre Festen wurden genommen. Aber noch lange ging es her, bis der Friede wieder in Böhmen einzog, und das Land von den schweren Wunden genas; immer doch erhielten sich in der Stille heimliche Gemeinden der Hussiten. — Jetzt kam auch König Sigmund zum Besitze des lange bestrittenen Reiches; starb aber schon das Jahr darauf 1437; auch sein Nachfolger, König Albrecht II., von dem man sich das Beste versprach, regierte nur zwei Jahre. Jetzt bestieg Friedrich IV.*) den Thron; er ist bis jetzt derjenige Habsburger, der am längsten gelebt, am längsten (1440—93) regiert hat; es war ein gutmüthiger schwacher Herr, und er ließ die Dinge gehen, wie sie eben gingen; viel Merkwürdiges und Rühmliches für Teutschland ist eben von seiner Herrschaft nicht zu sagen.

*) Unter seiner Regierung Erfindung der Buchdruckerkunst.

IV. Kapitel.

Die Concilien von Basel. — Ferrara und Florenz.

Martin V. wirkte mit Milde und Weisheit segensvoll; eifrig war er bemüht, den Uebeln abzuhelfen, unter denen sein Staat jetzt und die Kirche zu leiden hatten. Eingedenk seines Wortes, berief er nach fünf Jahren das Concil zu Pavia; der Pest halber ward es nach Siena verlegt, allein eben dieser Krankheit wegen nur spärlich besucht. Deßhalb beschied Martin die Bischöfe nach sieben Jahren nach Basel; hier sollte ein allgemeines Concil zur Tilgung der schleichenden Ketzereien, zur Hebung der Kirchenzucht, und zur Befriedigung der Beschwerden der Gläubigen abgehalten werden. Aber kurz vor der Eröffnung des Concils (1431) starb Martin V. von der ganzen Christenheit betrauert. Ihm folgte Eugen IV. (1431—47), ein wohlwollender Herr. — Er ließ das Concil zu Basel eröffnen. Aber bald schien es ihm, als sei Basel nicht der rechte Ort für eine allgemeine Versammlung; nur wenige Bischöfe fanden sich anfänglich ein; die Ketzerei und das Waffenglück der Hussiten schreckte; auch hatten sich die Griechen zur Vereinigung angemeldet. Aus diesen nicht unwichtigen Gründen hob Eugen das Concil zu Basel auf, und wollte es nach achtzehn Monaten zu Bologna auf das Neue versammeln. Allein die Bischöfe zu Basel protestirten; sie wagten es, dem Oberhaupte der Kirche Gesetze vorzuschreiben, und das Ansehen ihres Concils von sechsundvierzig Prälaten und Doctoren über jenes des Papstes zu stellen. — Eugen setzte solchem Uebermuthe Mäßigung und Klugheit entgegen; des Friedens wegen gab er nach, und räumte ein, was einzuräumen war; aber er verlangte dafür Rücknahme alles Dessen, was wider seine Person, die Würde des Papstthumes und der Cardinäle verfügt worden war, und den Vorsitz für seine Legaten. Solche Nachgiebigkeit ward ihm übel vergolten; ohne Zuziehung des Papstes verfügten die Väter zu Basel eigenmächtig über die Einkünfte des Papstes, trafen Bestimmungen über seine Wahl, Beeidigung und Regierungspflichten, und beschränkten die Zahl der Cardi-

näle auf vierundzwanzig. Da zeigte ihnen Eugen Ernst; er verlegte das Concil von Basel nach Ferrara, und später der Griechen wegen von da nach Florenz. Die Zahl der Prälaten in Basel sank bis auf fünfundzwanzig Bischöfe und siebzehn Aebte; aber mit einem Trotze, der bisher unerhört war, vermaßen sie sich, den Papst zu suspendiren, ihn vor ihr Gericht zu laden, ja zuletzt wider ihn den Herzog Amadäus von Savoyen als Papst Felix V. aufzustellen. Die Christenheit entrüstete sich; laut warf der König von England den Baslern vor, sie führten die Zeiten des Antichrists herbei; im Zorn bedrohte sie der Herzog von Bayern mit Krieg: Eugen aber warnte zum Letztenmale, und sprach dann über die Ueberbesserlichen den Bann aus; die Spaltung war vollendet.

Inmitten dieser Unruhen und Kümmernisse arbeitete Eugen IV. unablässig an der Vereinigung der Griechen, und brachte sie zu Stande. Dieß erhöhte sein Ansehen; seine und des Papstthumes Rechte wider die Synode zu Basel und den Afterpapst verfochten auf den Churfürstentagen zu Mainz und Frankfurt Johannes von Turrecremada, Nicolaus von Cusa, und Aeneas Sylvius Piccolomini, Lichter der Kirche, mit Einsicht und Kraft. Sie gewannen die Fürsten Teutschlands, welche anfänglich Keinen der beiden Päpste anerkennen wollten, für Eugen ihren Herrn, und schlossen mit ihnen die sogenannten Fürstenkoncordate ab, welche in das Gesetz des Reiches kamen. Sterbend bestätigte sie und den Frieden Eugen IV. Die Franzosen ihrer Seits richteten die pragmatische Sanction zu Bourges (1438) auf. Eugens Nachfolger Nicolaus V. ward allenthalben als Oberhaupt der Kirche erkannt; auch Felix unterwarf sich ihm, erhielt Verzeihung und die Stelle des Decans im Collegium der Cardinäle.

So ward diese Spaltung beendet; die Geschichte dieses traurigen so lange andauernden Zwiespaltes muß jedes Christenherz mit Schmerz erfüllen; aber sie wird auch seinen Glauben und sein Vertrauen auf die Kirche stärken. Solchen Stürmen und Spaltungen wäre jede andere Kirche unterlegen, wäre zu Grunde gegangen — die römischkatholische nicht; denn sie ist das Werk Jesu Christi, des Sohnes Gottes, gegründet auf den Felsen Petri. Der göttliche Stifter erfüllte seine Verheißungen;

Er schützte und tröstete seine betrübte Braut, und zerbrach alle Hindernisse, welche Stolz, Leidenschaft und Eigennutz der Vereinigung entgegensetzten.

V. Kapitel.

Das Reich der Griechen. — Versuche zur Vereinigung mit den Katholiken. — Der Kampf wider die Türken. — Constantinopel von diesen erobert.

Die Abendländer behaupteten ihre Herrschaft über Constantinopel nur kurze Zeit; dagegen erhob sich die fast vernichtete Macht der Griechen; unablässig bedrängten die Kaiser von Nicäa ihre Feinde zu Constantinopel, die außerdem an den Bulgaren mächtige Gegner hatten. Die Hilfe vom Abendlande blieb aus, und so groß ward die Noth der Kaiser zu Constantinopel, daß man das Blei von den Dächern der Kirchen und Paläste herabnahm, um Geld daraus prägen zu lassen, Häuser niederriß, um Brennholz zu erhalten. Für geleistete Vorschüsse verpfändete Balduin, der letzte Kaiser, die Heiligthümer der Reliquien, gab als Geißel seinen einzigen Sohn. Kein Opfer half dem Schwerbedrängten; Verrath vollendete seinen Untergang. Ohne Plan, ohne Belagerung, durch Einverständniß mit einem gemeinen Manne nahmen die Griechen plötzlich Constantinopel; triumphirend zog Michael Paläologus, Kaiser von Nicäa, in die ehmalige Hauptstadt ein (1261); Balduin, der vertriebene Fürst, wanderte an den Höfen des Abendlandes umher, um Hilfe zu suchen wider Den, der ihm sein Reich genommen. —

Diese fürchtete Michael; um die Kirche und das Abendland für sich zu gewinnen, schrieb er an Papst Urban IV. und bot Vereinigung an; nach dessen Tod setzte er mit Clemens IV. die Unterhandlungen fort. Dieser zeigte sich geneigt und versprach ein Concil zu berufen, nur sollten die streitigen Glaubenspunkte, wie der Primat Petri und der Ausgang des heiligen Geistes als schon längst entschieden nicht mehr berührt werden. Aber erst

unter Gregor X. (1274) fand das Concil zu Lyon statt; es erschienen fünfhundert Bischöfe, siebzig Aebte, und wohl an tausend mindere Prälaten.

Die Gesandten Michaels, der Patriarch Germanos von Constantinopel, der Metropolit Theodor von Nicäa, und Georgius, der Reichsschatzmeister, hatten unterwegs Schiffbruch gelitten, und konnten erst später erscheinen; sie wurden höchst ehrenvoll empfangen; Gregor gab ihnen den Friedenskuß. Am Feste der heiligen Apostelfürsten Peter und Paul hielt er in der Domkirche das Hochamt; als man im Credo die Worte sang: „Und an den heiligen Geist, der vom Vater und Sohne ausgeht,“ fielen die Griechen in ihrer Sprache ein: „Der vom Vater und Sohne ausgeht,“ und chorweise ward es mit Jubel dreimal gesungen. Darauf schwuren die Gesandten Namens des Kaisers und des ganzen Volkes der Griechen feierlich die Spaltung ab. In einer kurzen Rede drückte der Papst seine Freude über die Wiedervereinigung aus, und stimmte dann das: „Herr Gott! Dich loben wir“ an. — Auf diesem Concile wurde ferners verhandelt über die Lage der Christenheit im Morgenlande und schnelle Hilfe für die Schwerbedrängten von dem Papste verlangt. Heilsame Gesetze wurden für die Reformation der Sitten des Clerus erlassen, wie auch neue Bestimmungen über die Form der Papstwahl. Das Concil setzte die Ordnung des Conclave (der zur Papstwahl versammelten Cardinäle) fest und es wird dieselbe im Wesentlichen noch heute beobachtet. —

Leider war diese Vereinigung, weil nur aus Interesse Seitens der Griechen hervorgegangen, von kurzer Dauer; schon unter Nikolaus III. riß das kaum geknüpfte Band. Martin IV. sah sich bereits genöthigt, den Bann über Michael auszusprechen, Kaiser Andronicus trennte sich zuerst förmlich von der Kirche und raubte so dem Reiche die einzige Hilfe, die es hätte erretten können.

Denn immer bedrängter ward die Lage des Reiches; innere Fehden, zügellose Räubereien, Empörungen, die kirchliche Spaltung schwächten es auf das äußerste und nahmen ihm alle Kraft zum Kampfe wider die auswärtigen Feinde. Die furchtbarsten von ihnen, wahre Todfeinde, wurden jetzt die Türken. Osmann, ihr Führer, (1286) gründete um die Zeit, wo die

Macht der Seldschucken zerfiel, in Kleinasien seine Herrschaft. Schon streifte er bis an die Mauern Nicäas. Urchan, sein Nachfolger, eroberte Brussa; aus Christenkindern, die zum Islam genöthigt wurden, bildete er eine neue furchtbare Miliz (Jenitscheri — Janitscharen); mit ihnen überwältigte er Nicäa und Nicomedien, und zwang die Griechen das erste Mal zum Frieden. Darauf trug Murad, sein Sohn, die Waffen über den Hellespont; ohne vielen Widerstand nahm er Adrianopel, die dritte Stadt des Reiches. Mit Entsetzen und banger Ahnung sahen die Christen, wie er ihre Kirchen in Moscheen umwandelte, inwendig mit Tapeten behangen, mit Marmor geziert, und mit kupfernen Dächern weithin in die Gefilde schimmernd. Demotica ward die erste europäische Residenz des großen Sultans, der in der Schlacht wider die Servier den Sieg mit seinem Leben bezahlte. — (1389).

In dieser allgemeinen Noth wandte sich Johannes V. nach dem Abendlande um Geld, um Schiffe und Mannschaft; er ging nach Italien und schwur das Schisma ab. Ohne Gewinn — sein Volk beharrte im alten Haße wider die Katholiken und die Hilfe, die er sich versprach, blieb aus. Johannes ward Vasall des türkischen Sultans; einen Kadi mußte er in seiner Hauptstadt aufnehmen und den Türken eine Moschee bauen. Das brach ihm das Herz. Erst fünf Jahre nach seinem Tode zogen die Abendländer den Griechen zu Hilfe; König Sigmund befehligte das Heer, das aus Franzosen, Teutschen und Ungarn bestand. Bei Nicopolis (1396) erwartete sie Sultan Bajazed mit dreimalhunderttausend Streitern, und suchte die weit schwächeren Schaaren der Christen zu umringen. Da brach plötzlich, ohne Plan, ohne den König Sigmund und die Mahnung Verständiger zu hören, der Herzog von Burgund mit den Franzosen in die Türken ein. „Wollt ihr, rief Graf Artois den Franzosen zu, wollt ihr den Teutschen den Ruhm dieses Tages lassen?" Die Franzosen büßten ihre Tollkühnheit mit dem Leben; nach furchtbarem Gemetzel blieb der Sieg den Türken. König Sigmund entrann nur mit fünf Rittern, und kam über Constantinopel zur See in sein Land zurück. Burgund, Artois, Tremouille, die besten Barone Frankreichs wurden gefangen; Schrecken und Jammer kam über alle Länder der Christenheit. Constantinopel schien verloren;

Da mußte Bajazed plötzlich von der sichern Beute ablassen und wider Timur ziehen, den fürchterlichen Chan der Mongolen, den Eroberer Asiens. Bei Ancyra trafen sie zusammen (1402), viermalhunderttausend Türken gegen achtmalhunderttausend Mongolen. Es stritt Bajazed verzweiflungsvoll um Reich und Freiheit und ward geschlagen; die Mongolen warfen einen Teppich über ihn und fingen ihn; er starb, von Gram verzehrt, in Timurs Gefangenschaft. Timur verheerte Kleinasien; vergeblich widerstanden seiner Wuth bei Smyrna auf der St. Peters Burg die Johanniter; nach fünfzehntägigem Kampfe füllten die Mongolen den Hafen und erstürmten die Mauern; kaum der zehnte Theil der Ritter konnte entrinnen; Timur errichtete zum Denkmale seines Sieges einen Thurm, halb aus Steinen, halb aus Menschenschädeln gebaut, und kehrte nach dem innern Asien um.

Diese Niederlage der Türken und der Zwiespalt unter Bajazed's Söhnen gaben den Griechen eine Gnadenfrist. Johannes **VI.** sah nur in der Vereinigung mit der katholischen Kirche das Heil; er zog mit seinem Bruder Demetrius, dem Patriarchen von Constantinopel, zwanzig Bischöfen, und einem Gefolge von siebenhundert Personen nach Italien; aber der Kaiser der Griechen, in dessen Hauptstadt die Abendländer vor zweihundert Jahren an achthundert Millionen gemünzten und ungemünzten Goldes und Silbers erbeutet hatten, war jetzt so verarmt, daß er die Kosten der Reise nicht zu erschwingen vermochte; es trug sie der Papst. Nach einer langen und beschwerlichen Fahrt erreichten sie Venedig. Dort empfing man sie glänzend; der Kaiser fuhr auf dem großen Canal in die Stadt, unter dem Schalle der Musik, unter dem Geläute aller Glocken und dem Zurufen des Volkes; eben so glänzend zog er in Ferrara ein. Nach drei Tagen folgte ihm Joseph, der Patriarch von Constantinopel. Er forderte Ehren, die man sonst nur dem Papste erwies; man gewährte sie ihm des Friedens halber; bei ihm waren Marcus, Erzbischof von Ephesus, der gelehrte Bessarion von Nicäa, die Gesandten der Patriarchen von Antiochia, Alexandria und Jerusalem, nebst vielen andern Bischöfen und Metro-

politen der morgenländischen Kirche; mit den katholischen Bischöfen ward die Anzahl aller Bischöfe auf siebenhundert angegeben. In der Domkirche von Ferrara ward das Concil gehalten; an der linken Seite des Altares saßen der Papst, die Cardinäle und die Bischöfe; an der rechten Seite war neben dem Altare der Thron des Kaisers Johannes, ihm gegenüber der Thron des abendländischen Kaisers Sigmund, der aber leer stand; ihrem Herrn zunächst saßen der Patriarch Joseph und die übrigen Patriarchen und Bischöfe des Morgenlandes. Das Concil ward aber bald nach Florenz verlegt; hier in der fünften Sitzung fand die Vereinigung statt; laut schwuren die Griechen: es sei der Glaube der katholischen Kirche der ihrige; der Papst aber der Stellvertreter Christi, der Vater und Lehrer aller Christen, der Nachfolger des heiligen Apostels Petrus, und ihm sei von Christo die volle Gewalt, die Kirche Christi zu weiden, zu regieren und anzuführen, übergeben. Der Patriarch Joseph kam zu Florenz auf das Todbett; aber er starb als Katholik, mit dem heißen Verlangen, seine ganze Heerde mit der wahren Kirche unter dem Hirtenstabe des heiligen Petrus vereinigt zu sehen; nur Marcus von Ephesus widersprach und ließ nicht, obgleich jederzeit widerlegt und gar oft beschämt, von seinem Irrthume (1439).

Da rief Papst Eugenius IV. der Christenheit zu: „Frohlocket ihr Himmel! juble, o Erde! die Scheidewand ist gefallen, welche die morgenländische und abendländische Kirche getrennt hat. Vereinigt hat Christus Beide mit den festesten Banden des Friedens und der Liebe; nach dem langen traurigen Uebel einer vieljährigen Spaltung leuchtet Allen wieder der heitere Glanz der ersehnten Einheit. Es freue sich unsere Mutter, die Kirche, über die Einheit! ihrer bisher streitenden Söhne! sie, die einst während der Trennung bittere Thränen weinte, danke nun Gott in unbegrenzter Freude! Alle Gläubigen der Erde mögen nun ihrer Mutter, der katholischen Kirche, Glückwünsche darbringen!“

Aber auch diese Vereinigung konnte die seit einem halben Jahrtausend in dem Volke der Griechen eingewurzelte Abneigung wider die Kirche zu Rom nicht ersticken; mit seinem Segen und reichen Geschenken entließ Eugen die Griechen, aber zu Hause

wurden sie übel empfangen; man hieß sie Abtrünnige, Verräther der Religion und des Vaterlandes; nur den hartnäckigen Marcus rühmte man als den einzig Getreuen! Er stellte sich an die Spitze der Widerspenstigen und gewann für sich die Patriarchen von Alexandrien und Jerusalem; ja so weit ging ihr Trotz, daß sie den Kaiser Johannes und den Patriarchen Metaphones excommunicirten. Aus dem Kerker floh der Metropolit von Kiew, der Union getreu, nach Rom; mit ihm auch Bessarion; beide wurden in das Collegium der Cardinäle aufgenommen, und zierten es durch Tugend und Gelehrsamkeit.

Solch' ein Undank schmerzte den Papst, aber er vergaß seiner Pflichten nicht, und bot Alles auf, Constantinopel, dieses Thor der Christenheit, zu erhalten. Auf sein Wort zogen die Ungarn wider Sultan Murad; schon winkte ihnen bei Varna (**1444**) der Sieg; da brach ihr König, der junge Wladislaw unvorsichtig in die Reihe der Janitscharen; bald ward sein Kopf auf einem Spieße umhergetragen, die Flucht allgemein, die Niederlage der Christen furchtbar. Johannes Hunyad, der große Feldherr der Ungarn, führte zum andern Male die Schaaren seines Volkes wider die Türken; aber auch er ward bei Kassowa (**1448**) schwer geschlagen. Zu den Füßen des Gekreuzigten warf sich Papst Nikolaus, und flehte um Hilfe für die Kirche, für die Griechen: umsonst bat er sie, mit der Kirche sich auszusöhnen, sonst würden sie, falls sie binnen drei Jahren sich nicht bekehrten, dasselbe Loos erfahren wie der Feigenbaum im Evangelium, der durch den Fluch des Herrn verdorrte. — Umsonst war diese Warnung; der Haß gegen die Kirche zu Rom war größer, als das Gefühl der allgemeinen Noth. Nach Ablauf der drei Jahre umschloß Muhamed **II.**, Murads Sohn, mit einem zahllosen Heere die Stadt; Constantin **IX.**, ihr Kaiser, war entschlossen, in ihrer Vertheidigung zu sterben; umsonst rief er die Hülfe abendländischer Fürsten an; nur die Genueser, des Handels wegen seine Verbündeten, sandten ihm einen tapfern Feldherrn, Giustiniani, nebst zweitausend Mann; Constantinopel, die einst so mächtige Stadt, konnte nur mehr fünftausend Streiter stellen. Mit dieser geringen Macht hielt sich Constantin drei und fünfzig Tage lang gegen Muhameds wüthende Schaaren und fürchterliche Artillerie, welche Kugeln von fünfhundert

Pfund abschoß. Der neunundzwanzigste Mai 1459 entschied; die Nacht vorher war für Constantinopel eine Schreckensnacht; Niemand schlief; Alles floh in die Kirchen und suchte im Gebete Trost; in der Sophienkirche brachte der kaiserliche Hof die Nacht betend zu; Tausende von Lichtern brannten daselbst, Gesänge und Gebete ertönten bis zum Morgen. Der Kaiser ermahnte, furchtlos für Glauben und Vaterland zu streiten und selbst den Tod nicht zu scheuen. Darauf empfing er mit ihnen die heiligen Sacramente, nahm Abschied von seinem Volke und ging zum kaligarischen Thore, wo die Mauer den weitesten Riß bekommen.

Hier stritten der Kaiser und sein Häuflein mit Heldenmuth, zweimal schlugen sie die Angreifenden zurück, zum dritten Male führte Muhamed frische Schaaren wider sie: da fällt der besonnene Giustiniani und wird verwundet hinweggetragen; nun wanken die Seinigen, die Griechen werden erschüttert; durch ein versäumtes Pförtlein dringen die Türken in die Stadt, während andere Haufen endlich die blutigen Mauern ersteigen. Da wirft Constantin den Purpurmantel von sich, stürzt sich unter die Feinde und stirbt den Heldentod, neben ihm fallen die Edelsten der Griechen. Furchtbar, ja unmenschlich wütheten nun die Türken in der unglücklichen Stadt, drei Tage dauerte das Morden, Rauben und Brennen; am vierten Tage hielt Muhamed seinen Einzug, eine eiserne Keule in der Hand, von seinen Wessirn und Pascha's umgeben, nahm den Pallast des Kaisers für sich und ließ die Sophienkirche alsbald in eine Moschee verwandeln. Dann ward den noch Lebenden Gnade verkündigt, aber die Stadt war wie ausgestorben, die Bewohner allermeist Leichen, so daß fünftausend osmannische Familien aus Kleinasien und Thracien hieher versetzt wurden. Darauf brachte Muhamed alle andern Theile des griechischen Reiches unter seine Botmäßigkeit, auch das Reich der Comnenen zu Trapezunt; den überwundenen Griechen gab er Duldung und freie Religionsübung, auch den Patriarchen ließ er ihnen, drückte sie aber furchtbar mit Abgaben. Drohend und gieriger noch als ein Löwe, der Blut gekostet, erhob sich nun Muhamed wider die Christen. Nicolaus und nach ihm Pius II riefen alle abendländischen Christen zum Kreuzzuge auf; Pius selber wollte ihn anführen, aber er starb von Kummer und

übermäßiger Anstrengung erschöpft (1464). Die Noth der Christenheit ward groß.

Da sandte der Herr Helfer. In den Gebirgen Albaniens behauptete sich Alexander Castriota (Skanderbeg) wider die ganze Macht des Sultans, tödtete mit seinem breiten Schwerte eigenhändig zweitausend Türken und blieb unüberwunden bis zu seinem Tode (1468.) Jetzt zog Muhamed mit einmalhundertzwanzigtausend Mann auf Belgrad; es war nach Constantinopels Fall die letzte Mauer der Christenheit. Sieggewiß rief der Sultan: „Es ist nur ein Gott im Himmel! es soll Muhamed nur der einzige Herr auf Erde sein!“ Da machte ein einfacher Mönch, Johann, von seinem Geburtsorte Capistra in den Abruzzen Capistran, genannt, den Uebermuth des Türken zu Schanden. Vom Papste gesandt, hatte er mit Feuerworten die Christen von Teutschland, Ungarn und Böhmen zum Kampfe wider die andringenden Feinde berufen. Das Kreuz in der Hand, führte er vierzigtausend Mann dem Feldherrn der Ungarn, Johannes Hunyad, zu, der an den Ufern der Donau sein Lager geschlagen; schon war Belgrad auf das Aeußerste gebracht, da ermuthigte Johannes die Christen: „Ihr kämpfet für Gottes Sache und Er streitet mit euch!“ Diese Worte und sein Beispiel der festesten Zuversicht wirkten. Die Christen, welche zuvor nur vertheidigungsweise zu Werke gegangen, griffen nun an; der erste Kampf war auf den Wässern der Donau, siebenundzwanzig Galeeren der Türken wurden genommen, die Fluthen des Stromes mit Türkenblut gefärbt, der Zugang zur Stadt frei gemacht. Jubelnd zogen die Christen in Belgrad ein. Mit grimmiger Wuth trieb nun der Sultan, die Schande der Niederlage gutzumachen, seine Schaaren wider die Mauern der Stadt; schon drangen sie ein, allein Johannes, mit dem Kreuze in der Hand, befeuerte den Muth der Christen bis zur höchsten Tapferkeit. — Bereits hatte ein Türke den Halbmond auf einen Thurm gepflanzt, als wäre die Stadt schon erobert; der Anblick der Fahne konnte den Muth der Christen beugen; entschlossen erklimmt ein tapferer Ungar den Thurm und wirft unvermögend anders die Fahne herabzureißen, mit ihr und dem Türken sich auf die Straße herab. — In demselben Augenblicke fällt Basum Pascha, ei-

einer der tapfersten Muselmänner, neben Muhamed getödtet nieder. Dieser selbst wird von einem Pfeile an die Brust getroffen und in Ohnmacht hinweggetragen; jetzt kommt Schrecken und Verwirrung über die Türken, vierzigtausend Leichen lassen sie auf dem Schlachtfelde; das Lager mit unschätzbarer Beute, mit zweihundert Kanonen ist die Beute der Sieger (1456.) Demüthig aber bekannten Hunyad und Johannes, der Herr allein sei der Sieger. Muhamed aber vergaß nie der Schmach vor Belgrad; sein Name schon brachte in der Folge sein Blut zum Sieden, seine Nerven zum Zucken; er schwur Rache und fiel in Krain und Friaul ein, mußte aber zurück. Dann warf er sich auf Rhodus; hier fand er die besten Ritter der Christenheit, die Johanniter, Peter von Aubusson, ihr Großmeister, warf jeden Sturm zurück; Johann von Au, der Großbailli stand an der Spitze der teutschen Zunge und Rudolf von Werdenberg führte die Reiterei des Ordens. An der Felsmauer ihrer Tapferkeit brach seine Wuth; er verlor 24000 seiner besten Krieger; nur wüthender noch schiffte er dann weiter hinab nach Otranto in Unteritalien und nahm es ein (1480); hier wollten achthundert Christen lieber sterben, als ihren Glauben verleugnen und der Ort, wo sie gemartert wurden, heißt noch heutigen Tages das Thal der Märtyrer. Bei der Nachricht von der Eroberung Otranto's erscholl ein Schrei des Entsetzens durch ganz Italien; Alles dachte auf Flucht, schon bedrohten die Türken die heilige Wallfahrt von Loretto. Aber der Vater der Christenheit, Sixtus IV., wachte, betete, sorgte; zu rechter Zeit sandte er vierundzwanzig Galeeren nach Apulien; sie hielten die Ungläubigen auf.

Aber mit noch größerer Macht rüstete sich Muhamed; in Rom wollte er einziehen, wie einst in Constantinopel, so hatte er geschworen. „Beruhigt euch, sprach Jacobus von Maria, ein Heiliger aus dem Orden des seraphischen Franciscus, zu den Zitternden, vertrauet dem Herrn; er wird sterben, der euch verderben will!“

Das Wort Jacobs ward erfüllt; am 3ten Mai 1481 starb, erst dreiundfünfzig Jahre alt, Muhamed der furchtbare Held, der Eroberer von zwei Kaiserthümern, zwölf Königreichen, zweitausend Städten, wie vermuthet wird, an Gift; als Grab-

schrift ordnete er an: „Ich war im Begriffe, Rhodus und das stolze Italien zu erobern!“ Erleichtert athmete die Christenheit; Otranto ward wieder genommen, Bajazed II., Muhamed's Sohn, entwickelte nur geringe Thatkraft; Selim I., sein Nachfolger (1512 — 20), stürmte nach Aegypten, zertrümmerte die Macht der Mameluken, und schleppte den Chalifen gefangen nach Constantinopel; seine Würde legte er sich selber bei. Aber über ihn, über Alle war Suleimann, sein Sohn, — der mit der ganzen Macht des Islam die Christenheit bedrängte und unter den Mauern Wiens sein Lager schlug.

VI. Kapitel.

Die letzten Päpste dieses Zeitraums.

Inmitten dieser Kämpfe schien wenigstens der Friede der Kirche durch Hebung der Spaltung und durch die Concordate hergestellt; die kirchlichen Verbesserungen konnten nach und nach vollendet werden, und bessere Zeiten kommen. Daß es anders ging, daran trugen neben der Ungunst der Verhältnisse die Fürsten mehr Schuld, als die Päpste. Selbstsucht und Erschlaffung hatte die Herrscher ergriffen. Auf dem ersten Throne der Christenheit saß Friedrich III., die kaiserliche Schlafmütze genannt; in Teutschland selber Unruhe, Schwäche und innere Fehden; in England furchtbarer Kampf zwischen den Häusern York und Lancaster um die Krone; Frankreich blutete noch an den Wunden, die ihm die Kriege mit England geschlagen, Spanien rüstete sich zur Entscheidungsschlacht wider die Mauren; Italien litt an den alten Uebeln, und konnte, gespalten durch Parteiung und durch die Menge kleiner Tyrannen, nur kümmerlich sich fristen; dabei noch die Türken-Noth, die Alle schreckte. So konnten die kirchlichen Verbesserungen keinen Fortgang gewinnen, und die Lage der Päpste ward drangvoller von Jahr zu Jahr; die Fürsten griffen ihre Rechte an, und mäkelten an ihrem Einkommen; die Völker, durch schleichende Hetzer verführt, begannen mißtrauisch zu werden, ja hie und da in der Ehrfurcht und in dem Glauben an die von Gott

gesetzte Gewalt der Päpste zu wanken. Wahrlich, die Päpste hatten Mühe genug, ihre Rechte zu wahren, den Frieden der Kirche zur Nothdurft zu erhalten, und die Christenheit wider die immer mächtiger andringenden Türken zu schirmen. Für die Rettung Europa's vom Türkenjoche opferte sich Pius II., **1458 — 64**; nach Mantua berief er die Fürsten zur Berathung und Abhilfe in der Türkennoth; aber Kaiser Friedrich blieb aus; die übrigen Monarchen schickten blos Gesandte, die nach leerem Gezänke über Rangstreitigkeiten ohne Rath und That auseinander gingen. Ebenso erfolglos blieb der Versuch des frommen Papstes, den Sultan Muhamed durch eine eindringliche schriftliche Bekehrung von der Wahrheit der Religion Jesu zu überzeugen. Darauf versammelte der unermüdliche Pius ein Heer wider die Türken, und wollte sich selbst an dessen Spitze stellen, in dem Vertrauen, es würden, wenn er, der alte Vater der Christenheit, mit seinem Beispiele voranginge, doch die Fürsten nicht zurückbleiben. Aber sie ließen ihn ohne Unterstützung, und der Kummer und die übermäßige Anstrengung beschleunigten seinen Tod.

Seine Nachfolger Paul **II. 1464 — 71**, Sixtus **IV. 1471 — 84**, Innocenz **VIII. 1484 — 92** ließen sich zu sehr in weltliche Händel verwickeln, daher Zwistigkeiten zwischen ihnen und den Fürsten. Empörungen, Krankheiten und die Türken brachten Jammer und Elend über Rom und Italien; die Sitten verwilderten; das Ansehen des heiligen Stuhles begann zu sinken, als Unwürdige sich seiner bemächtigten und die heilige Macht mißbrauchten. Die traurige Zeit des zehnten Jahrhunderts schien wieder zu kommen. Mit Schmerz und gerechtem Zorne wendet sich die Kirche von einem Alexander **VI. (1492 — 1503)** ab, der neun Jahre den Stuhl des heiligen Petrus schändete. Julius **II. 1503 — 13** hatte herrliche Gaben; allein er wollte lieber ein großer Staatsmann und Feldherr, denn ein großer Papst sein. Er beabsichtigte, den Kirchenstaat zu vergrößern, und Italien von jedem fremden Einfluße, namentlich von den Franzosen zu befreien. Dieser Plan verwickelte ihn mit König Ludwig XII. von Frankreich in Krieg; so weit kam es, daß Ludwig mit Zustimmung des teutschen Kaisers Maximilian wider Julius ein Concil nach Pisa ausschreiben und eröffnen ließ **1511**; vier Cardinäle, v

Julius aber trieb mit seinen Verbündeten die Franzosen aus Italien, setzte dem Concil von Pisa das vom Lateran 1512 entgegen; — es ist das fünfte vom Lateran und das achtzehnte allgemeine, und ward bald von allen Völkern der Christenheit und zuletzt selbst von den Franzosen als giltig erkannt. So sah sich Julius II. siegreich über alle seine Feinde. Er sann auf neue Pläne, auf neue Triumphe; da nahte sich ihm blitzesschnell der Tod, und öffnete ihm die Augen. Auf dem Sterbebette verwünschte er seine Lorbeern und Siege, und rief: „O wäre ich doch niemals Papst geworden! oder hätte ich doch wenigstens die Macht der Kirche wider die Feinde der Religion gewendet! Ich Unglückseliger, der ich erst jetzt meine Pflicht erkenne, da ich nicht mehr Zeit habe, sie zu erfüllen!" — Jetzt ward der Cardinal Julian von Medicis erwählt, und gab sich den Namen Leo X.

VII. Kapitel.

Vertreibung der Saracenen aus Spanien.

Während die Muhamedaner nach der Eroberung von Constantinopel im Osten und Süden Europas immer gewaltiger vordrangen, verloren sie in Spanien den letzten Punkt ihrer Macht — Granada. Innere Parteiung zwischen den edelsten Familien, den Zegris und den Abencerrages, und Thronstreitigkeiten erleichterten den Herrschern Spaniens, Ferdinand dem Katholischen und seiner Gemahlin Isabella den Sieg. Dennoch widerstanden die Saracenen zehn Jahre lang; 20,000 Mann verlor König Ferdinand, ehe sie Baeza übergaben. Hierauf führte er sein Heer wider Granada, und umschloß es mit Schanzen; selbst Isabella wohnte in einem Zelte und theilte alle Strapazen mit den Kriegern. Gonsalvo von Cordova, einer der ersten Feldherrn seiner Zeit, leitete die Belagerung. In Granada wohnten 800,000 Saracenen, und mit der Kraft der Verzweiflung vertheidigten sie die letzte Stadt, die ihnen geblieben. Aber über alle Anstrengung siegte die Klugheit Gonsalvo's, der Glaubensmuth der Christen, die

Ausdauer Fernando's und Isabella's. Da überreichte Zaguir, der Fürst der Saracenen, den 6. Jänner 1492 knieend dem einziehenden Ferdinand die Schlüssel der Stadt, und ging mit seiner Bewilligung nach Afrika. Die Christen aber erstaunten über die Größe und Pracht der Stadt; man zählte 60,000 Häuser, ungerechnet die vielen öffentlichen Gebäude. So reich waren die Bürger der Stadt, daß sie allein an eine Million Dukaten Steuer gaben. Granada hatte vier Meilen im Umfange, und ihre Mauern waren mit eintausend und dreißig Thürmen gekrönt. — Die Saracenen bedungen sich, was auch ihre Väter den Spaniern gelassen, ihren Glauben; doch traten viele Große vom Islam zum Evangelium über. Granada ward dem Königreiche Castilien einverleibt, König Ferdinand aber erhielt vom Papste als Anerkennung seines Muthes und seiner Treue den Titel des katholischen Königs.

Ein solches Ende nahm die Herrschaft der Saracenen in Spanien; achthundert Jahre ward gestritten, dreitausend siebenhundert Schlachten wurden geliefert, ehe die Saracenen, von christlicher Standhaftigkeit und Tapferkeit überwunden, Spaniens Boden verließen. Einen solchen Kampf hat die Welt noch nie gesehen — Ehre dem Volke, das ihn so glorreich bestanden!

Die spanische Staatsinquisition.

Dazumal gab es drei Religionen in Spanien, die katholische, die jüdische und die muhamedanische. Die Juden lebten meist unter den Christen in den Städten, zahlten nur geringe Abgaben und hatten durch Handel und Wucher fast alles baare Geld an sich gezogen. Viele Juden waren theils durch Furcht und Gewalt, theils durch Gewinn verleitet, zum Christenthume übergetreten und hingen demselben nur zum Scheine an. Immer hatte die Kirche die Juden in Schutz genommen, und ihre gewaltsame Bekehrung schwer verpönt. Die geheimen Juden waren bereits im siebenten Jahrhunderte in Spanien so zahlreich, daß sie sich verschworen, im Bunde mit den Saracenen aus Afrika die Herrschaft der Christen in Spanien zu stürzen und ein neues Jerusalem daselbst zu gründen; der Plan ward entdeckt und vereitelt. Unter der Herrschaft der Saracenen nahmen die Juden

zu, an Zahl wie an Reichthum, und wurden ihre treuesten Helfer im Kampfe wider die Christen. So wurden die Juden der Gegenstand des allgemeinen Hasses der spanischen Christen; schon hundert Jahre vor Ferdinand und Isabella fiel einmal der Pöbel über sie her und plünderte ihre Geldsäcke. Dazumal ließen sich viele tausend Juden taufen, um ihr Leben zu retten, gingen zum Scheine in die christlichen Kirchen, hielten aber zu Hause in der Verborgenheit jüdischen Gottesdienst. Sie wurden noch gefährlicher, als die offenbaren Juden. Diese Scheinchristen kamen durch Heirath in die edelsten Familien des Reiches, schlichen sich in die höchsten Aemter des Staates und selbst der Kirche ein, und herrschten durch unermeßlichen Reichthum. Sie bildeten einen Staat im Staate; und boten Alles auf, die Christen zum Abfalle von dem Heilande zu bewegen. Selbst die liberalen Cortes von **1812** (die Stände Spaniens) bezeugten solches Verfahren der Juden.

Dieser Zustand der Dinge ward um so gefährlicher, als nun auch Muhamedaner Unterthanen der Christen wurden, und, wie die Juden häufig zum Scheine die Taufe verlangten, im Herzen aber dem Islam anhingen und die Christen verfluchten. So war Aufsicht über diese geheimen Juden und Muhamedaner nicht bloß rathsam, sondern sogar durch die Nothwendigkeit geboten. Deßhalb bestellten Fernando und Isabella ein theils aus geistlichen, theils aus weltlichen Beisitzern gebildetes Gericht, die Inquisition, um die getauften Juden und Muhamedaner zu überwachen, den Abfall zu verhüten und alle Gefahr von dieser Seite her abzuwenden (**1481**). Torquemada, der Dominicanerprior von Segovia, war der erste Großinquisitor. Diese Inquisition war also eine von der kirchlichen ganz verschiedene Staatsanstalt. Allein Papst Sixtus **IV.** hatte wenig Gefallen an diesem Gerichte, das von der bischöflichen Gerichtsbarkeit ganz unabhängig war; dreimal protestirte er, tadelte dessen Strenge, nahm Berufung der Verurtheilten an sein Ansehen an und bestellte zu diesem Ende den Erzbischof von Sevilla zu seinem Appellationsrichter. Erst nach langem Bemühen konnten Fernando und Isabella vom Papste die Anerkennung dieses Gerichtes erlangen. Deßungeachtet fuhren die Päpste immer fort, die spanische Inquisition möglichst zu beschränken, zu mildern und sehr viele der

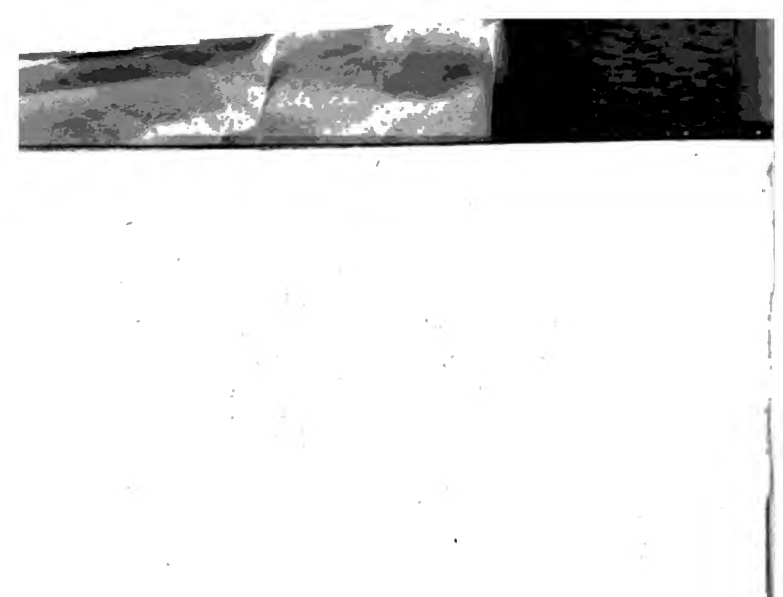
Angeklagten hatten ihnen die Befreiung zu verdanken. Der König ernannte den Großinquisitor und alle Räthe; die Mitglieder konnten Laien oder Geistliche seyn.

Ein ungleich besseres Mittel, als der Schrecken der Inquisition, waren die Missionen, welche König Fernando durch die ausgezeichnetsten Bischöfe seines Reiches, wie Talaverra und Ximenes, halten ließ, um die Juden und Mauren zu bekehren. Aber der Trotz, die Heuchelei und die Intriguen der Juden und Mauren schienen unverbesserlich; mehrmals brach ihr verhaltener Groll in offene Empörung aus. Da ergriff der König strenge Maßregeln; im Jahre 1492 verbannte er alle Juden aus dem Reiche, gab ihnen Frist zur Veräußerung ihrer Güter und freien Abzug; den Mauren ließ er die Wahl, sich taufen zu lassen oder auszuwandern. Viele Juden und noch mehr Saracenen nahmen das Christenthum an, blieben aber im Herzen ihrem alten Bekenntnisse getreu. König Philipp III. sah sich gezwungen (1689), die Moriscos (Mauren) wegen hochverrätherischer Verbindung mit den Saracenen in Afrika gänzlich aus Spanien zu vertreiben.

Die Inquisition, welche ursprünglich errichtet war, um das christliche Spanien von dem Islam und dem Judenthume zu bewahren, ward in den Händen der Könige Spaniens bald ein Werkzeug, die mächtigen Reichsvasallen, Geistliche wie Weltliche, im Zaume zu halten und die Gewalt des Königs zu vergrößern. Daher der Widerstand der höhern Geistlichkeit und des Adels gegen dieselbe. Man wirft der Inquisition Härte und Grausamkeit vor; es soll nicht geläugnet werden, daß dieß öfters der Fall war; allein das lag im Geiste der damaligen Zeit, die nach ihren Gesetzen die Ketzerei, Gotteslästerung und Zauberei mit dem Tode bestrafte, wie in dem heißen Blute des Spaniers, der sich leicht zu Uebertreibungen hinreißen läßt. Uebrigens richtete die Inquisition auch über andere grobe Verbrechen, als Ehebruch, Mord, Empörung und Straßenraub. Im Ganzen ward das Gerichtsverfahren der Inquisition geordneter, besser, selbst in vielen Fällen milder, als das der übrigen Behörden. Namentlich wurden die Gefangenen menschlicher als anderswo verpflegt. Der Anklage selber gingen Warnungen und Gnadenfristen voraus, die oftmals verlängert wurden

Jeder, der reumüthig und freiwillig sich selber stellte, ward begnadigt, nur der Widerspenstige verfiel dem Gerichte. Die Gesetze der Inquisition verordneten, es solle der Angeklagte liebreich behandelt werden und stets vor Gericht sitzen; ein eigener Anwalt, hiebei beeidigt, solle seine Vertheidigung übernehmen; der Ankläger aber schwören, ohne Haß zu handeln. Die Inquisitoren waren angewiesen, Alles genau zu beachten, was für den Angeklagten spräche; die Urtheile wurden nur mit größter Vorsicht gefällt, und ehevor jederzeit zweien zum Gerichte nicht gehörigen Juristen zum Gutachten vorgelegt; dann kamen sie zur Revision des Oberinquisitionsrathes und des Großinquisitors. Die Inquisition fällte niemals ein Strafurtheil; mußte sie den Beklagten für schuldig erklären, so übergab sie ihn dem weltlichen Gerichte mit der Bitte um Milde und Schonung. Es mag seyn, daß Manche auf beklagenswerthe Weise durch die Inquisition zu leiden hatten; allein es darf auch nicht vergessen werden, daß gerade durch sie Spanien von jenen Gräueln und Opfern befreit ward, welche die Religions- und Bürgerkriege in Folge der Reformation über Teutschland, Frankreich und England in so furchtbarem Maße brachten. Wenn endlich die Religion bei diesem Institute oft irdischen Zwecken dienen mußte, so können wir dieß nur betrauern, nicht rechtfertigen.

Die Inquisition selber ward (1808) durch Napoleon aufgehoben, von König Ferdinand **VII.** wieder hergestellt, jedoch von den Cortes (den Ständen Spaniens) 1820 auf das Neue aufgehoben.



Die

Klöster und Orden,

während dieses Zeitraums gestiftet.

Von den Heiligen dieses Zeitraumes.

Clugny.
Die Camaldulenser.
Die Prämonstratenser.
Die Carthäuser.
Die Cisterzienser (siehe den h. Bernard S. 51).
Die Franciscaner (siehe den h. Franciscus S. 114).
Die Dominicaner (siehe den h. Dominicus S. 113).
Die Trinitarier.
Die Augustiner.
Die Serviten.
Die Carmeliten.
Der Orden vom Weltheilande (Birgitiner)
Die Paulaner.

Clugny.

Die Klöster, welche nach der Regel des heiligen **Benedict** lebten, waren zum Theil im Laufe der Zeit von der vorgeschriebenen Strenge abgewichen und auf Abwege gekommen. Da ward in Frankreich durch den frommen Eifer Wilhelms von Aquitanien die Abtei von **Clugny** in der Diöcese Maçon für die Klöster und das ganze christliche Leben ein neuer Sauerteig. Der Stifter und der erste Abt von Clugny ist der heilige Berno (910), ein Edelmann aus Burgund. Mit aller Kraft eines gottbegeisterten Gemüthes suchten er und seine herrlichen Nachfolger wie der heilige Odo, Aimar, Majolus, besonders aber der heilige Odilo und Hugo, die wahre Zucht und Frömmigkeit im Sinne des heiligen Benedict wieder zu beleben und die Klöster wieder zu dem zu machen, was sie seyn sollten, zu Häusern der christlichen Tugendbestrebung. Und ihr Bemühen ward reichlich gesegnet; bald ward die ganze Regel des heiligen Benedict musterhaft zu Clugny mit der ursprünglichen Strenge unter anhaltendem Stillschweigen beobachtet, die Sünde öffentlich bekannt, die Arbeit unter frommem Gebete des Psalters versüßt. Bald mehrten sich die Mönche zu Clugny; zur Zeit Peters des Ehrwürdigen lebten daselbst vierhundertsechzig Mönche, und mehr als zweitausend andere Klöster erkannten in Clugny ihre Stammmutter. Alle Tugenden, welche der heilige Benedict seine Söhne durch Wort und Beispiel gelehrt, wurden von den Mönchen von Clugny geübt.

In Clugny bestand für achtzehn Arme eine eigene Pfründe mit voller Verpflegung; zwölf Kuchen, Jeder drei Pfund schwer, waren täglich zur Vertheilung unter Wittwen, Waisen, Gebrechliche, und Greise bestimmt; die Kranken des Dorfes und der Umgebung wurden durch eigens dazu bestimmte Brüder aufgesucht und mit Wein und Arznei versehen; die Zahl der unterstützten Armen belief sich des Jahres auf Siebzehntausend. Als dem heiligen Odilo einstmals das Geld mangelte, verkaufte er eine Kaiserkrone, welche ihm Kaiser Heinrich II. verehrt hatte, und gab den Erlös davon den Armen. Und wie Clugny, so thaten auch die andern Klöster. Die Gastfreundschaft ward auf die liebreichste Art geübt, und hatte keine Schranken. Jeder ward aufgenommen; oft zählte man der Fremden mehr als der Mönche,

und diese hungerten, damit nur die Gäste konnten ersättigt werden. Durch den Ruhm ihrer Gastfreundschaft veranlaßt, stiftete Heinrich I., König von England, ein Kloster von Mönchen aus Clugny zu Reding, und Jedem, der da anklopfte, ward aufgethan.

Die Camaldulenser.

Romuald, aus der herzoglichen Familie der Honesti zu Ravenna, war der Zeuge eines Zweikampfes gewesen, in welchem sein Vater Sergius seinen Gegner tödtete. Entsetzt hierüber ging er zu den Benedictinern nach Monte-Cassino, trieb aber hier die Abtödtung so weit, daß sie ihn mit scheelen Augen ansahen. Mit Erlaubniß des Abtes verließ er das Kloster und begab sich zu dem Einsiedler Morin, der bei Venedig ein heiliges Leben führte. Bald gesellten sich andere Genossen zu ihnen, und sie erwählten Romuald zu ihrem Vorsteher. Allein diesem schien die Gegend den menschlichen Wohnungen noch zu nahe, zu mild und zu leicht zugänglich. Endlich im Jahre 1012 fand er auf den Höhen der Apenninen zwischen Florenz und Arezzo eine Stelle, wie er sie wünschte, umschlossen von steilen Felsen, zwei Dritttheile des Jahres mit Schnee bedeckt. Sie hieß Camaldoli; hier baute Romuald für sich und seine Söhne an einer fast unzugänglichen Stelle fünf von einander abgesonderte Zellen nebst einem Kirchlein zu Ehren des Weltheilandes. Er setzte Peter Daguin zum Prior über Camaldoli, und zog sich dann auf das sitrische Gebiet in Umbrien, zurück, wo er sieben Jahre lebte. Unter dem strengsten Fasten, in einem härenen Gewande, ohne sich je in ein Bett gelegt zu haben, starb Romuald 1027. Sein Orden ward 1072 vom Papste Alexander II. bestätigt.

Die Regel der Mönche von Camaldoli war sehr strenge; sie genossen beinahe Nichts als Wasser und Brod; hatten sie dazu Gemüse, so galt das als kein Fasttag, blos an fünf Tagen des Jahres genossen sie Fleisch. Manche beobachteten des Jahres hindurch gänzliches Stillschweigen, Einige verließen nie ihre engen Zellen. Erst späterhin trat einige Milderung ein. Ihre Zeit verwandten sie zum Singen der Psalmen und zur Betrachtung, wie zur Bestellung des Feldes und zu andern Handarbeiten. Ihre Kleidung war weiß, das Haupt geschoren, der Bart lang, die

Füße bloß. Es gab auch Camaldulenserinnen, gestiftet von dem seligen Rudolf, dem vierten General des Ordens 1086.

Das berühmteste Mitglied des Ordens ist Papst Gregor XVI. glorreichen Andenkens.

Der heilige Norbert, Stifter der Prämonstratenser.

Am Hofe des Kaisers Heinrich II. ward ein junger Canonicus von Xanten, Norbert, von hoher Geburt, wegen einnehmender Sitten, gefälliger Gestalt und fröhlichen Gemüthes gerne gesehen, und er war daselbst lieber als in der Kirche. Als er einstmals zu einem Gelage reiten wollte, umwölkte sich der Himmel, und ein Blitz schlug vor dem Pferde nieder, daß es sammt dem Reiter betäubt zu Boden stürzte. Dieser Blitzstrahl brachte ihn zu sich. Wie Saulus rief er, als er wieder zu sich kam: „Herr, was willst Du, daß ich thue? Da antwortete ihm eine innere Stimme mit den Worten des Psalmes: „Meide das Böse, thue das Gute, und strebe unermüdlich dem Frieden nach!" Das that nun Norbert; seine kostbaren Kleider vertauschte er mit einem Bußrocke, seine Beneficien legte er nieder, sein Vermögen schenkte er den Armen; mit bloßen Füßen ging er zum Papste Gelasius II., nach Clugny. Dieser nahm ihn freundlich auf, und gab ihm auf sein Bitten die Erlaubniß, in der ganzen Christenheit predigen zu dürfen. Sein Wort und Beispiel wirkte des Guten unendlich viel; wie die Apostel trugen er und die, welche sich ihm anschloßen, in der einen Hand den Wanderstab, in der andern das Buch des Heiles und den Kelch zum heiligen Opfer. So gingen sie von Stadt zu Stadt, von Land zu Land. Jetzt erwachte in Norbert die Sehnsucht, in der Einsamkeit ganz Gott zu leben; der fromme Bischof von Laon ließ ihm die Wahl unter den einsamen Gegenden seines Sprengels; er wählte Prämonstrat.

Bald erscholl der Ruf seines heiligen Lebens; viele Gleichgesinnte eilten zu ihm, und erkannten ihn als Vater, als Vorbild, und als Lehrer. Ihre fromme Familie ward der Keim des großen herrlichen Ordens der Prämonstratenser; sie lebten nach der Regel des heiligen Augustin, hielten Stillschweigen, strenges Fasten, und trugen einen Habit von weißer Wolle. Im Jahre 1126 bestätigte ihn Papst Honorius II., und zahlreich mehrten

sich die Söhne des heiligen Norbert. Auch Theobald, Graf von Champagne, ein Herr großen Reichthumes und Ansehens, gerührt durch seine Tugenden und sein gottseliges Wirken, trug ihm seine Güter an und wollte unter seine Leitung sich begeben. Allein Norbert sah nicht auf Reichthum, nicht auf Ansehen, sondern auf den Beruf, und er rieth ihm, in der Welt zu bleiben, wo er nach seinen Verhältnissen zur Ehre Gottes und zum Heile des Nächsten mehr Gutes stiften könne.

Aber Vater Norbert durfte nicht in der geliebten Einsamkeit von Prämonstrat bleiben; in Antwerpen hatte er wider den sinnlosen Schwärmer Tanchelm gepredigt, und ihn zu Schanden gemacht; von da war er nach Speier gegangen, und hatte auch hier zum großen Wohlgefallen der Teutschen, als seiner Landsleute, das Wort Gottes im Dome verkündigt. Dem Kaiser Lothar schien er der rechte Mann für das Erzbisthum Magdeburg; umsonst bat und widerstrebte Norbert; er mußte die Würde annehmen. Auch hier auf dem erzbischöflichen Stuhle von Magdeburg zeigte er die glühendste Liebe zu Jesus, den Seeleneifer, der ihn in Prämonstrat durchdrungen; nicht Spott und Hohn, nicht Mißhandlung und Todesdrohung konnte ihn irre machen; in unermüdlichem Streben, die tiefgesunkene Kirche von Magdeburg zu heben, starb er **1134**, und ward 1582 in die Zahl der Heiligen versetzt.

Der heilige Bruno, Stifter der Karthäuser.

Drei Meilen hinter Grenoble in Frankreich umschließen hohe mit düstern Tannen bewachsene Berge ein kleines Thal, dessen Stille nur durch das Rauschen der vom Winde gerüttelten Baumwipfel und das eintönige Tosen eines Waldbaches unterbrochen wird. In diese furchtbar erhabene Einsamkeit flüchtete sich ein Teutscher, Bruno mit Namen, Chorherr zu Rheims und gründete daselbst die große Carthause (**1084**). Er hielt Schweigen und beständige Einsamkeit für das, wogegen die Menschennatur am meisten sich sträubt, deßhalb machte er Beides zu den Hauptgrundlagen der geistlichen Vollkommenheit seiner Schüler. Die Regel der Carthäuser übertraf Alle an Strenge und Entsagung, am Leibe trugen sie ein rauhhaarenes Gewand, ihre Kost war

die allergeringste, fast nie endendes Fasten, ohne Butter, Oel und Fett. Wochenlang genossen sie nur Wasser und Brod, Fleisch niemals; ihre Zellen boten nur nothdürftig Schutz wider Regen und Wind. Betteln durften sie nicht, die gottesdienstlichen Uebungen gingen fast ununterbrochen fort, die übrige Zeit ward zum Abschreiben von Büchern und zu Handarbeiten im Garten oder auf dem Felde verwendet. Menschen von gewöhnlichem Schlage paßten nicht in einen Orden, der solche Selbstverleugnung auferlegte; darum war man in Betreff der Aufnahme sehr strenge, aber gerade deßhalb findet man bei den Carthäusern mehr als anderwärts Männer, die von der göttlichen Gnade unterstützt, mit eiserner Willenskraft das Irdische in sich ertödteten, Männer, voll herrlicher Gemüthsart und eines bewunderungswürdigen Geistes. Eben dieser großen Strenge halber wuchs der Orden der Carthäuser nur langsam; dennoch zählte er um das Jahr 1300 zweihunderteilf Mönchs- und Nonnenklöster, und sein Lob erscholl aus dem Munde selbst strenger Richter.

Dem Stifter selbst aber war es nicht vergönnt, in seiner Carthause zu bleiben; Papst Urban II., einst sein Schüler an der Domschule, rief ihn zu sich nach Rom, um sich seines Rathes zu bedienen; denn Bruno galt nicht blos für einen der frömmsten, sondern auch für einen der weisesten Männer seiner Zeit. Bruno gehorchte zwar, aber sein Herz hing an seiner Carthause. Als die Einwohner von Reggio ihn sich zu ihrem Erzbischofe ersahen, floh er in eine einsame Gegend von Calabrien, wo er den Grund zu der großen Carthause von St. Stephan im Busche legte. Hier starb der Heilige, einem Antonius vergleichbar, den 6. des Weinmonats 1101, ohne je die priesterliche Weihe erhalten zu haben.

Die Trinitarier.

Der Klageruf der Christen, die auf den Kreuzzügen von den Saracenen gefangen, als Sclaven schmachvoll gehalten und oft mit roher Gewalt zur Verleugnung des Glaubens verleitet wurden, drang nach dem Abendlande und erschütterte die Herzen, aber Keines mehr als jenes des Johann von Matha. Schon als Knabe hatte er eine heiße Liebe zu Gott und dem

Nächsten getragen und als Jüngling eine Einöde zum Gottes-
dienste gewählt, die er nur verließ, um sich in Paris der Theo-
logie zu widmen; dort empfing er den Doctorgrad und die Prie-
sterweihe. Seine Sehnsucht nach einem einsamen, gottgeweih-
ten Leben führte ihn zu Felix, der in einem ähnlichen Drange
das reiche väterliche Erbgut verschmäht hatte und nunmehr zu
Gandelon, der Landschaft von Valois, in einem Walde als
Einsiedler hauste. Angeregt durch ein Traumgesicht beschloßen
nun die beiden heiligen Männer eine Verbrüderung zur Be-
freiung der bei den Ungläubigen gefangenen Christen zu stiften.
Sie wallten nach Rom, wo Innocenz mit Freude sie aufnahm,
ihren Vorsatz billigte und den Brüdern des neuen Ordens ein
weißes Gewand mit einem rothen und blauen Kreuze zur Er-
innerung an die hochheilige Dreieinigkeit, deren Namen sie tra-
gen sollten, vorschrieb.

Sogleich nach Bestätigung des Ordens gab 1198 Innocenz III.
dem Sultan von Marocco Nachricht von der neuen Stiftung, und
empfahl ihm die Männer, die ja den Seinigen eben so nützlich
werden könnten, als den Christen, da ihnen auch der Ankauf
von saracenischen Gefangenen gestattet sei, und auch diese durch
Austausch zur Freiheit gelangen könnten. Zwei Brüder des Or-
dens überbrachten des Papstes Schreiben, und es wirkte; sie
kehrten mit hundertsechsundachtzig Christen nach Hause.

Schnell verbreitete sich der Orden der Trinitarier, zumal
in Frankreich und Spanien. In Paris schenkte ihnen der Kö-
nig eine Kirche, die dem heiligen Mathurinus geweiht war, da-
her sie auch Mathuriner heißen. Auch Frauen traten ihnen bei.
Etwa zweihundertfünfundsiebzig Jahre nach der Gründung zählte
der Orden in Frankreich, Spanien und Italien an sechshunder
Häuser, in Irland allein an zweiundfünfzig, andere in den übri-
gen christlichen Staaten. Des Segens hat dieser Orden unend-
lich viel gestiftet. Hochbetagte Leute von Lyon, Paris und Mar-
seille gedenken noch jetzt des rührenden Anblickes, wie einst di
losgekauften Sclaven, Leute aller Zungen und Völker, mit Pa
men in den nur noch durch seidene Bande gefesselten Händ
paarweise daherzogen. Die Ordensmänner, die sie befreit, genäh
und gekleidet, die für sie in den Straßen Almosen gesamme
Hunger, Blöße und Sturmesungemach erduldet hatten, begleitet

sie, Gott dankend, und an dem Jubel der Befreiten wie in der Theilnahme der Christen für alles Leiden Ersatz findend.

Johann von Matha ging wiederholt nach Tunis und zu den Fürsten der Saracenen; mehr als einmal litt er schwere Wunden, und kam sogar in Todesgefährlichkeit. Als er im Jahre 1213 starb, gab ihm Innocenz mit den Cardinälen das Geleit zum Grabe, und sorgte für ein schönes Grabmal mit würdiger Inschrift.

Der Geist der Liebe, welcher Johann und Felix erfüllte, entzündete in Gleichem den edlen Peter Nolasco und Raimund von Pennafort; sie empfahlen ihre Verbrüderung dem Schutze der seligsten Jungfrau (Ordo beatae Mariae de mercede). Die Brüder gelobten, nicht nur ihr Vermögen für die Loskaufung der Gefangenen darzubringen, sondern sogar im Falle der Noth ihre eigene Person dafür zu opfern (1218). Gregor IX. bestätigte diesen Orden, worin sich eine so große und herrliche Aufopferung kund gab.

Die Augustiner.

Neben der Regel des heiligen Benedikt gab es auch eine, welche dem heiligen Augustinus zugeschrieben ward, und in manchen Stücken von jener abwich. Der heilige Augustin führte mit seinen Priestern zu Hippo in seinem Hause ein gemeinsames Leben, ohne daß man eine besondere Vorschrift dafür kennt, und viele Bischöfe ahmten mit ihrer Geistlichkeit dieses gemeinsame Leben nach; die Häuser solcher gemeinsam lebender Priester nannte man Stifter, sie selber Chorherren.

Die eigentlichen Augustinermönche aber bildeten sich erst unter Innocenz III., als vier Lehrer der Universität, Wilhelm Langlais, Richard, Eberhard und Manasse, durch ein gemeinsames Traumgesicht ermuntert, sich ein einsames Thal in der Nähe von Langres suchten, um in Abtödtung und Betrachtung Gott zu leben. Bald folgten ihnen siebenunddreißig Schüler nach; daher der Name Schülerthal. Wilhelm wählte nun die Regel des heiligen Augustinus; binnen 20 Jahren wurden noch 16 andere Häuser gegründet; das berühmteste von allen war jenes der heiligen Catharina von Paris, von dem heiligen Ludwig gestiftet.

Neben ihnen gab es auch, zumal in Italien, Einsiedler, die nach der Regel des heiligen Augustinus lebten. Papst Innocenz IV. vereinigte sie, und Alexander IV. gesellte diesen Augustinereremiten noch mehrere Congregationen bei und gab ihnen die Freiheiten der Bettelorden.

Die Serviten.

Tief betrübt über das Verderbniß ihrer Zeit faßten sieben edle Männer aus Florenz, Bonfilius Monaldi, Bonajuncta Manetti, Manettus dell' Antella, Amadeus Amidei, Uguccio Uguccioni, Sostheneus von Sostheneis und Alexius Falconeri den Entschluß, die Welt zu verlassen, in der Einsamkeit Gott vom Herzen zu dienen und die seligste Mutter Maria zu verehren. Arnigus, der Erzbischof von Florenz, billigte ihr Vorhaben. Als sie zu Villa Camartia, ihrem Klösterlein, von häufigen Besuchen sich in ihrer Andacht gestört sahen, zogen sie auf einen abgelegenen, schwer zu ersteigenden Berg, Senarius genannt; dort bauten sie sich ein Kirchlein und ärmliche Einsiedlerhütten (1234) und setzten ihr stilles gottgeweihtes Leben fort. Bonfilius ward zum Vorsteher geweiht. Sie wählten die Regel des heiligen Augustinus, trugen zur steten Erinnerung an die Leiden Jesu und die Schmerzen Maria ein schwarzes Trauerkleid und das Scapulier. Papst Innocenz IV. bestätigte sie. Wegen ihrer besondern Liebe und Verehrung der seligsten Mutter Maria wurden sie bald unter dem Namen der Diener (Servi) der seligsten Jungfrau Maria bekannt. So sehr war der Segen Gottes mit den Serviten, daß sie in 37 Jahren 10,000 Mitglieder zählten. Bonfilius nahm in den Orden auch Jungfrauen auf; sie hießen „die Dienerinnen Maria's." Auch einen dritten Orden bildete dieser eifrige Vorsteher. Die Serviten gehören zu den Bettelorden; sie zeichneten sich durch Frömmigkeit und Gelehrsamkeit aus, und wurden zu den höchsten Kirchenwürden erhoben. Ihr General nimmt in den Bettelorden die fünfte Stelle ein. Außer Italien und Teutschland ist der Orden der Serviten jedoch nur wenig wenig verbreitet.

Die Carmeliten.

Neben der Höhle des Propheten Elias auf dem Berg

Carmel stand ein altes verfallenes Klösterlein. Dahin zog gegen Ende des zwölften Jahrhunderts ein Mönch aus Calabrien, Namens Brocard; um ihn sammelten sich bald mehrere Gefährten, die mit ihm das Leben gottseliger Einsiedler führten. Auf Brocards Bitten gab ihnen 1209 der Patriarch von Jerusalem Albert eine strenge Regel, und Papst Honorius III., bestätigte sie. Die Saracenen vertrieben sie aus ihren Klöstern im gelobten Lande; sie gingen nun nach dem Abendlande, wo sie ihr Einsiedlerleben aufgaben und als Brüder der heiligen Jungfrau vom Berge Carmel vom Papst Innocenz IV. neue Besitzungen erhielten. Nach einer frommen Sage soll die heilige Jungfrau Maria dem sechsten Ordensgeneral Simon Stock in England während seines Gebetes das Scapulier (Schulterkleid) zur Ordenstracht gegeben haben, mit der Verheißung, „wer darin (d. h. nach Beobachtung dessen, was die Regel der Carmeliten den damit Bekleideten vorschreibt) sterbe, werde das ewige Feuer nicht erleiden." Die Carmeliten wurden bald den Bettelorden zugesellt. Mit ihnen verbanden sich später zahlreiche Skapulierbruderschaften, die sich der besondern Verehrung der heiligen Jungfrau und der Ausübung der Werke der Barmherzigkeit widmeten.

Birgittinerorden, genannt der Orden vom Weltheiland.

Ihn stiftete die hl. Birgitta, eine Fürstin aus dem Königsblute von Schweden. Im Jahre 1302 geboren, verlor sie bald nach der Geburt ihre Mutter und ward von dem frommen Vater einer gottesfürchtigen Frau zur Erziehung übergeben. Erst im dritten Jahre lernte sie sprechen und von nun waren ihre Lippen nur dem Gebete und dem Preise des Allerhöchsten geöffnet. Im zehnten Jahre ward sie durch eine Predigt über des Heilands Leiden auf das Tiefste erschüttert; in der folgenden Nacht glaubte sie den gekreuzigten Erlöser, mit Blut und Wunden bedeckt zu sehen, ihr klagend, daß die, welche seine Liebe verachtet, ihn also zugerichtet hätten. Von nun an ward das Leiden Christi der liebste Gegenstand ihrer Betrachtung und die bloße Erinnerung daran preßte ihr Thränen aus. Aus Gehorsam vermählte sich Birgitta mit Ulfo, dem Fürsten von Nericien; ihre Ehe war die glücklichste, mit acht Kindern gesegnet, und ein wahres Muster eines christlichen Ehebundes. Gott zu danken, lebten sie und Ulfo nur

den Werken der Liebe, und in Enthaltsamkeit. Auf einer Wallfahrt nach St. Jago von Compostella in Spanien erkrankte Ulfo zu Arras, und ward mit Einwilligung seiner Gemahlin ein Mönch im Cisterzienserkloster zu Alvaster. Jetzt war Birgitta frei; sie vertheilte Ulfos Güter unter die Kinder und lebte nun Gott in Demuth, Selbstverläugnung und Liebe. Zu Wadstena, (Wastein) in der Diöcese Linköping in Schweden, stiftete sie ein Kloster von **60** Nonnen, und hier hatte sie ihre Offenbarungen; sie wurden durch das Concil von Basel, durch die Päpste Gregor **XI**. und Urban **VI**., in der Art anerkannt, daß sie als Privatoffenbarungen Nichts enthalten, was gegen den Glauben und die Sitten ist und mit Nutzen von den Christen gelesen werden können.

Noch in ihrem hohen Alter unternahm sie eine Wallfahrt nach Jerusalem; kränkelnd kam sie nach Rom zurück, und starb im Bußkleide nach Empfang der heiligen Wegzehrung, Gott lobend und ihre Kinder segnend den **23**. Juli **1323**. Ihre Leiche ward nach Wadstena gebracht und die Dienerin Gottes im Jahre **1391** von Papst Bonifacius heilig gesprochen.

Der Orden der heiligen Birgitta ist vornehmlich zur Verehrung der seligsten Gottesmutter gestiftet; Orden vom Weltheiland heißt er deßhalb, weil der Heiland Selber in einer Vision ihr die für die Zucht nöthigen Satzungen gegeben haben soll. Der Orden umfaßt Nonnen und Mönche (Priester und Diaconen) Die Kleidung der Nonnen besteht in einem grau wollenen Rock mit Kutte und Mantel von gleicher Farbe; über das weiße Vortuch tragen sie auf dem Haupte einen schwarzen, leinenen Weihel und darauf die Krone von weißer Leinwand mit fünf kleinen, rothen Flecken.— Die Kleidung der Mönche hat dieselbe Farbe; sie tragen auf der linken Brust ein rothes Kreuz mit einer weißen Hostie, die Diaconen ein weißes Kreuz mit einer rothen Flamme, die Laienbrüder ein weißes Kreuz mit fünf Blutflecken. Alle Mönche wie die Nonnen, stehen hinsichtlich des Zeitlichen unter der Aebtissin, die Nonnen im Geistlichen unter der Leitung der Mönche, die Klöster selber unter dem Diözesanbischofe. Mönche und Nonnen waren auf das strengste gesondert, nur die Kirche gemeinsam, wo sie aber einander nicht sehen konnten. Ein offenes Grab im Kloster und ein offener Sarg in der Kirche sollten stets an die

Ewigkeit erinnern. Die Regel des Ordens war weise und weniger streng, als die der übrigen.

Der Orden Birgittas breitete sich zumal im Norden aus und wirkte sehr segensreich. Doch hatte er auch Häuser in Frankreich, Spanien und Italien, wo er noch zu Genua zwei Klöster besitzt. Vor der Aufhebung der Klöster in Teutschland zählte man daselbst zehn Häuser, das zu Altomünster in Bayern wurde im Jahre 1843 wieder aufgerichtet und gedeiht. Heinrich V., König von England, gründete im Jahre 1413 ein Kloster der Birgittiner zu Middleser mit königlicher Freigebigkeit und Pracht; es war eines der ersten Klöster, welche in England unter Heinrich VIII. geplündert wurden. Nur das Kloster zu Wadstena erhielt sich wie durch ein Wunder inmitten des Abfalles und der Verfolgung; seine Glieder erduldeten die Schmähungen und Bedrückungen der Protestanten mit wahrem Heldenmuthe. Endlich nach mehr als sechzigjährigem Leiden erlag auch Waldstena der Habsucht und der Verfolgung der schwedischen Könige. Im Jahre 1595 ward das Kloster zu Wadstena, das letzte und berühmteste in Schweden, aufgehoben und ist nunmehr ein protestantisches Fräuleinstift.

Der heilige Franz von Paul.

Um die Mitte des 15. Jahrhunderts lebte in den Schluchten Calabriens ein armer Einsiedler, der durch Demuth, Liebe und Abtödtung angenehm ward bei Gott und groß vor Königen und Menschen. Dieser Mönch hieß Franz von Paul; er hatte seine Zelle mit unermüdlichem Fleiße selber aus dem Felsenstein herausgehauen und mit gleich unablässiger Anstrengung die noch weit schwerere Arbeit unternommen, die Sünde, wohl härter als der Fels, in seiner Seele zu zersprengen und darin dem Herrn einen reinen Altar zu bereiten. — In dieser Höhle, zu seinen Füßen das Weltmeer, über sich den Himmel, vor seinen Augen das Kreuz, lebte er ganz dem Herrn, in Gebet, Liebe und Betrachtung versenkt, wie die Einsiedler der ersten Zeit strenges Fasten übend, so daß er sich selbst den Genuß der Milch und aller von ihr bereiteten Speisen versagte. — Bald ver

breitete sich der Ruf von diesem wunderbaren Manne, und es entstand bei seiner Höhle ein Klösterlein, von Denen bewohnt, die unter seiner Leitung sein heiliges Leben nachahmen wollten. Sie nannten sich die Einsiedler des heiligen Franziscus; er aber hieß sie „Minimen" die Mindesten von Allen und gab ihnen eine Regel, welche Papst Alexander **VI.** billigte und Alle bewunderten; Demuth und Abtödtung durch strenges Fasten ist ihr Hauptgebot. Immer höher stieg der Ruhm von den Tugenden des Heiligen; je mehr er sich verbarg, desto mehr suchte man ihn; und gerade die Höfe, die er am meisten floh, suchten ihn am meisten auf; ganz Europa redete von ihm, von seinem Leben, von seinen Wundern; Könige, Päpste und Cardinäle ehrten ihn um die Wette.

Zu ihm sandte auch Ludwig **XI.** von Frankreich; er litt an einem schweren Uebel und bat den Heiligen, zu ihm zu kommen und über ihn zu beten, auf daß er genese. Nur der ausdrückliche Befehl des Papstes Sixtus **IV**, konnte Franz bewegen, nach Frankreich zu ziehen. — Der König, sonst so stolz, ging ihm bis Plessis mit seinem ganzen Hofstaate entgegen und bat ihn, bei dem Herrn sein Fürsprecher zu sein; der Heilige wies ihn mit hinreißender Beredsamkeit an Gott, Dessen weisem Rathschlusse er sich unterwerfen müsse, und flößte ihm Bußfertigkeit und eine so christliche Gesinnung ein, daß der König, im Leben ein schwerer Sünder, eines gottseligen Todes starb. — In Frankreich gründete Franz von Paul mehrere Häuser und ging **1507** zu Gott; heilig gesprochen ward er **1519**.

Von den Heiligen dieser Zeit.

Auch in dieser Zeit erfreute sich die Kirche heiliger Söhne und Töchter, welche, groß durch die göttliche Gnade und die treueste Mitwirkung würdig waren, aus der Hand des Heilandes die Krone der Herrlichkeit zu empfangen. Und groß ist ihre Zahl zur ewigen Ehre des Allerhöchsten und zum unvergänglichen Ruhme der Kirche, ihrer Mutter. Welche Namen der Heiligen wären neben denen zu nennen, deren Leben in den Ereignissen der Kirche bereits dargestellt ist, neben diesen heiligen Bischöfen, Kirchenvätern und Ordens-Stiftern

deren Verdienste im Buche des Lebens glänzen? Wir nennen nur noch die heiligen Aebte Robert von Molesme, Gründer des Cistercienserordens, Stephan, dessen dritten Abt. Die heilige Hildegarde, Aebtissin des ehmaligen Klosters zu St. Rupert und Andere! Auch Könige und Fürsten gehören zu den heiligen Kindern der Kirche. Salomo, König von Ungarn, der glorreiche Sieger über Polen und Bulgaren, verließ, um für seine Sünden Buße zu thun, den Glanz des Thrones und diente Gott zehn Jahre lang als Einsiedler in einer Einöde Istriens. Heilig, wie er, sind auch Canut, König der Wenden, Erich, König der Schweden, und Leopold, der Markgraf von Oesterreich. Dieser ist der Patron von Oesterreich und würdig der Verehrung, die jenes Land ihm erweiset. Frühe schon hatte er die wahre Weisheit aus dem Buche aller Bücher, der heiligen Schrift, erlernt und nach ihrer Lehre dem Könige aller Könige, dem Herrn Jesu Christo, als treuer Knecht gedient. Seinen Unterthanen ward Leopold ein liebreicher, gerechter Vater, der Leid und Freud mit ihnen theilte und sie mit tapferer Hand wider die Ungarn beschirmte. Zweimal schlug er sie auf das Haupt. In den Unruhen Teutschlands nahm er Parthei für Heinrich V., den unnatürlichen Sohn, der wider den eigenen Vater das Schwert zückte — eine Verirrung, die er tief bereute, durch mehrjährige Buße und Stiftung von Klöstern zu sühnen suchte. Ihm ward die Kaiserkrone angeboten; aber ihr Glanz blendete ihn nicht; er überließ sie Lothar und fuhr fort, für das Heil seiner Unterthanen und der Erziehung seiner achtzehn Kinder zu sorgen, die ihm seine edle Gemahlin Agnes, Heinrichs V. Schwester, geboren hatte. Nach einer vierzigjährigen Regierung ging Leopold zu Gott 1136; im Jahre 1485 sprach Innocenz VIII. ihn heilig.

So ehrt die Kirche auch das Andenken des mächtigen Grafen, Carl von Flandern, des Sohnes des heiligen Canut. Seine Güte kannte keine Grenzen. Den Armen gab er Alles, sein Geld, seine Kleider, er brach mit ihnen sein Brod. An einem Tage allein theilte er zu Ypern 4800 Brode aus. Meuchelmörder tödteten ihn in dem Augenblicke, wo er in der Kirche ganz in Liebe und Anbetung des allerheiligsten Sacramentes versunken war.

Groß ist auch die Zahl der heiligen Erzbischöfe, Bischöfe und Aebte; von Gregor VII. bis zum Ende des zwölften Jahrhunderts zählt die Kirche ihrer mehr als dreißig. Unter denen, die mit Gregor VII., des heiligen Geistes voll, für Freiheit und Reinigkeit stritten, zeichnete sich Peter Damiani zumal aus. Ravenna war seine Geburtsstadt (998). Mit einer seltenen Gelehrsamkeit verband er die innigste Frömmigkeit; mehrere Jahre brachte er betend und betrachtend in dem Kloster zu, genannt das heilige Kreuz von Avellana, nahe bei Eugubio, und ward dann dessen Abt. Papst Stephan IX. berief ihn zu sich nach Rom und von nun an nahm er Antheil an der Leitung der kirchlichen Angelegenheiten. Bald ward er der vertrauteste Freund Gregor VII. und unterstützte mit aller Kraft dessen große Pläne. Seine Liebe zu Jesus, zur Armuth und Keuschheit suchte er allen einzupflanzen; und so heiß die Liebe, so glühend sein Eifer für die Ehre Gottes und seiner Kirche auch war, immer wirkte er mit Güte. Die Kraft und die Macht schien bei Gregor zu sein, bei Peter war die Milde. Er starb heilig, wie er gelebt hatte, zu Faenza 1073.

Hohen Muth in diesem Streite bewies auch der heilige Benno, Bischof von Meißen. Zu Hildesheim 1010 geboren, ward er frühe ein Waise, fand aber an dem heiligen Bernward, dem Bischofe der Stadt, einen zweiten liebevollen Vater, der ihn dem Prior des Klosters zum heiligen Michael, Wigger, zur Erziehung anvertraute. In allem Guten war der Jüngling Benno groß, in Wissenschaft wie in Gottesliebe, und trat achtzehn Jahre alt, in das Kloster ein, das ihn erzogen. Nach langer Vorbereitung wurde er, nach dem Wunsche seines Abtes, Priester und bald die Zierde seines ehrwürdigen Standes. Seine Brüder wählten ihn nach dem Tode des Abtes zu ihrem Vorstande; drei Monate bekleidete der Demüthige diese Würde, dann ließ er nicht nach mit Bitten, bis die Mönche sie ihm wieder abnahmen. Aber solch herrliche Tugenden sollten nicht verborgen bleiben. Kaiser Heinrich III. hatte zu Goslar ein Chorstift gegründet, er und Papst Leo IX. beriefen Benno zum Abte. Siebenzehn Jahre wirkte er zu Goslar, ein Licht für Alle. Dann nahm er aus gleichem Gehorsame nach dem Auftrage seines Oberhirten, des Erzbischofs Hanno von Cöln, den

Hirtenstab von Meißen. Drei Dinge lagen ihm hier vor Allem am Herzen, die Pflege der Armen, die Aufrechthaltung der kirchlichen Zucht unter den Geistlichen wie unter dem Volke, endlich die Bekehrung der heidnischen Slaven. Um den Armen recht helfen zu können, ward er selber arm; für die Besserung der Sitten gab er nicht blos Worte, sondern in seiner Person das erbauendste Beispiel der Abtödtung; zu den Slaven ging er selbst und brachte ihnen unter den schwersten Entbehrungen, unter Lebensgefahr das Licht des Evangeliums. So ein Bischof war nicht nach dem Sinne des sittenlosen herrschsüchtigen Königs Heinrich IV., der ohnedieß den Sachsen abgeneigt war. Zweimal ward auf seinen Befehl der Heilige überfallen, eingekerkert, seine Kirche geplündert und verwüstet. Zu der Kirchenversammlung, die Papst Gregor VII. in seinem großen Kampfe wider Heinrich nach Rom berief, ging auch Benno und vertheidigte unerschütterlich die Kirche Gottes. Nach seiner Rückkehr arbeitete er mit dem alten Eifer für das Beste seiner Heerde und für die Bekehrung der Slaven und ging sechsundneunzig Jahre alt den 16. Juni 1106 zu seinem Erlöser. Im Leben schon hatte er die Gabe der Weissagung und nach seinem Tode verherrlichte der Herr seinen treuen Knecht mit Wundern. Papst Hadrian IV. versetzte ihn in die Zahl der Heiligen. Als Sachsen vom Glauben abfiel, wurden im Jahre 1576 seine Gebeine nach München gebracht, und jetzt ehrt in ihm das Bayerland seinen Schutzpatron.

Geringer ist die Zahl der heiligen Priester und Diakonen; ihrer werden in der genannten Zeit blos vier erwähnt, als der heilige Marbod, Priester zu Alberschwende bei Bregenz; der heilige Caradoc, Priester in England; der heilige Martinus Priester in Portugal; und ein heiliger Diakon, Namens Avertin in Canterbury. Marbod ward von verhärteten Sündern, die er umsonst durch die Glut seiner Rede zu erweichen suchte, erschlagen, als er eines Abends spät von seiner Kirche heimkehren wollte. Caradoc wählte bald nach seiner Weihe das beschauliche Leben mit mehreren Gleichgesinnten in einer Höhle auf der Insel Ary; hier wurden sie von Seeräubern überfallen und als Sklaven fortgeschleppt. Sie wandten sich betend um Hilfe zu Gott. Da überfiel ein plötzlicher Schrecken die Räuber; sie steuerten

nach Ary zurück und setzten die Gefangenen wieder an das Land. Caradoc fuhr fort, Gott zu dienen. Einem englischen Großen, der ihn haßte und auf alle Weise kränkte, gab er durch sein Gebet die Gesundheit wieder, worauf dieser in sich ging und Caradoc's treuester Freund und Beschützer ward. Martin zeichnete sich durch hinreißende Beredsamkeit aus, und bekehrte eine Menge Muhamedaner. Da stellten ihm die Saracenen nach, schleppten ihn nach Cordova, wo er im Gefängnisse den Herrn durch Geduld und Standhaftigkeit verherrlichte und, erschöpft durch Leiden aller Art das Leben ließ. Avertin war der Diakon des heiligen Thomas von Canterbury, folgte demselben in die Verbannung und ward der treue Genosse aller Leiden und Trübsale desselben. Nach seinem Tode widmete sich Avertin mit heldenmüthiger Aufopferung der Pflege der Armen, Kranken und Fremdlinge.

Auch wunderbare Einsiedler traten auf; ein solcher war der heilige Schezelo, in dem Bisthume Trier; selbst der heilige Bernard achtete diesen Einsiedler seiner Freundschaft werth und sandte ihm ein Kleid, das er ein paar Tage trug, dann aber, als sei es zu gut für seinen Leib, wieder ablegte. Ein Mönch aus Clairvaux besuchte ihn und bekennt: „In Ansehung seiner glühenden Liebe zu Jesus, seiner Verachtung alles Irdischen und gänzlichen Ertödtung der sinnlichen Natur können wir jetzt in allen Ländern Niemanden, der diesem heiligen Einsiedler gleichgestellt werden könnte. Sein Leben können wir nur bewundern, demselben auch nachstreben; aber es nachzuahmen, wird Keiner vermögen. Täglich sein Kreuz Jesu nachtragend, starb er auch täglich; denn jeder Tag seines Aufenthaltes in der Einöde war gleichsam ein Martyrtod. Ueber die Menschennatur sich erhebend, lebte er aus Liebe zu Jesu vierzehn Jahre auf steilen Gebirgen in Wäldern und Einöden, stets irrend und verborgen, blos bedeckt von dem Himmel, gekleidet von der Luft und mit der Nahrung der Thiere sich begnügend.

Als Märtyrer litt Erminold, der Abt von Prüfenning, ein Opfer des strengen Ernstes, mit dem er unter den Seinen Zucht und Ordnung aufrecht erhielt; er hatte, so wird erzählt, die wunderbare Gabe, durch verschlossene Thüren gehen zu können; so bald er näherte, sprangen Riegel und Schlösser ohne sich

alles Geräusch von selber auf. Hochgeehrt ist auch das Andenken eines andern Märtyrers, des heiligen Albert, Bischofs von Lüttich. Ihn zierten hohe Gaben, erlauchte Geburt, Wissenschaft und Frömmigkeit, die nach einer Wallfahrt zu dem heiligen Grabe nur noch inniger ward. Nach Bischofs Rudolphs Tode ward er zum Bischofe von Lüttich erwählt, zum größten Aerger Kaisers Heinrichs VI., der mit Gewalt den Bruder des Grafen von Herstadt, Namens Lothar, auf diesen Stuhl setzen wollte. Das Volk und die Kirche von Lüttich hielten treu an dem rechtmäßigen Oberhirten, und ließen sich Lothar nicht aufdringen. Der Kaiser drohte und drängte. Da suchte Albert Hilfe bei dem Papste; aber nur unter den größten Gefahren — (mehrmals verdingte er sich als Knecht, um Heinrichs Spähern zu entgehen) — konnte er Rom erreichen. Papst Cölestin III. nahm ihn mit Freuden auf, ernannte ihn zum Cardinal, und weihte ihn zum Bischof von Lüttich. Das erregte den Grimm des Kaisers. Drei Ritter, wohlgelitten am Hofe Heinrichs, überfielen den Bischof und erschlugen ihn auf grausame Art. Die ganze Christenheit entsetzte sich ob der Blutthat; der Papst bannte den Lothar und die Mörder; aber als eigentlicher Thäter galt Heinrich, der nun die Ritter sogleich aus seiner Umgebung entfernte, und, um seine Gewaltthätigkeit gegen Albert zu sühnen, zu Lüttich in der St. Lambertuskirche noch zwei Capellen stiftete.

Wie die Hirten zu Bethlehem den neugebornen Heiland mit Freude und Demuth anbeteten, so war auch Isidor sein Lebenlang beflissen, in Liebe und Gehorsam dem Herrn zu dienen. Er war der Sohn frommer, aber ganz armer Eltern, und arbeitete als Knecht auf dem Landgute eines Edelmannes bei Madrid. Er diente hier nicht blos der Herrschaft, sondern auch Gott mit dem größten Eifer; seinen Lohn theilte er mit den Armen. Lange schon vor Tagesanbruch erhob sich Isidor von seinem Strohlager, brachte dem Herrn das Morgenopfer dar und ging dann an sein Tagwerk, das er mit musterhaftem Fleiße verrichtete. Dieser Fleiß, diese Geduld und Sanftmuth, die unbestechliche Treue, diese Demuth und Reinigkeit in allen Gesprächen und Werken gewannen ihm bald die Achtung und Liebe nicht nur der Dienerschaft des Gutes, sondern der sämmtlichen Dorfbewohner. Sein Herr, Johann von Vergast, ward bald

auf den frommen Knecht aufmerksam, und erstaunte nicht wenig, wie er Isidor über göttliche Dinge so erleuchtet und erfahren sprechen hörte, als hätte er Jahre lang sich mit dem Studium der heiligen Schriften und der Kirchenväter befaßt. Und doch konnte Isidor weder lesen noch schreiben; aber gerade in einfältige, demüthige und reine Herzen ergießt der heilige Geist sein Gnadenlicht und eröffnet ihnen Geheimnisse, welche den stolzen Weisen der Welt verborgen sind. Mit Isidor war der Segen Gottes auf Vergast's Gut eingekehrt; das Gut, früher sehr herabgekommen, erhob sich unter Isidors Pflege und brachte dreifachen Ertrag. Von nun an hielt ihn Johann von Vergast nicht wie seinen Knecht, sondern wie seinen Bruder und vertraute ihm Alles an. Isidor erreichte ein Alter von sechzig Jahren. Den Tag und die Stunde des Todes sagte er voraus; in Gegenwart des Volkes empfing er die heiligen Sakramente mit einer Inbrunst, die Alle bis zu Thränen rührte; ruhig, ja heiter verschied Isidor in dem Herrn, und das Antlitz des Entschlafenen schien wie von einem himmlischen Lichte umstrahlt. Laut riefen die Gegenwärtigen: „Es hat ein Heiliger die Erde verlassen." An seinem Grabe geschahen viele Wunder; da ließ der Erzbischof von Madrid den Leichnam des Heiligen aus dem Kirchhofe erheben und in seiner Kapelle beisetzen. Auch hier verherrlichte der Herr seinen treuen Diener mit gnadenreichen Wundern. Philipp III. (1598—1628) König von Spanien, war in eine tödtliche Krankheit gefallen; da ließ er sich die Reliquien des heiligen Isidor bringen, berührte sie mit Vertrauen auf dessen Fürbitte, und konnte in derselben Stunde das Bett verlassen. Also ehrten ihn nun Philipp und dessen Nachfolger, daß sie ihn nicht nur zum Schutzpatron Madrids, sondern auch sämmtlicher Könige von Spanien erwählten.

Daß Gott die Unschuld schütze und die Bosheit züchtige, zeigt auf eine höchst rührende Weise die heilige Ida, die Tochter eines Grafen von Kirchberg in der Schweiz. Ihr Sehnen war es, eine Braut Christi zu werden; aber aus Gehorsam gegen den Willen der Eltern ehelichte sie den Grafen Heinrich von Toggenburg. Mit treuester Hingebung erfüllte sie alle Pflichten einer frommen Gattin, und ertrug in Liebe und Geduld die Ausbrüche eines maßlosen Zornes, der gar oft das Gemüth ihres Gemahls verwirrte. Ein Italiener,

minico, der Vertraute Heinrichs, faßte eine sündhafte Neigung zu ihr. Als Ida einstmals, ihre Andacht zu verrichten, nach dem Kloster Fischingen wallte, lauerte ihr der Bösewicht auf dem Wege, der durch einen Wald führt, auf, und wagte es, ihr die schändlichsten Anträge zu machen und suchte sich sogar ihrer Person zu bemächtigen. Sie rang mit ihm und schrie laut zu Gott um Hilfe. Da hörte Cuno, ein Knappe des Grafen, der auf die Jagd gegangen, ihr Geschrei und eilte sie zu retten. Dominico warf sich ihr zu Füßen und flehte sie an um Schonung und Verzeihung. Die edle Frau gewährte sie ihm, und verlangte von ihm nur Besserung seines verdorbenen Herzens und Aussöhnung mit Gott. Auch Cuno gebot sie das strengste Stillschweigen und behandelte ihn von nun an als ihren Retter mit Huld und Güte, während sie dem Italiener mit strengem Ernste begegnete. Darauf gründete der rachsüchtige Dominico seinen Plan, Ida und Cuno zugleich zu verderben. Er suchte dem Grafen die Treue seiner edlen Gemahlin zu verdächtigen, was ihm bei dessen reizbarem Gemüthe so schwer nicht ward. Jetzt mußte Ida viel von dem heftigen und eifersüchtigen Manne leiden, und nur Gebet und Thränen waren ihr Trost. Da entfiel ihr eines Tages ihr Brautring, eben als sie zu einem dringenden Geschäfte abgerufen ward. Sie nahm sich keine Zeit, den Ring wieder anzustecken, sondern legte ihn auf den Tisch und eilte fort. Während ihrer Abwesenheit flog ein Rabe durch das offene Fenster, und trug den Ring fort. Wie groß war Ida's Schrecken, als sie zurückkam, den Ring nicht mehr sah und nicht mehr fand! Sie getraute sich nicht, den Verlust desselben ihrem mißtrauischen Gemahle zu entdecken, und nur zu schwer mußte sie diesen Mangel an Aufrichtigkeit büßen.

Wenige Tage darauf zieht Cuno auf die Jagd; auf einem hohen Tannenbaume entdeckt er ein großes Rabennest; er steigt hinauf, die Jungen auszunehmen, und gewahrt auf dem Boden des Nestes etwas Glänzendes: es war ein Ring. Freudig, ohne nachzudenken, wem der Ring gehöre, und wie er in das Nest gekommen seyn möchte, steckte er ihn an den Finger, zeigte ihn seinen Kameraden, die gedankenlos, wie er, ihn nicht daran erinnerten, der Herrschaft den Fund anzuzeigen. Sogleich erkannte Dominico Ida's Brautring. Voll tückischer Schadenfreude eilte

er sogleich zu dem Grafen. „Herr, zweifelt nicht länger an der Untreue der Gräfin, sprach er; Cuno, euer Knappe, trägt ihren Brautring an dem Finger, und ist frech genug, ihn Jedermann zu zeigen.“ Cuno wird unverzüglich gerufen; als der Graf wirklich den Brautring an seiner Hand entdeckt, schäumt er auf in wahnsinnigem Zorne, und ohne dem Unglücklichen auch nur ein Wort zu seiner Rechtfertigung zu gönnen, läßt er ihn an den Schweif eines seiner wildesten Pferde binden und dieses den hohen steilen Felsenweg herabjagen. Nun stürzt der Graf wüthend auf Ida los, die ihn händeringend um Erbarmung bittet, und schleudert sie durch das offene Fenster von dem hohen Felsen, auf welchem die Toggenburg steht, in die Tiefe hinab. Die Schloßbewohner stossen einen Schrei des Entsetzens über das fürchterliche Geschick ihrer geliebten Gebieterin aus; aber drohend herrscht ihnen der Graf zu: „Beide, Cuno und Ida, seien, weil ihres Verbrechens überwiesen, nach Recht mit dem Tode bestraft, und jede Klage über ihr Ende würde mit gleicher Strafe geahndet werden.“ Auf ähnliche Weise ward auch nach Kirchberg berichtet; doch weder Vater noch Mutter mochten glauben, daß sich ihr frommes Kind also vergangen; doch sie hatten nur Thränen; den mächtigen Grafen zur Rechenschaft zu ziehen, waren sie viel zu schwach.

Aber die fallende Ida hatten die mächtigen Arme Gottes gehalten und auf weiches Gestrüppe gelegt; dort erwachte sie aus ihrer Betäubung, und ihr Erstes war, Gott für ihre wunderbare Rettung zu danken. Als sie aufwärts blickte, gewahrte sie mit Angst die Zinnen des Schmerzensschlosses; sie ging tiefer in den Wald, immer weiter, bis sie zu einer klaren Quelle kam, neben welcher eine große Tanne ihre Aeste bis auf die Erde herabsenkte; hier baute sich die edle Dulderin aus Rinden, Zweigen und starken Aesten zur Nothdurft eine Hütte und einen Altar mit dem Kreuze; Nahrung gaben ihr die Beeren, Wurzeln und Früchte des Waldes, die sie zum Theil trocknete und für den Winter aufbewahrte. Aus Moos und Blättern machte sie sich ein Bett. So begann Ida ihr zweites Leben, dessen Hauptgeschäft Gottes Lob und das Gebet war; Ruhe und Zufriedenheit zogen in ihr wundes Herz ein; es begann der Welt abzusterben; nur den Genuß der heiligen Sakramente und den

Trost eines Priesters entbehrte sie schwer. Während Ida so stille und ergeben in ihrer Hütte Gott diente, ward der Graf auf der Toggenburg jeden Tages mehr von Unruhe und Schmerz gepeinigt; sein Gewissen warf ihm vor, daß er ohne Untersuchung seine fromme Gemahlin und einen bewährten Diener einem martervollen Tode preisgegeben, und seine Angst stieg bis zur Raserei, als er aus dem Munde seiner Knechte erfuhr, wie Cuno zu dem Ringe gekommen. Es trieb ihn weg von der blutbefleckten Toggenburg, und er suchte seinen Schmerz durch Zerstreuung und durch Reisen zu lindern. Jahre lang zog er in der Fremde umher, wie Cain, aber den Frieden fand er nicht; düster und schwermüthig kam er in sein Schloß zurück; die Welt ward ihm zur Pein und er sehnte sich nach dem Tode.

Es war im vierzehnten Jahre der traurigen Begebenheit, als ein alter treuer Knappe von der Toggenburg in den Rabensteiner Wald auf die Jagd ging. Als er tiefer in den Wald drang, glaubte er Menschenspuren zu entdecken, er rief seinen Rüden, und diese führten ihn zu einer Hütte unter einem Tannenbaume. Durch eine Ritze blickte er hinein und sah eine bleiche Gestalt, in Lumpen und Lappen seltsam eingehüllt. Immer schärfer faßte er sie in's Auge; ihre Züge schienen ihm bekannt, und, von seinem Gefühle hingerissen, rief er laut: „Ihr seid es, edle Gräfin, unsere holde Gebieterin, über deren Ende wir noch trauern!" Vor Wehmuth und Thränen konnte er nicht mehr weiter sprechen. Da öffnete ihm Ida die Hütte und reichte ihm weinend die Hand. Der Knappe erzählte ihr von der Reue und dem Jammer des unglücklichen Burgherrn, und sie gestattete ihm, ihr Wiederfinden demselben melden zu dürfen. Mit beflügelten Schritten eilte der Alte nach Toggenburg und brachte ihm die Botschaft von dem Leben seiner Gemahlin. Erschüttert mit unnennbarer Freude vernahm der Graf das Freudenwort; sogleich mußte ihn der Knappe zu der Hütte führen. Ida hörte sie kommen und ging ihnen entgegen. Der Graf warf sich unter heißen Thränen ihr zu Füßen, um Verzeihung die Schwergekränkte bittend. Sie hatte ihm dieselbe schon längst gewährt. Dann bat der Graf, sie möge ihm in die Burg folgen und wieder sein ehelich Gemahl werden. Da ward Ida ernst und sprach: „Herr, als Ihr mich, ohne mich zu hören, dem sichern

Tode preisgabet, da habt Ihr unsere Ehe getrennt; für Euch, für meine Eltern, für die ganze Welt ward ich todt. Was ich jetzt lebe, ist neues durch ein großes Wunder mir geschenktes Leben, das nicht mehr mein gehört, das ich Dem weihte, aus dessen huldvoller Hand ich es erhalten. Lasset mich mein Gott gemachtes Gelübde halten, kehret zurück in Euer Schloß, und gedenket meiner blos als einer Verstorbenen."

Bei der Nachricht, es lebe die Gräfin noch, entsetzte sich der tückische Dominico, und stürzte sich, das Gericht des Herrn erkennend, in das Wasser. Die Schloßbewohner priesen freudig Gott und harrten mit Ungeduld der Ankunft der geliebten Gebieterin. Aber Ida kam nicht.

Umsonst war alles Flehen des Grafen, vergebens alle Vorstellungen des Burgpriesters, den er zu ihr sandte; nur dieß Eine erlaubte sie, daß ihr der Graf in der Nähe des Klosters Fischingen eine kleine Einsiedelei bauen durfte. So konnte nun Ida der heiligen Messe wieder beiwohnen, konnte wieder genießen den Leib des Herrn. Oft fand sie sich auch bei dem nächtlichen Chorgesange der Nonnen ein, und bei dunklen Nächten soll ein Hirsch mit einem Lichte zwischen dem Geweihe sie durch den Wald geleitet haben. Ihre Lebensweise änderte sie nicht; ihr Eifer, vollkommen zu werden, schien eher zu wachsen. Die einzige Erholung, die sie sich gönnte, war die Pflege eines Gärtleins; hier zog sie sich Gemüse und Wurzel, ihre einzige Nahrung. Alles, was ihr — gegen ihren Willen — von der Toggenburg gebracht wurde, theilte sie sogleich unter die Armen aus. Der Ruf ihrer wunderbaren Rettung und Gottseligkeit zog von allen Seiten Menschen herbei, die sich an ihrem Anblicke erbauen und sie um ihre Fürsprache bei Gott bitten wollten. Solche Besuche wurden der demüthigen Ida lästig; sie bat um Aufnahme in das Frauenkloster von Fischingen und verlebte ihre letzten Tage, an das Einsiedlerleben gewöhnt, in einer kleinen Zelle neben der Klosterpforte.

Ein großes Licht glänzte in jenen Zeiten an den Ufern des Rheins; die heilige Hildegarde, Aebtissin der Benedictinerinnen von dem Berge St. Rupert bei Bingen, verkündigte zukünftige Dinge mit dem Geiste der alten Propheten. Diese Gabe der Prophezeiung ward ihr, wie selber erzählt, schon bei der Geburt geschenkt, und in der Kindheit schon hatte sie Ge-

sichte. Ihre Eltern, der Graf Hildebert und die fromme Mechtilde, erkannten an ihr die Zeichen einer frühzeitigen Heiligkeit und weihten sie Jesu. Im achten Jahre kam Hildegarde in das Kloster, wo die selige Jutta sie leitete, und ihr Herz zu allem Großen in Jesu bildete. Auch hier hatte sie Gesichte, die sich bis zu ihrem fünfzehnten Jahre wiederholten und ihr mitunter große Angst verursachten. Außerordentliche Krankheiten und Schmerzen suchten sie heim; mehr als einmal hielt man sie für todt, schon wollte man sie eines Tages beerdigen. Im zweiundvierzigsten Jahre durchdrang (so erzählt sie selber) ein Blitzstrahl vom Himmel ihr Inneres und erleuchtete sie also, daß sie das Verständniß der heiligen Schriften erhielt und ihre Geheimnisse betrachtete, ohne indeß die Buchstaben des Textes, noch auch die Ordnung der Wörter und Silben zu kennen. Eine innere Stimme ermunterte sie, ihre Offenbarungen niederzuschreiben. Sie gehorchte; da verschwand ihre Krankheit, frische Kraft erfüllte sie, als wäre sie neugeboren. Und nun erhob sich die Heilige und verkündigte mit Macht, was ihr der Geist Gottes eingegeben; mit bitterm Schmerze bejammerte sie die Uebel der Kirche und mit Worten, schneidend wie ein glühendes Schwert, klagte sie die Untreuen unter den Priestern und Bischöfen an. Mit dem heiligen Bernard lebte sie in der innigsten Freundschaft, deren Ziel die Verherrlichung Gottes und die eigene Heiligung ihrer Seelen war. Der Erzbischof von Mainz übergab die Gesichte und Weissagungen der wunderbaren Jungfrau dem Papste Eugen **III.** zur Prüfung, eben als er auf dem Concil von Trier den Vorsitz führte. Der Papst veranstaltete eine Untersuchung durch eben so fromme als weise Männer, welche die Heilige im Kloster selber besuchten, hörte über sie das Orakel jener Zeit, den heiligen Bernard, und las selber die Offenbarungen. Die Synode und der Papst priesen Gott, der der Welt ein so wunderbares Licht gegeben, und der Letztere schrieb an Hildegarde eigenhändig die Worte der Gutheißung: „Bewahre und verschließe in deinem Herzen die kostbare Gnade, die Gott dir verliehen hat, und sage nur mit äußerster Vorsicht das, was dir der Geist Gottes zu sprechen eingibt.“ — Hildegarde setzte das geheimnißvolle Amt einer Prophetin fort bis in ihr zweiundachtzigstes Jahr. Hochangesehen war sie bei Päp-

sten, Kaisern, Königen und Fürsten. Mit den Nachfolgern Eugens, mit Anastasius IV., Hadrian IV. und Alexander III., wie mit mehreren Kaisern und Königen stand sie in Verbindung. Alle hörten mit einer Art von heiligem Schauer und Zerknirschung das Wort der demüthigen Jungfrau. Sie starb den 17. September 1179, und an diesem Tage feiert die Kirche auch ihr Gedächtniß.

Die heilige Gertrude.

Wie die heilige Hildegarde, so war auch die heilige Gertrude, aus Eisleben, vom Geiste der höhern Weisheit erfüllt. Als Kind von fünf Jahren ward sie den Benediktinerinnen von Rodalsdorf übergeben; hier legte sie die Ordensgelübde ab und wurde im Jahre 1294 zur Aebtissin erhoben, zog aber schon das Jahr darauf mit ihren Schwestern nach dem Kloster Helpede. Sie war der lateinischen Sprache wohl kundig, hatte seltene Kenntnisse in den heiligen Schriften und den Glaubenslehren der Kirche. Durch Gebet und Betrachtung, deren Gegenstand zumal das Leiden Jesu und das heiligste Altarssakrament waren, verband sie sich mehr und mehr mit dem Heilande und ward mit jenen Gnaden begünstigt, welche die Vereinigung mit Gott im Gebete zu begleiten pflegt. Oftmals ward sie in dem Herrn entzückt. Eines Tages, als in der Kirche die Worte gesungen wurden: „Ich habe den Herrn von Angesicht zu Angesicht geschaut!" schien ihr Angesicht zu leuchten und eine himmlische Freude sie zu erfüllen. Mit den Uebungen der brünstigsten Andacht vereinigte sie den treuesten Eifer in ihrem Berufe, Demuth und Sanftmuth; sie schien die letzte Dienstmagd des Klosters zu seyn. Die heilige Gertrude hat in dem Buche ihrer Offenbarungen die wahre Abbildung ihrer Seele hinterlassen. Dieses Werk ist nach jenem der heiligen Theresia vielleicht der heilsamste Wegweiser für das beschauliche Leben. Sie starb 1334, nachdem sie vierzig Jahre die Würde einer Aebtissin bekleidet hatte, freudig, eine frohe Braut des Herrn.

Die heilige Elisabeth.

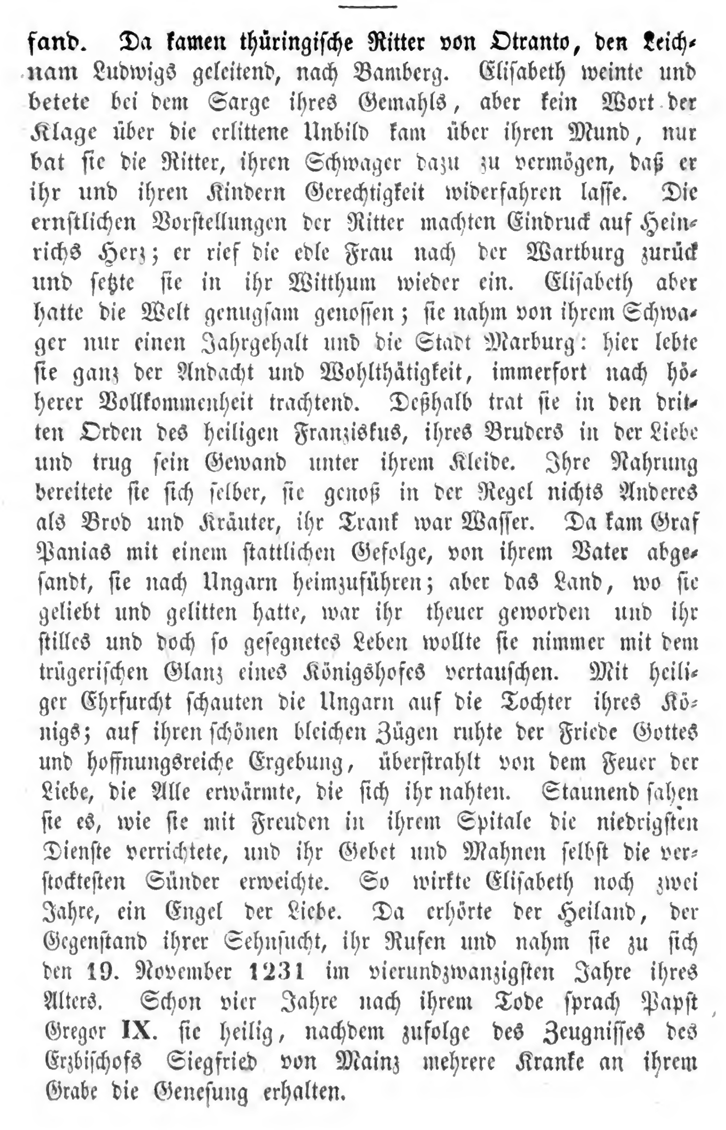
Ein Engel an Liebe und Gnade, gleich schön an Leib und Seele, war die heilige Elisabeth. Gertrude, die Herzogin von

Kärnthen, gebar sie ihrem Gemahle, dem Könige Andreas von Ungarn, zu Preßburg im Jahre 1207. Um dieselbe Zeit erhielt auch Herrmann, der Landgraf von Thüringen, einen Sohn, Ludwig, und die Eltern beschlossen, die beiden Kinder einstmals miteinander zu vermählen. Deßhalb ward Elisabeth im Jahre 1211 nach Thüringen gebracht, um dort an Herrmann's gesang- und kunstliebendem Hofe erzogen zu werden. Schon als Kind erfüllte sie der Geist der heiligen Liebe zu Gott und den Menschen, jede Regung ihres Herzens, jedes Wort ihres Mundes, jeder Blick ihres Auges war von der Gluth der Liebe durchdrungen. Von dieser Liebe entzündet, fand sie ihre Freude im Gebet, in der Verehrung des Gekreuzigten, in der zärtlichsten Theilnahme für die Armen; diesen gab sie Alles, worüber sie verfügen konnte, ihr Gebet, ihre Speise, ihren Trank, ihre Kleider, ihren Schlaf, den sie gar oft am Lager der Kranken aufopferte. Mit ihr ward Agnes, Ludwigs Schwester, erzogen, ein lebenslustiges, eitles Weltkind, das nur mit Mitleid und Verachtung auf Elisabeth blickte und ihr manche Kränkung bereitete. Auch Sophia, die nach dem frühen Tode ihres Gatten, des Landgrafen Herrmann, die Regierung über Thüringen führte, ihre Schwiegermutter, ward ihr abgeneigt und spottete über sie, so daß selbst die Hofleute die gebührende Achtung gegen Elisabeth vergassen und sie laut der Verbindung mit dem Landgrafen unwürdig hießen. Schon faßten sie den Entschluß, das Eheverlöbniß aufzuheben und Elisabeth in einem Kloster absterben zu lassen, unter dem Vorwande, es sei ihre Mitgift zu gering.

Elisabeth litt stille und geduldig; nach der Liebe ihres Gemüthes vergalt sie ihren Beleidigern nur mit Gutem. Da kam Ludwig, ihr Bräutigam, nach langer durch seine fernere Ausbildung veranlaßten Abwesenheit zurück und pries sich glücklich, eine solche Braut zu besitzen, deren Tugenden, wie er sagte, kostbarer wären, als alle Schätze der Welt. So sehr er sie auch liebte, sah und sprach er sie doch vor der Vermählung nur selten, selbst nicht einmal öffentlich; so sehr ehrte er die Reinigkeit seiner Braut. Im Jahre 1221 ward die Vermählung vollzogen, und nun erschienen die Tugenden Elisabeths, der Gattin und Mutter, im herrlichsten Glanze. Da führte sie ganz ein

Leben der treuesten Pflichterfüllung, der brünstigsten Andacht, der zärtlichsten Liebe. Im Jahre 1225 wütheten Seuchen und Hungersnoth in Teutschland, namentlich in Thüringen. Der Noth zu steuern, stiftete sie mehrere Spitäler; täglich speiste sie an neunhundert Arme von ihrer Tafel, gab ihnen Kleider, Geld und andere Bedürfnisse, so daß sie oft selber Noth litt. In einem Gewande von grober Wolle durchwanderte die treue Landesmutter die Reihen der an sie sich drängenden Elenden, tröstete selbe, wies sie an die Liebe Jesu, zeigte ihnen sein Leid und Kreuz, und weinte mit ihnen. So mild Elisabeth gegen Andere war, so streng war sie gegen sich; betend und sich kasteiend brachte sie manche Nacht zu, begnügte sich mit ärmlicher Nahrung und verschmähte allen Schmuck, zu dem ihr doch ihr Rang ein Recht gab. Der Landgraf billigte hocherfreut Alles, was seine edle Frau in reiner Liebe und Demuth that, ja er ahmte ihre Werke und Tugenden nach, so daß Elisabeth als treues Weib die erste und schwerste aller Pflichten, den Mann zu heiligen, vollkommen an ihrem Gatten erfüllte. Landgraf Ludwig heißt deßhalb in der Geschichte nur der Fromme. Drei Kinder gebar ihm Elisabeth, Herrmann, Sophia (in der Folge Herzogin von Brabant) und Gertrude, Aebtissin von Altenberg.

Es war im sechsten Jahre ihrer glücklichen Ehe, als Ludwig sein Ehegemahl verließ, um mit Kaiser Friedrich II. nach dem gelobten Lande zu ziehen. Seinem Bruder Heinrich Raspe vertraute er die Vormundschaft über seine Kinder und die Regierung des Landes. Aber nicht lange darnach erfüllte die Kunde, es wäre der edle Landgraf zu Otranto 1227 gestorben, Thüringen mit dem tiefsten Schmerze. Wer möchte Elisabeths Jammer schildern? Der göttlichen Liebe brachte sie voll Demuth und Ergebung auch dieses Opfer. Jetzt ward ihr der Kelch des bittersten Leidens gereicht. Heinrich, ihr Schwager, ein Mann voll Rohheit und Hochmuth, vertrieb die junge Wittfrau mitten im Winter von der Wartburg, und verbot sogar den Einwohnern von Eisenach, sie aufzunehmen. Sie, die Mutter der Armen, litt nun mit ihren Kindern Mangel, litt Hunger und Durst, Spott und Verfolgung, bis sie bei ihrem Oheim, dem Bischofe Egbert von Bamberg, Aufnahme



fand. Da kamen thüringische Ritter von Otranto, den Leichnam Ludwigs geleitend, nach Bamberg. Elisabeth weinte und betete bei dem Sarge ihres Gemahls, aber kein Wort der Klage über die erlittene Unbild kam über ihren Mund, nur bat sie die Ritter, ihren Schwager dazu zu vermögen, daß er ihr und ihren Kindern Gerechtigkeit widerfahren lasse. Die ernstlichen Vorstellungen der Ritter machten Eindruck auf Heinrichs Herz; er rief die edle Frau nach der Wartburg zurück und setzte sie in ihr Witthum wieder ein. Elisabeth aber hatte die Welt genugsam genossen; sie nahm von ihrem Schwager nur einen Jahrgehalt und die Stadt Marburg: hier lebte sie ganz der Andacht und Wohlthätigkeit, immerfort nach höherer Vollkommenheit trachtend. Deßhalb trat sie in den dritten Orden des heiligen Franziskus, ihres Bruders in der Liebe und trug sein Gewand unter ihrem Kleide. Ihre Nahrung bereitete sie sich selber, sie genoß in der Regel nichts Anderes als Brod und Kräuter, ihr Trank war Wasser. Da kam Graf Panias mit einem stattlichen Gefolge, von ihrem Vater abgesandt, sie nach Ungarn heimzuführen; aber das Land, wo sie geliebt und gelitten hatte, war ihr theuer geworden und ihr stilles und doch so gesegnetes Leben wollte sie nimmer mit dem trügerischen Glanz eines Königshofes vertauschen. Mit heiliger Ehrfurcht schauten die Ungarn auf die Tochter ihres Königs; auf ihren schönen bleichen Zügen ruhte der Friede Gottes und hoffnungsreiche Ergebung, überstrahlt von dem Feuer der Liebe, die Alle erwärmte, die sich ihr nahten. Staunend sahen sie es, wie sie mit Freuden in ihrem Spitale die niedrigsten Dienste verrichtete, und ihr Gebet und Mahnen selbst die verstocktesten Sünder erweichte. So wirkte Elisabeth noch zwei Jahre, ein Engel der Liebe. Da erhörte der Heiland, der Gegenstand ihrer Sehnsucht, ihr Rufen und nahm sie zu sich den 19. November 1231 im vierundzwanzigsten Jahre ihres Alters. Schon vier Jahre nach ihrem Tode sprach Papst Gregor IX. sie heilig, nachdem zufolge des Zeugnisses des Erzbischofs Siegfried von Mainz mehrere Kranke an ihrem Grabe die Genesung erhalten.

Die heilige Catharina von Siena.

Ein gar hohes und doch so liebliches Bild der Gnade ist die heilige Catharina. Aus einem vornehmen Geschlechte zu Siena geboren, übte sie von Kindheit an das Gebet mit einer wahren Herzenslust und es ging ihr über Speise und Spiel; kaum sechsjährig, so geht die schöne Sage, sah sie in der Kirche den Herrn Jesum Christum von den Aposteln umgeben; gütig blickte er sie an und gab ihr den Segen. Darüber hatte die Kleine die größte Freude und also begann sie den Herrn zu lieben, daß ihr Herz immer bei Ihm war, ihr Auge nur Ihn sah, und was sie that, sie in der Meinung verichtete, es sei Ihm gethan. Um recht Ihm dienen zn können, ging sie heimlich zur Stadt hinaus auf einen Berg, wo sie eine Höhle fand. Da beschloß sie zu bleiben, wenn es der Wille Gottes wäre, und sie bat, Er möge ihr doch deßhalb ein Zeichen geben. Und siehe, nach diesem Gebete hob sie ein Engel auf und setzte sie wieder vor dem Thore der Vaterstadt nieder; hieraus erkannte sie den Willen Gottes und ging wieder zu den Eltern, die da geglaubt hatten, sie wäre bei ihrer älteren verheiratheten Schwester in der Stadt gewesen.

Als Catharina vierzehn Jahre alt geworden, wollten ihr die Eltern einen Bräutigam geben; aber sie erklärte, sie hätte schon einen, dieser wäre der Herr Jesus selber, und an keinem Andern würde sie Gefallen haben. Die Eltern wurden darüber verdrießlich und hielten sie hart. Catharina trug Alles geduldig und sprach einstmals so eindringlich zu ihren Eltern, daß diese, bis zu Thränen gerührt, ihr die Vermählung mit dem himmlischen Bräutigam gestatteten. Hierauf zog Catharina das Kleid der büßenden Dominicanerinnen an. Nun mußte sie die heftigsten Kämpfe und Versuchungen wider die Reinigkeit bestehen; aber der Herr war in ihrem Herzen und half ihr jedesmal zum Siege. Immer inniger vereinigte sich Catharina mit dem Heilande, so daß Er ihr auf ihr heißes Verlangen seine Wundmale an ihren Gliedern schenkte und sie der Schmerzen seines Leidens, so weit sie ein Mensch ertragen kann, theilhaftig machte. In einer Erscheinung ward ihr die Seligkeit des Himmels wie die Pein der Hölle gezeigt; vier Stunden lag sie da, einer Leiche gleich: da erhob sie sich vor den Augen

ihrer Schwester wieder; aber drei Tage und Nächte floßen ihre Thränen über das, was sie gesehen und gehört hatte. Jetzt gebot ihr der Herr, von dem, was sie gesehen und gehört, Zeugniß abzulegen vor aller Welt zur Ehre des göttlichen Namens und zur Seligkeit vieler Menschen. Da verließ die Jungfrau die Heimath und ging in die Städte, Schlösser und Dörfer; überall strömte das Volk zu Tausenden herbei und wird hingerissen durch ihre Flammenworte. Da geht sie in die Kerker zu den trotzigen Verbrechern und bewegt sie mit Gebet und Thränen zur Buße. Einen Mörder begleitet sie auf sein Bitten bis zum Schaffote, sie segnet ihn und spricht: „Mein Bruder, wir gehen zur Hochzeit des Lammes; du wirst bald im ewigen Leben anlangen!" Er bückt sich mit Ergebung nieder; sie entblößt ihm den Hals und gibt ihm den Gekreuzigten zum Kuße. Er spricht weiter nichts mehr als Jesus — Catharina! — und sie empfing sein Haupt in ihre Hände. Da war es ihr, als sähe sie Jesum die Seele des Büßers aufnehmen und ein süßer Friede erquickte ihr Herz. Aus den Kerkern eilte sie in die Spitäler zu den Pestkranken und trägt die liebreichste Sorge für ihre Leiber und Seelen zugleich. Dann tritt sie unerschrocken in das wilde Getümmel des Krieges und ihre Stimme hält die Streitenden zurück. Sie versöhnt (1376) die Florentiner mit dem Papste Gregor XI. Jetzt wird sie von Florenz nach Avignon zu dem Papste gesandt, und ihre wunderbare Beredsamkeit stiftet dort, nach vielen Mühen und Gefahren, den Kirchenfrieden. Mit Geduld und Sanftmuth besteht sie die Prüfungen der Zweifler und wandelt ihren Unglauben in Bewunderung. Ihr Wort bewegt den Papst Urban VI. zur Rückkehr nach Rom. An die, welche ihr Wort nicht erreichen kann, richtet sie herzergreifende Briefe. An dreihundertachtzig Briefe an den Papst, an die Fürsten und Cardinäle, alle voll Gefühl für die damaligen Leiden der Kirche, voll Einsicht in Ertheilung von Rathschlägen und doch voll Unterwerfung gegen die Obern hat sie geschrieben.

Diese wunderbare Frau starb in dem Alter des Herrn, im dreiunddreißigsten Jahre den 29. April 1380.

Der heilige Vincenz von Ferrer.

Gegen das Ende des vierzehnten Jahrhunderts sandte der Herr Seiner bedrängten Kirche einen wahrhaft apostolischen Prediger in dem heiligen Vincenz von Ferrer. Seine Eltern waren fromme und mildthätige Edelleute zu Valencia in Spanien, wo Vincenz im J. 1357 das Licht der Welt erblickte. Hohe Geistesgaben, die Liebe zum Gebet und zum Gehorsam zierten Vincenz von Jugend auf, wie er auch als Knabe schon in sich einen Drang fühlte, das Evangelium Jesu Christi zu predigen. Deshalb trat er auch in den Predigerorden. Nach Vollendung seiner Studien auf der Universität zu Barcelona ward er, kaum 24 Jahre alt, Priester, Lehrer der heiligen Schrift und Prediger, ward bald die Zierde seines Ordens. Gott fragte er mehr um Rath, als seine Bücher, und immerfort bat er um das Licht des heiligen Geistes. Verfolgungen und Versuchungen peinigten den jungen Prediger. So ließ ihn einstmals eine vornehme Frau unter dem Vorwande, sie wäre krank und möchte beichten, zu sich rufen, und wollte ihn zur Sünde verführen. Vincenz entfloh mit Abscheu. Die Frau verläumdete ihn auf die niederträchtigste Weise, bis sie, erschüttert durch die Geduld und das Gebet des Heiligen, ihre Bosheit Allen gestand. Vincenz verzieh ihr vom Herzen und heilt sie von einer schweren Krankheit, der Folge ihrer Sünden Dabei liebte er die Demuth; er konnte Cardinal werden, e schlug die hohe Würde aus und wollte der Mindeste unter sei nen Brüdern seyn. Aber die höchste Freude erfüllte sein Her als der Papst ihm gestattete, überall, wo er wolle, in der gan zen Christenheit, das Wort Gottes zu verkündigen. Das w sein Beruf. So zog er denn als Weltapostel von Stadt Stadt, von Reich zu Reich, in Kirchen, auf Märkten, a freiem Felde zu predigen und die Welt in ihrer Verderbniß den Tag des Gerichtes zu mahnen. Mehrmals hat er Sp nien in allen Richtungen durchwandert, alle Provinzen Reiches haben sein Wort gehört, seinen Wandel und se Wunder gesehen. Selbst ein Muhamedaner, der König Granada, ließ ihn durch Gesandte nach Granada bitten, erst dann verließ er die Stadt, als die Menge seiner Bekehr gen Besorgniß erweckte, und die Großen dem Könige mit ei

Aufstande drohten. In Toledo und Salamanca ward durch sein Wort die ganze Synagoge bekehrt und in eine Kirche umgewandelt. Vincenz war es, der, als mit Don Martin das alte Königsgeschlecht der Grafen von Barcelona erloschen und drei Bewerber um die Krone Aragoniens aufgetreten, den Bürgerkrieg verhinderte und den Frieden erhielt. Darauf stieg er die Pyrenäen hinab, und durchzog Frankreich predigend von den Pyrenäen längs dem Meere und dem Rheinstrome bis hinab nach Lothringen, Burgund, Flandern und die Normandie. Nie ermüdet, eilte er nach der Schweiz, und überschritt mitten in der Winterskälte die Alpen. Piemont, die Städte der Lombardei und Florenz vernahmen sein Flammenwort. Ueber das Meer ging er nach London, und predigte in England, Schottland und Irland. Selbst bis nach der fernen Insel Majorca eilte der Rastlose. So hat der Heilige zwanzig Jahre gewirkt; Könige und Kaiser fragten ihn um Rath und luden ihn ein, Päpste und Cardinäle ehrten und baten ihn um Beistand, das Volk empfing ihn, wie einen vom Himmel gesandten Apostel; er aber blieb demüthig und nahm nicht einmal ein Almosen an, außer zur täglichen Nothdurft. Oft mußte er ob des Schluchzens der Zuhörer seine Rede unterbrechen; Reiche gaben ihr Gut den Armen, Feinde umarmten sich vor seinen Augen; Notäre folgten ihm, welche die Vergleiche des Rückfalles wegen gerichtlich gemacht. Von der Kanzel ging er in den Beichtstuhl, oft sah man durch sein Wort erschütterte Sünder wie halbtodt vor ihm liegen. Große Processionen reuiger Sünder begleiteten ihn, wenn er einen Ort verließ, und die Zahl der von ihm Bekehrten ist unendlich groß, ist nur Gott bekannt. Die Kraft seines Wortes ward von Gott durch Wunder und die Gabe der Weissagung verherrlicht.

Nach einer kurzen Krankheit berief der Herr den beredten Verkündiger seines göttlichen Wortes zu sich den 5. April 1419; Papst Calix III. versetzte ihn unter die Zahl der Heiligen, 1453. —

Die heilige Lidwina.

Christo leiden, Christo sterben, wollte mit der ganzen Inbrunst eines von Liebe und Sehnsucht erfüllten Herzens eine

fromme Jungfrau von Schiedam, eben ihres Leides wegen Lidwina (vor Leid weinende) genannt. Am Tage nach Gertrudis (den 18. März 1430) gebar Petronilla, die Ehefrau Peters, das heilige Kind. Peter war von Adel, aber so verarmt, daß er zu Schiedam Nachtwächterdienst verrichten mußte, um seine Frau und fünf Kindlein zu ernähren. In fröhlicher gottesfürchtiger Jugend wuchs Lidwina heran und entfaltete eine so große Schönheit, daß sie schon mit dem zwölften zur Ehe verlangt ward. Aber die Jungfrau wollte sich keinem irdischen Bräutigame ergeben, sie hatte sich bereits den himmlischen erwählt. Im fünfzehnten Jahre fiel sie am Lichtmeßtage auf dem Eise und brach sich auf der rechten Seite eine Rippe und dieß war der Anfang eines dreiunddreißig Jahre dauernden Leidens voll zunehmender Bitterkeit, wie es nur über die Allerwenigsten gekommen ist. Geschwüre bedeckten sie und große Würmer brachen daraus hervor, Löcher fielen ihr in den Leib, an der Stirne, an den Lippen, am Kinne hatte sie Brüche und Wunden, auf dem einen Auge war sie ganz blind, auf dem andern zur Hälfte. Vom fünfzehnten bis zum einundzwanzigsten Jahre konnte sie von ihrem Körper, außer dem Haupte und dem Arme sammt der Schulter gar nichts bewegen; diese sieben Jahre und dann bis zu ihrem Tode lag sie auf dem Rücken. Oft meinte man beim Herumwenden, es müßen ihre Glieder auseinander fallen. Es war kein Theil an ihrem Leibe, der nicht seine Pein hatte. Und nicht genug, auch andere Peinen marterten sie, unausstehliches Kopfweh, heftige Zahnschmerzen, Fieber, langwierige Wassersuchten, zur Pestzeit drei Geschwüre und kurz vor ihrem Ende ein Steinleiden. Größer noch, als diese furchtbare Pein, war ihre Ergebung, ihre Liebe zu Jesu, die mit ihrem Leiden zu wachsen schien. Da ward ihr Jesus, der Gekreuzigte, Alles, ihr Trost, ihr Helfer, ihre Liebe, ihre Seligkeit. Es starben ihr die Eltern; da verkaufte sie das Wenige, das aus der Hinterlassenschaft auf sie traf und gab es den Armen, die sie um Jesu willen auf das zärtlichste liebte, mit denen sie ihre Armuth theilte. Jeder wunderte sich, wie sie mit so Wenigem ihren Leib ernährte. Ein Apfelschnitt oder ein Bischen Brod, ein Trunk Bier oder etwas Milch war in der ersten Zeit der Krankheit ihre Nahrung, später nahm sie nur Wasser, zuletzt genoß

sie mehrere Jahre weder Speise noch Trank, noch Schlaf, sondern sie lebte einzig von der heiligen Communion. Solches bezeugt der gottselige Thomas von Kempen, der ihr Leben beschrieben. Oefter sah man sie in der Nacht von einem übernatürlichen Lichte umstrahlt und ein wunderlieblicher Geruch ging von ihr aus. In ihrer flammenden Liebe zu Jesu genügten ihr diese bittern Leiden nicht, sie verlangte noch mehr, verlangte neue Prüfungen. Da starb ihre geliebte Petronilla, die sie treu gewartet; rohe Kriegsleute vom Heere des Herzogs von Burgund brachen in ihre stille Hütte und mißhandelten und verwundeten die leidende Jungfrau also, daß man das Blut aus ihrem Lager mit einem Waschbecken schöpfen mußte. Die Obrigkeit wollte die Missethäter bei dem Herzoge verklagen; aber Lidwina verbat sich alle menschliche Strafe; denn Gott würde schnell Rache nehmen Alle vier Uebelthäter starben in demselben Winter eines schrecklichen gähen Todes. Lange Zeit weinte die barmherzige Jungfrau über den Untergang ihrer Beleidiger. Die letzten fünf Jahre ihres Leidens hatte Lidwina den Herrn gebeten, Er möge ihre Schmerzen oder die Tage derselben abkürzen und sie alleinig eines kurzen Todes sterben lassen. Der Herr erhörte ihr Gebet; schnell verschied die Heilige, den 14. April, dem dritten Ostertage 1433. Ihr Leib erschien nach dem Tode glänzend weiß; all' ihre Gebrechen, Wunden und Geschwüre waren verschwunden, ihre Glieder voll und unversehrt — ein Zeichen der künftigen Verherrlichung am Tage der Auferstehung. — Tausende, Alte und Kinder, eilten nach Schiedam, die schöne todte Jungfrau zu sehen und ihre Herzen an ihrem Anblicke zu erbauen.

Nicolaus von der Flüe.

In einer stillen waldigten Gegend am hohen Sachslerberge, unweit des schönen Vierwaldstättersee's, im Herzen der Schweiz, sah Nicolaus von der Flüe zu der Zeit das Licht der Welt, wo die Väter zu Constanz saßen, der bedrängten und gespaltenen Kirche den Frieden zu geben (21. März 1417). Gottesfürchtige wohlhäbige Eltern hielten ihn mit Lehre und Beispiel zu allem Guten an und so wuchs Nicolaus heran, stark und markig an Leibes- und Glaubenskraft, wie die Berge seiner Heimath, reinen Herzens, wie die Fluth seines See's und in der Liebe zu

Gott glühend, wie die Sonne in jenem Thale zur Sommerszeit. Von Jugend zog es ihn mit wunderbarer Macht zu Gott, zum Gebete. Die Seinigen sahen es oft, wie der Knabe, wenn er mit ihnen auf den Matten gearbeitet und sie nach Hause gingen, heimlich wegschlich, um an einem einsamen Orte zu beten. Auf Geheiß seiner Obrigkeit zog er in das Feld, in den Zürcher- und Thurgauerkrieg und ward Hauptmann über hundert Mann. Die Feinde warfen sich in das Kloster Catharinenthal bei Diessenhofen, schon wollten die Seinen Feuer in das Kloster werfen, die Feinde zu vertreiben; da hielt er sie zurück und bat: „Brüder! befleckt den Sieg, den ihr durch Gott erkämpft habt, nicht durch Unmenschlichkeit!" So ward das Kloster gerettet; Nicolaus aber erhielt von seinem Lande als Anerkennung seines guten Verhaltens während des Krieges eine goldene Denkmünze. Nach seiner Heimkehr nahm er sich nach dem Willen seiner Aeltern eine tugendliche Jungfrau, Dorothea Wyßling, zur Frau, lebte mit ihr in Liebe und Frieden, und erhielt von ihr zehn Kinder, fünf Knaben und fünf Mädchen, alle des Vaters würdig durch Gottseligkeit und Tüchtigkeit. So lebte Nicolaus, aller guten Dinge. beflissen, für die Erziehung seiner Kinder und das Beste des Vaterlandes besorgt; alle ehrten ihn, einstimmig ward er zum Landrathe und Richter von Obwalden erwählt, ja ihm mehr als einmal die höchste Würde eines Landammannes angetragen; diese lehnte er ab; der gerechte, demüthige Mann fürchtete die Verantwortlichkeit; auch mochte er fühlen, daß Gott etwas Anderes und Größeres mit ihm vorhabe. Und so war es auch.

Inmitten der treuesten Pflichterfüllung ward es ihm in der Welt immer weher zu Muthe; die Sehnsucht, Gott in der Einsamkeit zu dienen, flammte immer mächtiger in seiner Brust. Mitten in der Nacht stand er vom Lager auf, suchte sich heilige Oerter in der Nähe und ergoß daselbst sein volles Herz in brünstigem Gebet vor Gott aus. In diesem Umgange mit Gott fühlte er sich selig über die Massen. Sein gewöhnliches Gebet war; „O du mein Herr und Gott! nimm mich mir, und gib mich ganz eigen Dir! Nimm Alles von mir, das mich hindert zu Dir! Gib Alles mir, was mich fördert zu Dir!" Mehrere Gesichte forderten ihn auf, dieser Sehnsucht nach-

zugehen, und, abgelöst von aller irdischen Beschäftigung, ganz Gott in Gebet und Betrachtung zu leben. So sah er einstmals, als er sein Vieh weidete, eine Lilie aus seinem Munde wachsen; aber aus seiner Heerde ein stolzes Roß herzutreten und die Lilie ihm aus dem Munde nehmen — ein Bild, das ihm anzeigte, wie die heilige Beschaulichkeit von zeitlichen Sorgen und Geschäften vernichtet werde. Ein anderes Mal kamen drei Männer zu ihm, und der erste sprach: „Sag aus, Nicolaus, willst du dich mit Leib und Seele ganz in unsere Gewalt geben?" Er antwortete: „Ich ergebe mich niemand' Anderem, als Gott dem Allmächtigen, Dem ich lange mit Leib und Seele zu dienen begehrt habe!" Darüber hatten die drei Männer die größte Freude, und der Erste verhieß ihm Erlösung von aller Mühsal in seinem siebzigsten Jahre und die Herrlichkeit des Himmels, falls er das Kreuz, das er ihm hinterlasse, geduldig trüge. Nun hatte Nicolaus den Willen Gottes erkannt, und es litt ihn nimmer zu Hause. Jetzt entdeckte er Alles seiner Frau, die mit ruhiger Ergebung einwilligte, sorgte für seine Kinder und ging nach einem schweren Abschiede von Vater, Frau und Kindern fort, baarfuß und baarhaupt, in einem langen Pilgerrocke, seinen Stab und Rosenkranz in der Hand. In seiner Heimath wollte er nicht bleiben, damit man nicht glaube, er prunke mit seiner Andacht und sei ein Scheinheiliger. So wanderte er fort und kam bis an das äußerste Juragebirge. Da fühlte er sich von einer unsichtbaren Gewalt in sein Vaterland zurückgetrieben. Auf freiem Felde brachte er bekümmert die Nacht im Gebete zu, bis ein Schlummer seine müden Augen schloß. Da umstrahlte ihn plötzlich ein lichter Schein und durchdrang sein Innerstes, schneidend wie mit Messern. In diesem Augenblicke war sein irdisches Leben ertödtet; wohl trug er eine Seele noch im Leibe, aber dieser empfand kein Bedürfniß von Speise und Trank. Von dieser Stunde an nahm Bruder Nicolaus zwanzig Jahre lang keine andere Speise und keinen andern Trank zu sich, als die monatliche im heiligsten Altarssakramente. Dieses Wunder ist, wie Johannes Müller, der große Geschichtschreiber der Schweizer, bezeugt, noch bei seinem Leben untersucht, weit und breit erzählt, von seinen Zeitgenossen der Nachwelt überliefert und selbst nach der Glaubensänderung als erwiesen geglaubt worden.

Es trieb aber den Nicolaus wieder zurück in die Heimath auf einer seiner Alpen, das Flüster genannt, baute er eine Hütte nach acht Tagen ward er von Jägern entdeckt. Da kam sein Bruder, Peter, und bat ihn, er möge doch heimkehren und nicht in der öden Wildniß verhungern. Nicolaus aber beruhigte ihn, ließ den gottesfürchtigen Pfarrherrn von Kerns kommen und entdeckte ihm Alles. So blieb er, bis der Besuch der Leute, die von allen Seiten den gottbegnadigten Einsiedler sehen wollten, ihn veranlaßte, eine noch abgelegenere Einöde zu suchen. In einem finstern Bergkessel, durch den die Melch tosend stürzt, nahm er seine Stätte; die Leute bauten ihm eine Kapelle und eine Clause, und hier setzte Nicolaus, nur eine Viertelstunde von Weib und Kind entfernt, sein gottseliges Leben fort. Staunend vernahmen Alle, nah' und fern', das große Wunder seiner gänzlichen Enthaltsamkeit von irdischer Nahrung. So ward er beobachtet und geprüft, daß auch der Ungläubigste überzeugt wurde. Vom Fürstbischofe von Constanz abgesandt, ging sein Weihbischof Thomas zu ihm und fragte ihn, welches die größte aller christlichen Tugenden wäre? Bruder Claus erwiederte: „Der Gehorsam!“ Da nahm der Bischof Brod und Wein hervor und befahl ihm, bei diesem Gehorsame davon zu genießen. Kaum hatte der Bruder nur etwas von Brod und Wein zu sich genommen, als ihn Zuckungen und Krämpfe befielen, so daß der Bischof seine Zumuthung bereute und von seinem Begehren völlig abstand.

Unweit der Hütte des Bruders Claus hatte sich ein Edelmann aus Bayern, Namens Ulrich, niedergelassen, um unter seiner Leitung sich der Gottseligkeit zu widmen. Bald vereinigte die innigste Freundschaft die beiden Seelen, die nur an Gott ihre Freude hatten. Zahlreich strömte das Volk zu dem wunderbaren Manne, und Jeden nahm er liebreich auf, gab Rath, Trost und Hilfe. Die Männer nannte er „Meine Söhne“, die Frauen „Meine Töchter“. Jedesmal bat er beim Abschiede: „Bittet für mich“, und gab ihnen dann freundlich die Hand. Auch seine Frau und seine Kinder besuchten ihn öfters, und fanden an ihm den alten, weisen, liebevollen Vater. Dringend ermahnte er die Vornehmen und Beamten, ihre Pflicht strenge zu thun und keinen Finger breit vom Rechte

abzuweichen. Oft trug er dem Volke auf, den Priestern die gebührende Ehrfurcht zu erweisen, auch wenn sie nicht tadellos lebten. „Denn gleich wie ein frisches Brunnenwasser eben so gut und wohlschmeckend durch bleierne oder kupferne, wie durch silberne und goldene Röhren läuft, so empfanget Ihr durch gute und böse Priester einerlei und gleiche Gnade Gottes, wofern Ihr Euch würdig dazu vorbereitet. Seid beständig im Glauben Eurer Väter; denn es wird nach meinem Tode ein großer Aufruhr sich in der Christenheit erheben, und alsdann hütet Euch, daß Ihr durch Neuerung und Listigkeit des Teufels nicht betrogen werdet!" Also hörte man den gotterleuchteten Bruder gar oft sagen; bei jeder Gelegenheit ermahnte er das Volk zur Gottesfurcht und Liebe. „Liebet Euch, sprach er; denn die Liebe ist die Mutter aller Tugenden im Himmel und auf Erden." Und wenn er also redete, so leuchteten seine Augen voll himmlischen Glanzes und eine geistige Wärme ging von ihm aus, die Alle ergriff und erquickte. So hatte Bruder Claus in seiner Clause vierzehn Jahre gelebt bis zum Jahre **1481**. Das drohte für die Eidgenossen schlimm zu enden. Da saßen sie am Feiertage vor Thomas zwiespältig über die Aufnahme von Solothurn und Freiburg in den Bund zu Stanz bei einander. Die Stadtbewohner waren für die Aufnahme, die Landleute dawider. Schon schien der Bürgerkrieg unvermeidlich. Das ging dem wackern Pfarrherrn von Stanz, Heinrich, recht zu Herzen; er lief noch in der Nacht zu Bruder Claus, klagte ihm des Vaterlandes Gefahr und bat ihn um Gottes willen, er möge kommen und helfen. Bruder Claus aber sprach: „Kehre eilends zurück nach Stanz und sage den Boten der Eidgenossen, es hätte ihnen Bruder Claus auch noch ein Wörtlein zu sagen!" Und er nahm seinen Stab und Rosenkranz und ging zu den Boten nach Stanz. Als er nun eintrat in ihre Versammlung, eine hohe, schöne, vom Alter noch nicht gebeugte Gestalt, mit den strahlenden Augen und ihnen im Namen Jesu den Gruß bot, da erhoben sich Alle von tiefer Ehrfurcht ergriffen, neigten sich vor dem einfältigen Diener Gottes, und Jeder war, noch ehe er gesprochen, geneigt nach seinem Worte zu thun. Mit rührenden Worten, voll Einsicht und Erfahrung, ermahnte er sie einträchtig zu seyn, Freiburg und Solothurn in den Bund aufzunehmen, nicht um

des Raubes willen ungerechte Kriege zu führen, sondern Gerechtigkeit handzuhaben und sich untereinander als christliche Eidgenossen zu lieben.

Vor solchem Worte schwiegen die Zanksüchtigen, sie nahmen Solothurn und Freiburg in den Bund auf, und ehrten von nun an den Bruder Claus als den Retter des Friedens und des Glückes ihres Landes. Bruder Claus ging noch desselben Tages Gott dankend nach Hause und lebte noch sechs Jahre in Gottseligkeit fort, bis endlich der Herr kam, seinem treuen Diener die Krone zu geben. Aber damit er gänzlich gereinigt würde von allen irdischen Schlacken, ließ ihn Gott noch vor seinem Tode in eine gar qualvolle Krankheit fallen, worin ihm unsägliche Schmerzen Mark und Bein durchfuhren, so, daß er sich wie ein zertretener Wurm hin und her krümmte. Acht Tage litt er dieses Leiden mit Engelsgeduld, Gott lobend seiner Schmerzen halber. Als nun die Schmerzen stiller wurden und er sein Ende nahe fühlte, empfing er mit brennender Andacht den Leib des Herrn und die heilige Oelung. Um ihn standen Ulrich, sein treuer Freund, der gute Pfarrer Heinrich und die fromme Waldschwester Cäcilia, die noch siebzig Jahre nach ihm in ihrer nahen Zelle Gott diente, sein treues Weib und die wackern Kinder. Unter ihren Gebeten starb Nicolaus den Tod des Gerechten, am Tage seiner Geburt den **21.** März **1487.** Sein Hinscheiden versetzte das ganze Schweizerland in die tiefste Trauer; Jeder klagte, als wäre er sein Vater; weit und breit strömte das Volk zusammen, die theure Leiche nach der Pfarrkirche von Sachslen zu begleiten; keine andere Messe ward desselbigen Tages in seiner Landschaft gelesen, als an dem Grabe des Heiligen, weil alle Priester ihm die letzte Ehre erweisen wollten.
